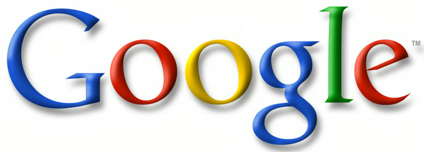
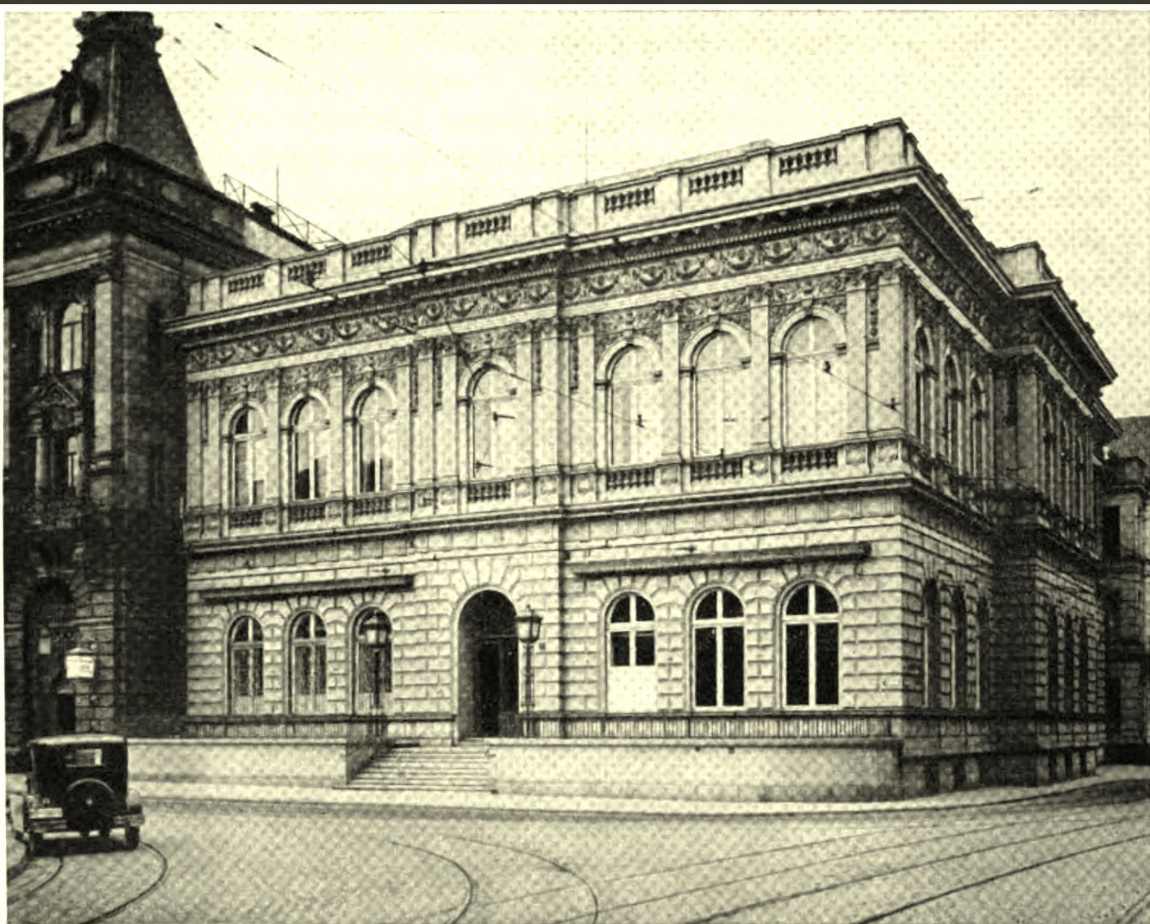
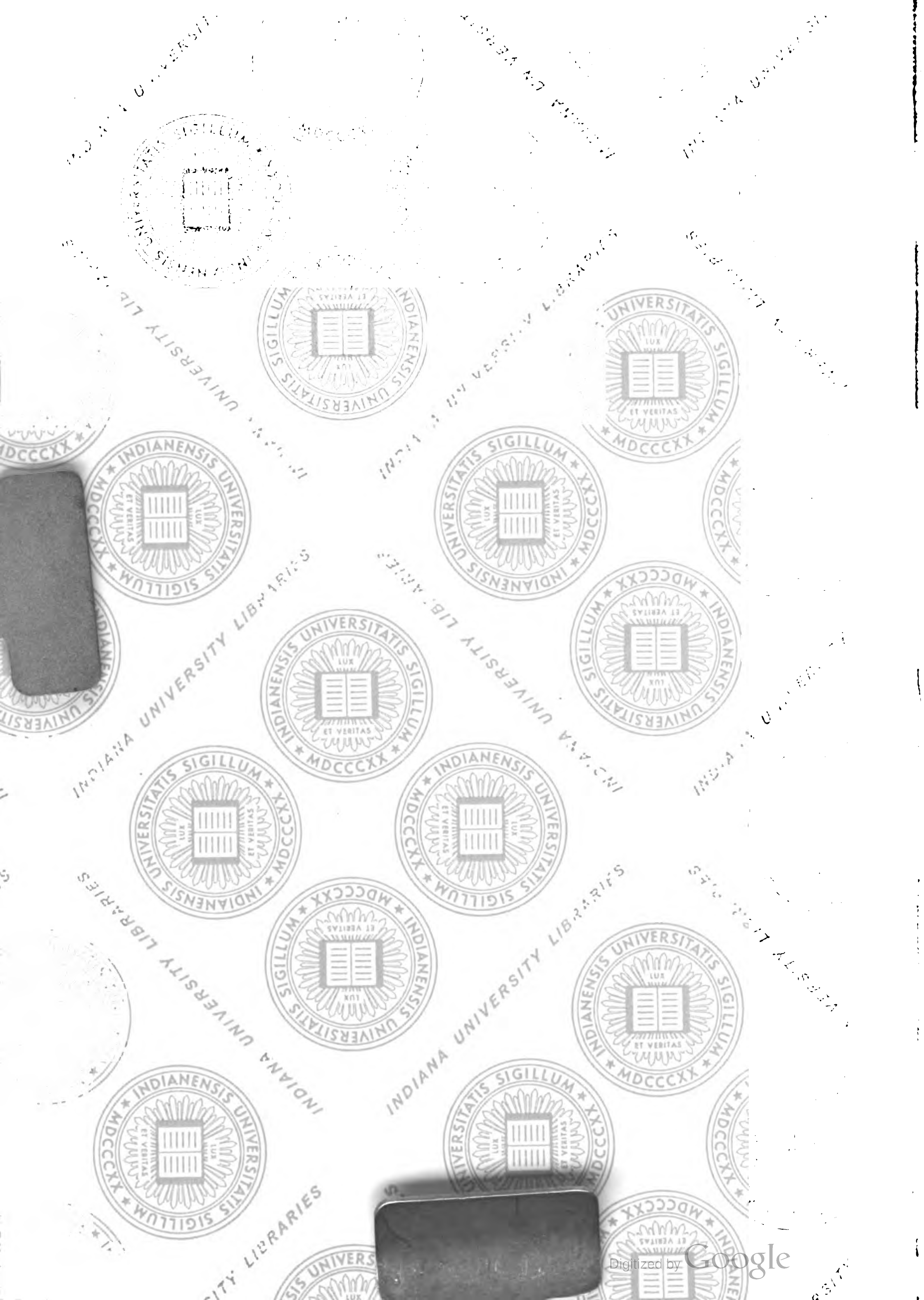
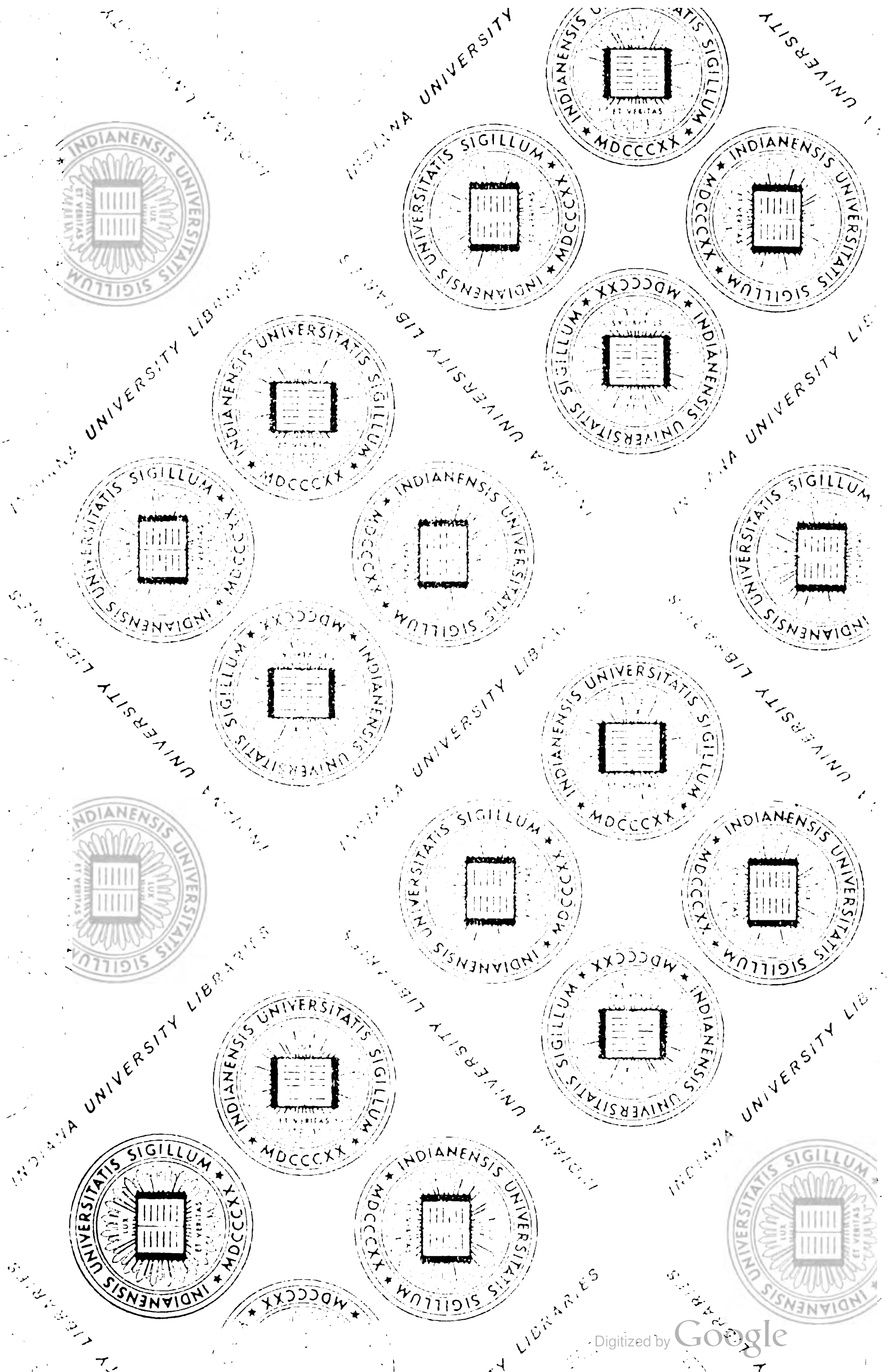




Heimat und Volkstum

Verein für Niedersächsisches Volkstum


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX ET VERITAS
MDCCCXX


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
MDCCCXX
ET VERITAS

HEIMAT UND VOLKSTUM

Bremer Beiträge
zur niederdeutschen
Volkskunde
1962 / 1963

Zum Gedenken an
Dr. Rudolf Frenzel

Verein für Niedersächsisches Volkstum e. V. Bremen gegr. 1904
Landesverein Bremen im Deutschen Heimatbund



Vorwort

Dieses Jahrbuch ist dem Gedenken an Dr. Rudolf Frenzel gewidmet, dem zweiten Vorsitzer unseres Vereins, meinem guten Freund. Zu früh wurde er uns und aus seiner ihm lieb gewordenen Arbeit hier in Bremen genommen. Wie groß die von ihm hinterlassene Lücke ist, mag bereit daran ermessen werden, daß wir diesen Band unseres Jahrbuchs erst jetzt, mehr als drei Jahre nach seinem Tode, vorlegen können. Er hatte die „Bremer Beiträge zur niederdeutschen Volkskunde", wie wir das Jahrbuch im Untertitel zuletzt genannt haben, auf einen neuen und wissenschaftlich hohen Stand gebracht, den wir mit diesem Doppelband und den nächsten, bereits in Vorbereitung befindlichen Bänden hoffen halten zu können.

Der vorliegende Band unseres Jahrbuchs ist eine Dankesgabe an den Verstorbenen, den Wissenschaftler ebenso, wie den Menschen, Freund und Mitarbeiter in unserem Vorstand. Die Schrift ist seinem Andenken bei Kollegen, Mitgliedern und Freunden gewidmet. Sie soll seine Persönlichkeit noch einmal erstehen lassen und Zeugnis von seiner Arbeit und Arbeitsweise ablegen. Sie ist keine Gesamtausgabe seiner Schriften und Reden. Sie wird aber umfassend genug sein, um die Erinnerung an ihn bei allen, die sich ihm verbunden gefühlt haben und den Vielen, mit denen er verbunden war, wachzuhalten.

Nach einigem Zögern haben wir uns entschlossen, auch die bisher ungedruckt gebliebene Dissertation aus dem Jahre 1953 über den deutschen Bauern in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit in dieses Jahrbuch aufzunehmen. Diese umfassende Arbeit sollte Grundlage für Frenzels Habilitation an einer niederdeutschen Hochschule werden. Nach seiner Gesundung — an die er bis zuletzt fest glaubte — wollte er sich ihr mit Nachdruck widmen. Viele Pläne sind ihm in der Zeit erzwungener Ruhe durch den Kopf gegangen. Mancherlei davon hat er noch konzipiert; das meiste blieb jedoch ungetan.

Besonderen Dank schulden wir Frau Dr. M. Rumpf, Berlin, für die Überarbeitung des Manuskripts über die Rattenfängersage. Im Nachlaß Frenzels fand sich nur ein Vortragsmanuskript mit Hinweisen und spärlichen Quellenangaben. Frau Dr. Rumpf hat sich der schwierigen Aufgabe unterzogen, dieses Manuskript umzuschreiben und dadurch druckreif zu machen. Darüber hinaus ist sie — und darin liegt ihr besonderer, eigener Beitrag — durch die intensive Beschäftigung mit diesem Thema zu Überlegungen angeregt worden, die ganz sicher einen neuen und bedeutsamen Beitrag zur Rattenfängerforschung liefern. Schon heute haben diese Erkenntnisse, wie sie in den Anmerkungen ihren Niederschlag gefunden haben, Interesse in der Fachwelt erregt. Das verleiht ihrer umfangreichen Arbeit doppelten Wert und erhöhte Bedeutung.

In gleicher Weise gebührt unser Dank Herrn Alt-Bürgermeister Dr. Dr. Th. Spitta, Bremen, welcher das Gespräch mit Dr. Frenzel über das „Iisen“ aus dem Jahre 1961 nochmals überarbeitet und zum Druck vorbereitet hat. Diese Unterhaltung ist nur als besprochenes Tonband auf uns gekommen. Wir konnten daher zunächst eine bereinigte Niederschrift herstellen, welche Herr Dr. Spitta alsdann noch einmal selber für dieses Buch überarbeitet hat. Dadurch ist ein vergangener Brauch in unserer Stadt in wissenschaftlich einwandfreier Dokumentation festgehalten worden.

Schließlich muß auch die Mitarbeit von Herrn Archivrat Dr. Lührs, Bremen, mit besonderem Dank hervorgehoben werden. Er hat sich bereitgefunden, bei der Schriftleitung unseres Jahrbuchs mitzuwirken und bereits einen wesentlichen Teil der technischen Vorbereitung dieses Bandes übernommen. Da wir den Autor nicht mehr befragen konnten, waren die Zusammenstellung der Texte und Bilder, sowie die Korrektur besonders schwierig.

Niedergeschrieben in Bremen am 9. Januar 1966,
dem 47. Geburtstag von Dr. Rudolf Frenzel.

Otto C. Carlsson

Nachrufe

Deutscher Heimatbund

In Herrn Dr. Rudolf Frenzel, dem 2. Vorsitzer unseres Bremer Landesvereins, des Vereins für Niedersächsisches Volkstum, hat der Deutsche Heimatbund einen wertvollen Mitarbeiter aus der jüngeren Generation verloren.

Herr Dr. Frenzel bildete in Bremen als akademisch vorgebildeter Volkskundler eine ideale Ergänzung des Vorstands und hat durch sein Wirken entscheidend dazu beigetragen, dem Ansehen und der Ausstrahlungskraft unseres Bundes in und um Bremen zu dienen. Die von ihm übernommenen und leider zum größten Teil unvollendet gebliebenen Aufgaben — auch im Rahmen der Fachgruppenarbeit des Niederdeutschen Rats — waren geeignet, unseren Forderungen, wie der landespflegerischen Arbeit überhaupt, wesentliche neue Impulse zu verleihen und ihr Ansehen zu mehren. Dr. Frenzel erkannte die an seine Disziplin zu stellenden Forderungen seiner Zeit: für den Menschen eine neue und bewußte Heimat zu schaffen. Er war bereit, seinen Teil dazu beizutragen und hätte ganz sicher einen sehr bedeutsamen Beitrag dazu leisten können. Deshalb trifft sein Verlust unseren Bund besonders schwer und hinterläßt eine Lücke, die nicht so schnell zu schließen sein wird.

Wir gedenken seiner in Dankbarkeit und Trauer.

Dr. Adolf Flecken

Niederdeutscher Rat

Der Niederdeutsche Rat, die Arbeitsgemeinschaft der niederdeutschen Heimatverbände im Deutschen Heimatbund,

betrauert tief den Heimgang seines ordentlichen Mitglieds Dr. Rudolf Frenzel, der unerwartet aus unserer Mitte genommen wurde. Dr. Frenzel hat den Verein für Niedersächsisches Volkstum in Bremen im Niederdeutschen Rat vertreten.

Schon seit den ersten Anfängen, noch vor Begründung des Niederdeutschen Rats, hat Dr. Frenzel sich mit Umsicht und Tatkraft den Aufgaben zur Verfügung gestellt, die schließlich zu einem festen Zusammenschluß der Heimatverbände des niederdeutschen Raumes geführt haben. Verständlicherweise haben den Niederdeutschen Rat in den Anfängen seiner Arbeit vornehmlich Fragen beschäftigt, die mit dem Volkstum und der Volkskunde der Heimat zu tun haben. Dies ist zugleich das besondere Arbeitsgebiet von Dr. Frenzel gewesen. Planmäßig hat er auf diesem Gebiet die Erfahrungen und Möglichkeiten seines beruflichen Lebens zugleich für den Niederdeutschen Rat aufgegriffen und damit für ganz Niederdeutschland bereitgestellt. Auch das selbstgesteckte wissenschaftliche Ziel Rudolf Frenzels, das Volksleben der Gegenwart unter dem Einfluß der Großstadt zu beobachten und zu fördern, fand von Anfang an das Interesse des Niederdeutschen Rats, dessen Arbeit bei aller Wahrung der Tradition dem Leben unserer Zeit und der Zukunft zugewandt ist.

Der Niederdeutsche Rat hat auf seiner Sitzung vom 30. November 1962 Abschied von Dr. Rudolf Frenzel genommen. Wir bewahren diesem geschätzten Mitarbeiter und lieben Kameraden dankbar ein ehrendes Angedenken.

Dr. Hans Riepenhausen
Dr. Otto C. Carlsson

Niederdeutsche Chronik

Die „Niederdeutsche Chronik", die wöchentliche Gemeinschaftssendung von Radio Bremen und dem Norddeutschen Rundfunk,
brachte in ihrer Sendung vom 28. November 1962 folgenden Nachruf:

Die Niederdeutsche Chronik hat den Verlust eines Mitarbeiters zu vermelden, der seit Jahren zu den fachlichen Stützen dieser Sendung gehört hat. Dr. Rudolf Frenzel — der volkskundliche Mitarbeiter unseres Bremer Hauses — ist am 14. November dieses Jahres im frühen Alter von 43 Jahren nach langem Krankenlager einer heimtückischen Krankheit erlegen.

Was ihn als Mensch und Arbeitsgefährte auszeichnete, waren sein immer freundliches und bescheidenes Wesen gleichermaßen, wie sein nie ermüdender Tätigkeitsdrang.

Sein eigentliches Wirkungsfeld war das Bremer Focke-Museum, dem er vorranglich seine Arbeitskraft und seinen Forschereifer widmete. Aber er war weit mehr, als nur ein emsiger Museums-Mann. Die volkskundliche Erforschung des Großstadtraumes mit all seinen vielschichtigen Erscheinungen und Problemen hatte er sich zur Lebensaufgabe gemacht — zu einer Aufgabe, von der das Schicksal ihn nur die Anfangskapitel selbst bewältigen ließ. Gerade diese Aufgabe aber war es, die ihn für unsere Arbeit in der „Niederdeutschen Chronik" so besonders wertvoll machte. Dr. Frenzel gehört zu jener Gruppe junger Wissenschaftler, denen die „Volkskunde der Gegenwart" nicht nur eine These, sondern ein praktisches Arbeitsfeld bedeutet. Ihre Zahl ist gering — gering vor allen Dingen im Vergleich zu den Aufgaben, die jetzt in unserer Zeit zu bewältigen sind. Umso größer und schmerzlicher ist die Lücke, die der Tod eines solchen Mannes hinterläßt.

Uns allen in der Niederdeutschen Chronik, die mit Dr. Frenzel zusammenarbeiten durften, wird er sehr fehlen. Die von ihm gesammelten Erkenntnisse und Erfahrungen aber sind ein gutes und reichhaltiges Fundament für das weitere Erforschen der volkskundlichen Zusammenhänge unserer Zeit.

Hans-Henning Holm, Hamburg
Hans Robert Helms, Bremen
Hugo R. Bartels, Hannover
Thomas Viktor Adolph, Flensburg
Dr. Walter Weymann-Weyhe, Oldenburg

Deutsche Gesellschaft für Volkskunde

Die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde betrauert in Dr. Rudolf Frenzel einen Freund und Kollegen, der bereits während seines Studiums, das er nur unter großen persönlichen Opfern durchführen konnte, regelmäßig an seinen Tagungen teilgenommen hat. Er tat dies nicht nur, um seine Kenntnisse in dieser aus innerlicher Neigung erwählten Disziplin durch die dort gehaltenen Fachvorträge zu erweitern oder um Verbindungen zu Kollegen anzuknüpfen, sondern weil er in der Gesellschaft den natürlichen Mittelpunkt aller volkskundlichen Forschungsarbeit sah. Da die Gesellschaft damals nur korporativen Mitgliedern offenstand, trat er sofort nach dessen Gründung dem „Kreise der Freunde und Förderer der Volkskunde" bei, um hierdurch ebenfalls seiner persönlichen Anteilnahme an der Arbeit der Gesellschaft Ausdruck zu verleihen.

An allen Diskussionen im Kollegenkreis beteiligte sich Dr. Frenzel lebhaft und zeichnete sich dabei stets durch sachliche und zweckdienliche Bemerkungen aus, so daß er schließlich in die Kommission aufgenommen wurde, der die Aufgabe gestellt war, eine Neufassung oder Ergänzung der Satzung des Verbandes zu beraten. In mehreren Zusammenkünften der Kommission hat er zu seinem Teil zum Beratungsergebnis beigetragen. Infolge seines viel zu frühen Todes hat Dr. Rudolf Frenzel die Auswirkungen seiner Bemühungen auf dem Volkskundekongreß in Münstereifel nicht mehr erleben dürfen.

Die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde wird Dr. Rudolf Frenzel immer ein ehrendes Andenken bewahren.

Prof. Dr. Gerhard Heilfurth

Focke-Museum

Dr. Rudolf Frenzel war gern in den Dienst des Focke-Museums getreten — in einem vollen Einverständnis mit den von ihm hier erhofften Aufgaben. Freudig bejahte er die gegebenen Möglichkeiten. Unverdrossen wandte er seine Energie und seine Phantasie an die geistige Gründung sowohl des künftigen neuen Museums als auch an die Vorbereitung der wissenschaftlichen Arbeit.

Dr. Rudolf Frenzel half die Fundamente legen, auf denen das Focke-Museum nach der Epoche der Zerstörung und der Verbannung wiedererstehen konnte. Er gab sich dem Museum ganz, er schenkte ihm Passion und Nüchternheit, Begeisterung und Akribie, Bescheidenheit und Stolz. Es gehört zum Wesen musealer Arbeit, daß sich hier die persönlichen Ideen nachdrücklich und unauslöschbar abzeichnen. Für den Außenstehenden, selbst für den interessierten Besucher, wird dies allerdings kaum deutlich. Er vermag den Rang und die Aussage der Sammlungen zu erkennen und vielleicht noch die Konzeption und die Sorgfalt der Präsentation und der pädagogischen Grundlagen.

Nur dem, der eingehendere Fragen stellt, erschließen sich die wertenden und ordnenden, liebenden und sorgenden elementarischen Ideen und Handlungen, die aus einem amorphen Bestand ein dynamisches Kraftfeld machen, die das „lebendige Museum“ bestimmen, prägen und sich planmäßig fortentwickeln lassen. Die Phasen und Bereiche musealer Arbeit fordern — und ermöglichen — die Entfaltung verschiedenster Neigungen, Begabungen, Methoden und Temperamente. Sie lassen sich auf keinen Nenner bringen, auf keiner Schule lehren. Aber in den verschiedenartigen Aufgaben liegt das geheime Glück innerer Erfüllung, eingebettet in die schlichten Gebote der Pflicht, ob sie Entdecken oder Sammeln, Ordnen oder Bewahren, Erforschen oder Erziehen bedeuten.

Dr. Rudolf Frenzel war zum Museumsmann geboren. Er brachte die Gabe des Sich-freuen-könnens mit und die Demut, die zum Umgang mit Kunstwerken gehört und echte Wissenschaft auszeichnet. Was Rudolf Frenzel in den Jahren seiner Tätigkeit in Bremen anregte, in Bewegung setzte und vollendete, ist an anderer Stelle verzeichnet. Eine Zusammenstellung seiner Aufsätze und Vorträge, seiner Ausstellungen und Untersuchungen muß dennoch lückenhaft bleiben, weil sie nur das Vollzogene und das Formulierte umschließen kann. Nur unvollkommen überlieferbar ist die von Rudolf Frenzel mit herzlicher Liebenswürdigkeit geübte Kunst überzeugender Rede, wenn es galt, dem Museum Freunde und Beistand zu gewinnen oder Mitarbeiter zu ermuntern, Vertrauen zu schaffen, Gedanken zu klären oder neue Ziele zu umreißen. Im Focke-Museum bleiben seine Arbeit und die von seiner Persönlichkeit ausgehenden Impulse lebendig, bleiben gegenwärtig und damit unvergessen.

Dr. Werner Kloos

Verein für Niedersächsisches Volkstum

Der unerwartete Verlust dieses von seiner Arbeit erfüllten Menschen und Freundes trifft uns schwer. Durch sein stilles und bescheidenes Auftreten, seine ruhige und ausgeglichene Wesensart, vor allem aber durch seine tiefschürfende wissenschaftliche Forschungsarbeit, seinen Fleiß und den hohen sittlichen Ernst, der alle seine Arbeiten trug und auszeichnete, hat er sich nicht nur in Bremen, sondern auch im gesamten norddeutschen Raum viele Freunde und persönliche Bindungen zu schaffen vermocht. Während seiner achtjährigen Tätigkeit in Bremen hat er der Erforschung dieses Großstadtraumes viele neue Impulse und Erkenntnisse gebracht. Bedeutendes blieb unvollendet. Bis zuletzt galten alle seine Gedanken dieser Lebensarbeit, die ihm Beruf und Berufung zugleich gewesen ist. Seine vielseitigen Interessen und Forschungen haben in einer großen Zahl von Veröffentlichungen und Vorträgen ihren Niederschlag gefunden. In unserem Verein ist er an hervorragender Stelle tätig gewesen, und nicht zuletzt seinem Wirken ist es zu verdanken, daß die Volkskunde einen geachteten und anerkannten Platz im wissenschaftlichen Leben unserer Stadt eingenommen hat.

Sein Andenken ehren bedeutet für uns, in seinem Sinne für die deutsche Heimat weiterzuarbeiten und sein Lebenswerk fortzusetzen. Fassungslos gegenüber der Erbarmungslosigkeit des Schicksals und tief bewegten Herzens entbieten wir ihm unseren letzten Gruß.

Dr. jur. Otto C. Carlsson

Dr. jur. Otto C. Carlsson

In memoriam Rudolf Frenzel

Am 9. Januar 1963 hatten der Verein der Freunde des Focke-Museums und unser Verein zu einer schlichten Abschiedsfeier für Dr. Rudolf Frenzel in das Haus Riensberg geladen. Frenzel wäre an diesem Tage 44 Jahre alt geworden. Nach der Vorstellung der Einladenden sollte es eine Gedenkstunde im engen Freundeskreis werden, ein Rückerinnern an den Menschen Rudolf Frenzel und ein Dank für seine Arbeit. Als jedoch die Camerata Vocale den 59. Psalm in der Vertonung von I. P. Sweelnik erklingen ließ, war nicht nur die Renaissance-Halle bis auf den letzten Platz gefüllt, sondern auch der Durchgang zur Barock-Halle, und selbst in dieser hatten sich viele Freunde versammelt. Manchen mag diese starke persönliche Anteilnahme an dem tragischen Hinscheiden Rudolf Frenzels erstaunt haben. Nur acht Jahre durfte er in Bremen wirken. In diesen acht Jahren aber hat er sich, und das machte diese Gedenkstunde im besonderen deutlich, eine geachtete und feste Position im wissenschaftlichen Leben unserer Stadt erarbeitet und sich

hier aufgrund seiner persönlichen Eigenschaften einen großen Freundeskreis erworben.
Die ihm eigene besondere persönliche Veranlagung, vor allem aber seine Arbeitsintensität, gepaart mit großem wissenschaftlichem Ernst, kennzeichnen sein Leben und seinen Lebensweg, auf dem ihm nichts geschenkt worden, ihm nichts unverdient zugefallen ist. Sein Fleiß ist nur aus dem völligen Aufgehen in seiner Arbeit zu verstehen und aus dem Verantwortungsbewußtsein, welches hinter seiner wissenschaftlichen Tätigkeit stand. Jedes Wort, das er schrieb, jeder Satz, den er sprach, waren lange und wohl überlegt und das Ergebnis profunder Kenntnisse und inneren Ringens mit der Materie. Ihm war die Beschäftigung mit der Volkskunde kein liebenswürdiger Umgang mit den Dingen und dem Leben der Vergangenheit, sondern ernsthaftes Bemühen um menschliche Probleme und Lebensäußerungen in den Formen wissenschaftlicher Deduktion. Wenn er glaubte, bei anderen diesen wissenschaftlichen Ernst und dieses Verantwortungsbewußtsein nicht erkennen zu können, konnte er, mit ihren Arbeiten konfrontiert, sehr ungehalten werden. Das hat ihm nicht nur Freunde geschaffen. Wer jedoch ihn und seine Denkungsart kannte, wußte auch, daß der ihm innewohnende wissenschaftliche Ernst und die ihm eigene hohe Auffassung von den Anforderungen an seine Disziplin, nur diese und keine andere Einstellung erlaubten, wollte er sich nicht selber untreu werden. Für Kompromisse wider bessere Überzeugung war er nicht geschaffen.
Ich sehe ihn noch auf mich zukommen, wie es in den Jahren unserer engen Freundschaft und unseres gemeinsamen Arbeitens so häufig geschehen ist: Mit seinem ruhigen gemessenen Gang, mit einem freundlichen, verhaltenen aber von innen erhellten und sofort gewinnenden Lächeln. Vielen ist er in gleicher Weise begegnet: freundlich, hilfsbereit und den Wünschen des anderen stets geöffnet. Er hatte die heute selten gewordene Gabe, anderen zuhören und ihnen Gelegenheit geben zu können, ihr Anliegen vorzutragen, um dann mit wohlbedachten und ebenso sparsamen, wie das Wesentliche treffenden Worten Meinung und Antwort zu sagen. Jeder Pose, jeglichen äußeren Scheins, aber auch jeder Falschheit war er abhold. Was er sagte, wurde durch seine ganze Persönlichkeit gedeckt, was er wollte, verfolgte er unbeirrt und stand dafür auch ein. Andere Meinungen ließ er gelten und achtete sie, auch wenn er sich ihnen nicht oder noch nicht anschließen konnte. Ein vorschnelles Wort oder Urteil in einem ernsthaften Gespräch habe ich bei ihm nie erlebt. Oftmals nahm er sich Zeit für eine eigene Entscheidung, die dann aber auch wohlüberlegt war und von ihm rückhaltlos vertreten wurde. So ist es verständlich und ganz natürlich, daß viele in Bremen und räumlich darüber hinaus, die Zugang zu ihm und Umgang mit ihm gehabt haben, durch seinen Tod einen höchst persönlichen Verlust erlitten und ihm über den Tod hinaus ein herzliches Gedenken bewahrt haben. Sie gingen durch sein Hinscheiden des seltenen Glücks verlustig, einem Menschen zu begegnen, der sich, von seiner Arbeit erfüllt, mit den Erkenntnissen seiner Disziplin immer aufs Neue auseinandersetzte und dabei ehrlich in seiner Aussage und liebenswert im persönlichen Umgang blieb.

Rudolf Frenzel wurde am 9. Januar 1919 in Nietleben (heute ein Vorort von Halle) geboren. Sein Vater verwaltete dort und später in Volkstädt bei Eisleben, wohin er mit seiner Familie verzog, ein Gut, auf dem Rudolf Frenzel aufwuchs. Der Vater entstammte bäuerlicher Familie, die Mutter kam aus der Stadt. Sie war zusammen mit den Kindern des Grafen Schulenburg als deren Gespielin aufgewachsen. Die Gräfin wurde deshalb auch eine der Taufpatinnen des jungen Rudolf. Bleibende und belastende Kindheitserinnerung der Mutter war der plötzliche Tod zweier Kinder der gräflichen Familie. Das gleiche Schicksal wollte sie sich und den Ihren ersparen. Deshalb nahm sie Zuflucht zu einem alten Volksglauben: sie gab ihren beiden Kindern (später wurde ihr noch eine Tochter gegeben) einen „erdbezogenen" Namen, welcher vor den Rufnamen gesetzt wurde. Dadurch sollten Todeseinflüsse von den Kindern abgewendet und sie auf der Erde festgehalten werden. Deshalb gab sie ihrem Sohn die Vornamen „Erdmann" Rudolf und ihrer Tochter, welche Waltraud heißen sollte, die Namen: „Erdmuthe" Waltraud. Zeitlebens und schon in seinem Vornamen trug Rudolf Frenzel also — gleichsam als ein Omen — alte Volksüberlieferungen höchstpersönlich mit sich. Leider hat dieser Namenzauber bei ihm nur eine zeitlich begrenzte Wirkung ausgeübt.
Die Jugendzeit in Halle und auf dem Gut bei Eisleben hat sich tief und glückhaft in seine Erinnerung eingeprägt. Bilder aus der Jugend tauchen auch später immer wieder auf und haben, ob bewußt oder unbewußt, muß dahingestellt bleiben, seinen gesamten Lebensweg beeinflußt. Das gemessene, ruhige und ausgeglichene Wesen des Erdverhafteten ist bei Rudolf Frenzel immer wieder zum Durchbruch gekommen. In dieser Zeit ist sicherlich auch seine Liebe zur Natur und zu ihren Lebewesen, den Tieren wie den Menschen, gewachsen. Nicht nur in seiner wissenschaftlichen Arbeit begegnete er den mannigfaltigen Erscheinungen der Umwelt, den deutbaren und den übersinnlichen, den naturbezogenen und den übernatürlichen. Liebevoll pflegte er die Blumen vor seinen Fenstern und in seinem Garten in der Georg-Gröning-Straße, dessen Früchte er wie der Landmann barg, wie beispielsweise in selbstbereitetem Fliedersekt, mit dem er seine Freunde überraschte. Häufig brachte er Vögel und anderes Getier, wenn er es hilflos fand, mit nach Hause, um es zu pflegen und dann ebenso frohen Herzens, wie er es umhegt hatte, der Natur zurückzugeben.
Die Gradlinigkeit seines Wesens findet in seinem Lebensweg ihre Ausprägung. Er entstammt bäuerlicher Familie und wächst in ländlicher Umgebung auf. Selber wird er zwar kein Bauer, obwohl er die Möglichkeit dazu gehabt hätte, weil er nach dem Tode seines Onkels den großen und neuzeitlich eingerichteten Erbhof der Familie übernehmen sollte. Er lehnte jedoch ab, und der Hof ging an eine Seitenlinie. Seine späteren Arbeiten aber und seine Neigungen beschäftigten sich immer wieder mit der Erforschung bäuerlichen Lebens und mit den Vorgängen in der Natur.
Nach dem Schulbesuch in Eisleben, den er im Jahre 1938 mit dem Abitur am „Ernestinum" in Altenburg (Thüringen) beendete, wurde er zum Arbeitsdienst und im April 1939 zu einer Luftwaffen-Nachrichten-Einheit eingezogen. In Nordhausen konnte er sich noch einer fried-

lichen Ausbildungszeit erfreuen. Als aber die deutschen Truppen in Polen und Holland einmarschierten, befand sich auch der Funker Rudolf Frenzel unter ihnen. Vom April 1941 an wurde er im Osten eingesetzt, wo ihm wahrlich nichts geschenkt worden ist. Rumänien, die Abwehrkämpfe am Pruth in Bessarabien, der Übergang über den Dnjepr bei Bereslaw, die Durchbruchsschlacht bei Jeschun, die Verfolgungskämpfe auf der Krim mit Durchbruch auf Kertsch: das sind nur einige seiner Einsätze. Hier aber wurde wohl auch der Keim zu seinem frühen Tode gelegt. Als er sich im November 1942 auf einem Vorhutunternehmen im Elbrusgebiet befand, bekam er eine Hepatitis epidemica und wurde aus der Front zurückgezogen. — Alle anderen Angehörigen seiner Kampfgruppe wurden aufgerieben.
Nach dem Kriege stand der nunmehr 26 Jahre alte „Abiturient" vor dem Nichts — mit Frau und Kind. Er hatte 1943 in Prag eine Medizinstudentin geheiratet. Ein Jahr später wurde die Tochter Susanne geboren. Seine Frau mußte mit dem Kind aus Prag fliehen. Von seinen Eltern und seiner Schwester war er durch den Eisernen Vorhang getrennt. Der neue Anfang zeigte sein großes Selbstvertrauen. Trotz aller äußeren und vor allem finanziellen Schwierigkeiten entschied er sich für ein Studium. Das konnte er nur als Werkstudent. Nicht sofort fand er die ihm gemäße Disziplin. In Göttingen hörte er zunächst bei den Anglisten. Das befriedigte ihn ebensowenig, wie die Theaterwissenschaften, denen er vorügergehend sein Interesse zuwandte. Die Volkskunde aber nahm ihn gefangen. Sie entsprach seinem Wesen und gab ihm Gelegenheit, das, was er in seiner Jugend zu lieben begonnen und wozu er seinem Blute nach bestimmt zu sein schien, ins Geistige zu transponieren. Nach der Zeit des Zerstörens begann für ihn nun das ihm gemäßere Bewahren und Erforschen. Daß bei ihm dabei bäuerliche Sachgüter und bäuerliche Lebensäußerungen, wie Bräuche, Sprache und Baukultur, eine große Rolle gespielt haben, ist bei Würdigung seiner Persönlichkeit nicht verwunderlich. Die Professoren Rosemann und Schreinert, vor allem aber Professor Peuckert, der Märchen- und Sagenforscher, wurden seine Lehrer. Bei Peuckert schrieb er im Jahre 1953 seine Dissertation über „Der deutsche Bauer in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts", nachdem er bereits im Jahre 1949 seine Studien beendet und sein Examen gemacht hatte. Allein 4 000 Schwänke und alle Tischreden Luthers bearbeitete er als Material für diese Doktorarbeit. Wieder zeigte sich sein Fleiß und seine Zähigkeit.
Nach seinem Studium hielt er die Verbindung nach Göttingen und zu seinem alten Lehrer aufrecht. Sich zu gegebener Zeit habilitieren zu können, war sein stiller und unerfüllt gebliebener Wunsch. Seine Arbeitsintensität und sein wissenschaftlicher Ernst hätten ihm wahrscheinlich früher oder später den Weg zu einer Universität freigemacht. Unerfüllt gebliebene Hoffnung, nicht nur für ihn.
Nach Abschluß seiner Studien hielt ihn seine Dissertation noch in Göttingen fest. Ihm war es nicht gegeben, eine so umfassende wissenschaftliche Aufgabe gleichsam nebenbei, neben Studium oder beruflicher Praxis, zu erledigen. Er fand eine neue Gelegenheit für einen Nebenerwerb, um den Lebensunterhalt für sich und die Seinen zu verdienen, und zwar beim Französischen Suchdienst in Göttingen. Die in den Jah-

ren 1939 bis 1945 auf deutschem Boden beigesetzten Elsaß-Lothringer wurden von dieser Dienststelle exhumiert und zurückgeführt. Viele Studenten waren dort beschäftigt, vornehmlich im Außendienst. Bereits damals zeigten sich seine organisatorischen Fähigkeiten, die ihm auch später bei seiner Arbeit im Focke-Museum zugute kommen sollten. Bald leitete er den Personaleinsatz und stellte eine Gesamtkartei auf, die er weiterzuführen hatte. Schließlich wurde er mit der Leitung des gesamten Büros unter dem französischen Direktor betraut.
Schon während seiner Tätigkeit in Göttingen besuchte er regelmäßig die volkskundlichen Tagungen und hielt Fühlung mit seinen Fachkollegen. Dadurch erfuhr er von einer Vakanz im Focke-Museum in Bremen. Er wurde angenommen und begann im Jahre 1954 seine Tätigkeit an diesem Institut, die ihm so viel Freude bereitet hat und in der er völlig und gern aufgegangen ist.
Die acht Jahre, in denen er in Bremen tätig sein konnte, waren relativ kurz. Gemessen an den Ergebnissen und Leistungen aber waren sie äußerst fruchtbar, wenn naturgemäß auch vieles unvollendet, ja ungetan bleiben mußte. Seine großangelegte, aus einer Ausstellung hervorgegangene Arbeit „Feste und Feiern im alten Bremen" sollte beispielsweise als Vereins-Sonderveröffentlichung aus Anlaß der 60-Jahr-Feier 1964 erscheinen.
Einen nur auf sein Fachgebiet angesetzten Volkskundler hatte Bremen bis dahin noch nicht gehabt. Die volkskundliche Forschung lag bis zum Jahre 1957 in den Händen Professor Grohnes, der sie zu verdienstvollen Einzelergebnissen und Erkenntnissen geführt hat. Nach seinem Ausscheiden als Museums-Direktor arbeitete Professor Grohne mit einer Reihe von privaten Forschern weiterhin auf diesem Gebiet und in enger Fühlungnahme mit unserem Verein. Aus dem umfassenden Gebiet der Volkskunde waren aber immer nur einzelne Probleme behandelt worden. Eine „Volkskunde des Landes Bremen" fehlte. Sie zu schaffen, setzte sich Frenzel als erstes Ziel seiner Arbeit in Bremen, das ihm jedoch ebenfalls zu erreichen nicht vergönnt war. Schon in dem von der „Wittheit zu Bremen" herausgegebenen „Jahrbuch der Bremischen Wissenschaft" für 1955, also ein Jahr nach seiner Arbeitsaufnahme, erschien sein grundlegender Aufsatz „Ergebnisse und Aufgaben der volkskundlichen Forschung im Lande Bremen". Bereits in dieser relativ kurzen Frist hatte sich Frenzel neben seinen vielfältigen täglichen Arbeits- und Verwaltungsaufgaben im Museum und seinen ersten Kontaktbesuchen in Bremen, mit denen er es sehr ernst nahm, einen ersten Überblick über die bisherigen Ergebnisse der volkskundlichen Forschung in Bremen verschafft und einen Katalog künftiger Aufgaben vorgelegt.
Er stellte fest, daß Bremen in der allgemeinen, außerbremischen volkskundlichen Forschung nur am Rande gestreift worden sei. Er vermißte eine zusammenfassende Arbeit über den Bauern im Bremer Gebiet, sowohl was Haus, Mobiliar und Inventar anbetrifft, als auch in Bezug auf die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse. Schmerzlich vermißte er Untersuchungen über das Bürgertum, über Seeleute, Fischer sowie Hafen- und Industriearbeiter, die in anderen Städten längst vorhanden waren. Für andere Berufsgruppen konnte er wichtige Arbeiten

feststellen, es fehlte jedoch die Behandlung spezieller Fragen aus volkskundlicher Sicht. In den Bereich des Volksglaubens und der Volksmedizin war bisher niemand in Bremen eingedrungen. Kritisch setzte er sich mit Hoops Buch „Sassenart" auseinander und zeigte die Lücken auf, welche in der Erforschung und Darstellung von Sitte und Brauch in Bremen bestanden und auch für das Brauchtum im Jahres- und Lebenslauf, für die nur kleine Aufsätze vorlagen. Die Smidtschen Wiegenlieder, Ammenreime und Kinderstubenscherze wollte er neu herausgeben; deren Bearbeitung durch Hermann Tadel aus dem Jahre 1947 bezeichnete er als eine der besten volkskundlichen Arbeiten, die Bremen besitzt. Frenzel vermißte auch zurecht eine wissenschaftlich angelegte Sammlung der Sagen und Märchen aus dem bremischen Raum; eine Lücke, welche durch das 1961 erschienene Buch „Bremer Sagen" gefüllt worden ist. Berechtigt warf er die Frage auf, ob in den Familien nicht noch alter Erzählstoff vorhanden sei, der erfragt werden müsse.
Dieser in des Wortes wahrster Bedeutung programmatische Aufsatz hat um deswillen in dem Lebensbild Frenzels einen legitimen Platz, weil er die Aufgaben aufzeigt, welche Frenzel erkannt und sich für seine weitere Arbeit in Bremen vorgenommen hatte. Wer das Glück hatte, mit ihm zusammenarbeiten zu dürfen, weiß, daß die Lösung vieler dieser Aufgaben begonnen worden, aber in Ansätzen stecken geblieben ist und manches noch ungetan bleiben mußte. Dafür kamen andere Aufgaben neu hinzu. Die erste Grundlegung zeigt aber auch, was die volkskundliche Forschung in Bremen durch die lange Krankheit und den frühen Tod Rudolf Frenzels verloren hat.
Frenzel vermißte auch eingehendere Arbeiten über Tracht und Schmuck und wollte die Bearbeitung der Entwicklung des Bauernschmucks übernehmen, wie auch die Darstellung alten Spielzeugs in Bremen, für die er bereits umfangreiches Material zusammengetragen hatte. Für die künftige volkskundliche Arbeit schließlich forderte Frenzel eine breitere Basis mit staatlicher Unterstützung nach dem Muster anderer Länder. Er hielt die Erfassung volkstümlicher Kulturäußerungen aus Vergangenheit und Gegenwart in Wort, Werk und Idee aus dem gesamten kulturellen Einflußbereich Bremens für erforderlich und forderte die Anlegung eines umfassenden Archivs. Seine künftigen Arbeitsaufgaben umriß er mit der Feststellung, in Bremen sei seit Jahrhunderten ein biologischer und wirtschaftlicher Prozeß mit volkstumsmäßigen An- und Ausgleichungen im Gange, der in unserer Zeit einen Höhepunkt erreicht habe. In diesem Zusammenhang erwähnte er nachdrücklich den Auftrag der Volkskunde als einer sozialpolitischen Wissenschaft, Wege für den Ausgleich der sich ergebenden Spannungen aufzuzeigen. Die in diesem Heft abgedruckte Blumenthal-Analyse ist ein erstes Arbeitsergebnis auf diesem Gebiet. In gleicher Weise sollten typische Berufe der Hafenstadt, landsmannschaftliche Vereinigungen, Bürgervereine und andere Gemeinschaftsformen des Menschen in der Großstadt untersucht und dargestellt werden.
Es ist ein umfangreicher Katalog, der hier unterbreitet worden ist. Rudolf Frenzel wäre der Mann gewesen, ihn in zäher und beharrlicher Arbeit zu erfüllen, wenn ihm die Zeit dazu gegeben worden wäre. — Ihm war es nicht mehr vergönnt, normale wissenschaftliche Arbeitsbe-

dingungen vorzufinden, wie sie heute im Neubau des Focke-Museums zur Verfügung stehen. Er erhoffte sich viel von dieser Zeit nach der Eröffnung des neuen Hauses, von der er sich auch vermehrte Gelegenheit zu wissenschaftlicher Betätigung versprach. Aber auch unter den obwaltenden Umständen beschäftigte er sich eingehend mit der ganzen Breite der volkskundlichen Problematik in und um Bremen, wie er sie sich selber vorgezeichnet hatte.

Neben seinen Veröffentlichungen schlugen sich die Ergebnisse seiner Forschungen und Überlegungen vor allem in zahlreichen Vorträgen nieder, die, soweit sie im Vorlesungsverzeichnis der Wittheit zu Bremen aufgenommen worden sind, im Folgenden genannt sein mögen:

1954/1955: „Spielpuppen und Puppenspiele"

1955/1956: „Wesen und Wandlung volkstümlicher Überlieferungen im bremischen Raum" und
„Bäuerliche Altertümer des Werderlandes"

1956/1957: „Schnitzwerk und Bemalung, Volkskunst in Bremen"

1957/1958: „Strukturelle Veränderungen im traditionellen Gefüge der bremischen Dörfer" und
„Die Sage vom wilden Heer im niederdeutschen Raum"

1958/1959: „Bremens benachbarte Heimatmuseen zwischen gestern und morgen" und
„Nachbarschaft, Zünfte und Vereine — Gemeinschaftsformen von gestern und heute" sowie
„Volkskunst im Focke-Museum, I: Sticken und Weben"

1959/1960: „Vom Dorf zur Industriegemeinde — Entwicklungen und Wandlungen im Bremer Stadtteil Blumenthal"

1960/1961: „Neue Deutungen zur Rattenfängersage" und
„Haus und Hof in Niederdeutschland"

1961/1962: „Übersinnliche Erscheinungen in der Bremer Volkssage".

Viele weitere Vorträge, welche er außerhalb Bremens oder bei den der Wittheit nicht angeschlossenen Vereinen gehalten hat, lassen sich im einzelnen nicht mehr feststellen. Auch sie kennzeichnen die Breite seines Wirkungsbereiches hier in Bremen. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an seine reizvollen Modeschauen im Focke-Museum, bei denen neue Modelle der Kunstschule im Wechsel mit alten Bremer Moden aus den Beständen des Museums gezeigt wurden. Altes Porzellan fand ebenso sein Interesse, wie Spielzeug und gute Reiseandenken, für die er Ausstellungen vorbereitete.

Schnell suchte und fand Frenzel auch den Weg zu unserem Verein. Das ist verständlich, denn neben seiner Arbeit im Museum eröffnete sich ihm hier ein großes und ihm seiner Schaffensfreude wegen auch willkommenes Betätigungsfeld. In unserem wissenschaftlichen Jahrbuch für das Jahr 1955 finden wir bereits seinen ersten Aufsatz: „Über die

bäuerliche Siedlung Mittelsbüren". Im Jahre 1957 übernahm er die Schriftleitung des Jahrbuchs. Zusammen mit einem angesehenen Graphiker gab er den nun folgenden Bänden auch ein zeitgemäßeres äußeres Gesicht. Zwei Bände nur vermochte er in diesem neuen Gewand noch herauszugeben, darunter die Festschrift zu Diedrich Steilens 80. Geburtstag. Dann wurde ihm die Feder aus der Hand genommen. Erst jetzt kann dieser Doppelband zu seinem Gedenken erscheinen.
Nachdem Rudolf Frenzel im Jahre 1960 den 2. Vorsitz im Verein übernommen hatte, haben wir in vielen Beratungen und langen persönlichen Gesprächen das künftige Gesicht unseres Vereins in schöner Gemeinsamkeit besprochen und festgelegt. Nie hat es dabei ernste Meinungsverschiedenheiten zwischen uns gegeben, persönlich jedoch kamen wir uns dadurch immer näher.
Viele unserer Mitglieder sind mit Rudolf Frenzel ins Land hinausgefahren und haben mit ihm die Studienfahrt nach Verden und Rotenburg, nach Ebstorf, nach Cloppenburg und Zwischenahn gemacht. Vor allem die zweitägige Inselfahrt nach Norderney ist bei vielen unvergessen geblieben. Höhepunkt und bleibendes Erlebnis war jedoch die gemeinsam vorbereitete und durchgeführte Studienfahrt nach Schweden, welche uns über 3 000 km bis nach Stockholm führte. Gleich starkes Interesse wie der Volkskunde wandte er auch der Baudenkmalpflege zu, vor allem der im bremischen Kulturbereich. Es war erstaunlich festzustellen, wie schnell Rudolf Frenzel in Bremen auch innerlich Fuß gefaßt hatte und hier heimisch geworden war. Viele unserer gemeinsamen Gespräche betrafen Fragen der Heimatpflege, der Erhaltung historischer Bauten und der künftigen Einrichtung des neuen Museums. Das Haus in Mittelsbüren, welches er zusammen mit den beiden Denkmalpflegern, Dr. Stein und später Dipl.-Ing. Dillschneider, zum Abbruch und zur Überführung auf das Museumsgelände vorbereitet hat, ist sichtbarer Ausdruck dieses Teiles seines Wirkens. Das Bauernhaus auf dem Museumsgelände, das jetzt die volkskundliche Abteilung und vor allem die bäuerlichen Sachgüter birgt, wird mit seiner Tätigkeit dauernd verbunden bleiben. Hierher zählt auch seine Arbeit für das Heimathaus Irmintraut in Fischerhude. Alle Bestände wurden von ihm nach modernen museumstechnischen Grundsätzen inventarisiert und katalogisiert; eine Arbeit, welche für uns von bleibendem Nutzen sein wird. Unsere Hoffnung, ihm das Museum in Fischerhude nach dessen Übergang auf den Verein ganz anvertrauen zu können, hat sich nun auch zerschlagen.
Zerschlagen hat sich auch unsere Hoffnung, durch ihn den „Grohne-Kreis", die volkskundliche Arbeitsgemeinschaft unseres Vereins, neu belebt zu sehen. Nach dem Tode von Prof. Grohne hatte er dessen Leitung übernommen und in einer Reihe eigener und fremder Referate das Feld bereitet für die Unterstützung und Mitarbeit bremischer Laienforscher bei seinen volkskundlichen Erhebungen, aber auch zur Anregung eigener Forschungen aus diesen Reihen. Hier lag ein Ansatzpunkt zu einer Breitenwirkung der volkskundlichen Arbeit in Bremen, der bisher ungenutzt bleiben mußte.
Viele in Bremen erinnern sich auch seiner Mitwirkung bei einer großen Zahl von Sendungen des Heimatfunks von Radio Bremen und der Nie-

derdeutschen Chronik. Gerade hier hatte er willkommene Gelegenheit, die Dinge der Vergangenheit zum Reden zu bringen und das Währende zu erhalten. Er wußte, den scheinbar toten Dingen neue Seiten abzugewinnen und darüber in einer Art zu sprechen, daß der Zuhörer erbaut und zugleich — oftmals unmerklich — belehrt und zum Nachdenken angeregt wurde. Durch diese Art von Sendungen konnte er gleichzeitig der Volkskunde in Bremen zu größerer Beachtung verhelfen.

Sowohl der Niederdeutsche Rat, wie die Hermann-Allmers-Gesellschaft und der Verband der Vereine für Volkskunde erfreuten sich seiner Mitarbeit, die um deswillen besonders fruchtbar war, weil er nicht nur solche Aufgaben übernahm, die ihm Freude bereiteten. Wenn er erkannte, daß ein Vorhaben nötig und vordringlich war, um die Arbeit im Gang zu halten, so übernahm er es aus freien Stücken, weil er einsah, daß die Arbeit getan werden mußte und sich sonst keiner dafür gefunden hätte. Daß er sie dann auch zuverlässig ausführte, bedarf angesichts seiner Gesamthaltung keiner weiteren Erwähnung.

Gleichschwer wie für den Verein war der Verlust Frenzels auch für das Focke-Museum. Dieses Institut war ihm in den knappen acht Jahren, in denen er in ihm wirken durfte, zu mehr als nur einer Arbeitsstätte geworden. Als Kollege und Freund erwarb er sich gleichermaßen das Vertrauen seiner Dienstvorgesetzten, wie aller Mitarbeiter des Hauses. Seine Wahl zum Betriebsratsvorsitzenden gab dieser Wertschätzung beredten Ausdruck. Durch die Ergebnisse seiner Arbeiten wird er ihnen noch lange gegenwärtig bleiben.

In seiner Würdigung anläßlich der eingangs erwähnten Abschiedsstunde hob Dr. W. Kloos, der Direktor des Museums, das unpathetische und von stiller Heiterkeit erfüllte Wesen Frenzels hervor, wie auch seine Redlichkeit, Schlichtheit und Bescheidenheit. Unbescheiden war Frenzel nach den Worten von Dr. Kloos nur in seinen Anforderungen an sich selbst.

Viele schwierige Fragen konnte er mit geschickter Hand organisatorisch und technisch lösen, selbst wenn sie auf sozialem Gebiet lagen oder es sich etwa um Fragen des Haushaltswesens handelte. Immer war er ein einsatzbereiter Mitarbeiter in der täglichen Museumspraxis. Zäh und unverdrossen entwickelte er bei seiner Museumsarbeit die ihm eigene Liebe zum Detail und mußte dabei auch die darin liegende Entsagung hinlänglich verspüren. Die für viele Jahre in den Bunkern eingelagerten und nicht minder eingestaubten Museumsgüter brachte er zu einer neuen Ordnung und empfand dabei spürbar die Freude, unzählige Objekte zurückgewinnen zu können — zurückgewinnen, um sie durch erneutes Entfalten und Aufstellen im neuen Hause wieder zum Reden zu bringen. Das jedoch hat er nicht mehr erleben dürfen.

10 000 und mehr Notizen legen Zeugnis von seiner Museumsarbeit ab. Geordnete Karteien über ganze Gruppen des Museums tragen seine Handschrift. Er beschränkte sich dabei nicht nur auf die Volkskunde. Auch ihm ganz fremde Wissensgebiete machte er sich mit souveräner Sicherheit zu eigen.

Die Vermessung und Dokumentation sowie der schließliche Abbruch des Hauses Mittelsbüren in dem eisigen Winter 1961 wurden bereits

erwähnt und auch, daß er das Richtfest und später das Entzünden des Herdfeuers nicht mehr erlebt hat.
Auch im Museum suchte Frenzel den Kontakt mit den Menschen, die er immer in den Mittelpunkt seiner Arbeit stellte. Der Zusammenhang des Objekts mit dem Menschenschicksal und dem Schicksal eines Lebensraums war für ihn maßgebliches Kriterium aller musealen Betätigung, von der er nur zu gut wußte, daß sie sich leicht in der Beschäftigung mit den Dingen um der Dinge willen zu verlieren droht.
Seine unzähligen persönlichen Kontakte und Gespräche mit Menschen aller Schichten bewahrten ihn davor. Vor allem bei seinen vielen Führungen durch das alte Haus Riensberg erwies sich sein Geschick, sich auf seine Partner einzustellen. Ob Fachkollegen oder Schüler, immer fand er den rechten Ton und die rechten Worte, um das Überlebende, nicht das Abgelebte zu beschwören. Mit ihnen konnte er auch herzlich lachen und Brücken von Mensch zu Mensch schlagen. Nicht das Objekt, sondern dessen Bedeutung und Wert für das Heute wußte er plastisch und in seinen vielfältigen Entwicklungslinien herauszustellen. „Er erkannte und aktivierte das Liebenswürdige" sagte Dr. Kloos von ihm.
Höhepunkt seiner Tätigkeit im Museum waren die von ihm vorbereiteten Ausstellungen, von denen „Altes Spielzeug", „Modisches Zubehör", „Haus- und Küchengeräte", oder „Meisterwerke bäuerlichen Lebens" in Erinnerung gebracht werden mögen. Sie ließen ihn des inneren Glücks einer tiefen Befriedigung im Umgang mit den Dingen des Gestern teilhaftig werden. Für den Betrachter aber bedeuteten sie ein beglückendes Sicherinnern und eine innere Bereicherung abseits der täglichen Vordergründigkeiten. Vielen Menschen hat er dadurch bleibende und sie bereichernde Eindrücke vermittelt und sie sich dadurch zu Dank verpflichtet.
Im Juli 1962 sahen wir uns zuletzt. Deutlich war er bereits von seiner Krankheit gezeichnet. Wer ihm in seinen gesunden Tagen begegnet war, mochte erschrecken, sah er ihn nun unvermittelt wieder. Die Gelbsucht aus dem Kriege war wieder, zunächst langsam und unbemerkt, oder zu spät bemerkt, zum Durchbruch gekommen und in eine Leberzirrhose übergegangen. Diese Krankheit, welche ihm im Dezember 1942 das Leben gerettet hatte, sollte es ihm nun endgültig nehmen. Schon seit Mai 1962 erlaubte es ihm sein Gesundheitszustand nicht mehr, seinen Dienst im Museum zu versehen. Seine Körperkräfte nahmen immer mehr ab. — Die Familie unternahm alles ihr Mögliche, eine Besserung seines Zustands herbeizuführen. Alles schien vergeblich zu sein. Schließlich, im Herbst 1962, fanden sich zwei namhafte Professoren, welche ihm nach eingehender Untersuchung langsame Genesung in Aussicht stellten, wenn auch nach einem weiteren und langen Krankenlager. Sie meinten, er werde seiner wissenschaftlichen Arbeit noch für viele Jahre nachgehen können. Das gab ihm und den Seinen neuen Mut und neue Hoffnung. Auch in seinen Briefen, die bis zuletzt vom Krankenlager aus seinen Pflichten und Arbeiten galten, kam diese neue Zuversicht zum Ausdruck. Das schon stark angegriffene Herz war jedoch weiteren Belastungen nicht mehr gewachsen. Am 14. November 1962 verstarb er. Auf dem Stadtfriedhof in Hannover-Ricklingen hat er seine letzte irdische Stätte gefunden.

Mittelsbüren. Volkskundliche Betrachtungen über ein vergehendes Dorf. — In: Heimat und Volkstum, 1955, Heft 2, Seite 5—9.

Ergebnisse und Aufgaben der volkskundlichen Forschung im Lande Bremen. — In: Jahrbuch der bremischen Wissenschaft. Band 1, 1955, Seite 101—114.

Die volkskundliche Arbeit von Ernst Grohne. — In: Heimat und Volkstum, 1957, Seite 17—22.

Hochzeitsreisen mit dem Norddeutschen Lloyd. — In: Weser-Kurier, 1957, 20. Februar.

Volkskundliches aus Büren. — In: Das alte Büren, Hrsg. v. Rud. Stein, 1957, Seite 149—166.

Bremens benachbarte Heimatmuseen. — In: Heimat und Volkstum, 1958, Seite 75—82.

Strukturelle Veränderungen im traditionellen Gefüge der bremischen Dörfer. — In: Heimat und Volkstum, 1959/1960, Seite 143—150.

Die Volkskunde. — In: Geistiges Bremen. Hrsg. v. Alfred Faust, 1960, Seite 225—236.

„Ein sehr nützliches Büchlein vor die Jugend". Zur Geschichte der Bilderbibel. — In: Mitteilungen aus der Deutschen Presseforschung zu Bremen, Heft 2, 1961, Seite 34—48.

Spielzeug aus der guten alten Zeit. — In: Der Schlüssel, 1961, Heft 6, Seite 14—15.

Theodor Siebs. — In: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau, Band 6, 1961, Seite 67—72.

Die Bremer Stadtmusikanten. — In: Der Schlüssel, 1962, Heft 3, Seite 25—26.

Dr. Rudolf Frenzel

Blumenthal – Vom Dorf zur Industriegemeinde

ENTWICKLUNGEN UND WANDLUNGEN IM BREMER STADTTEIL BLUMENTHAL

Manuskript des vor der Wittheit zu Bremen am 26. Februar 1960 gehaltenen Vortrages.

Wenn der Volkskundler ein Thema aus der Gegenwart oder aus der jüngsten Vergangenheit erarbeitet und dann formuliert, so macht das ganz bestimmte Schwierigkeiten. Er muß abkommen von den traditionellen Begriffen, die man von ihm erwartet, die sich aber mit seinen Untersuchungen nicht decken. Auf der anderen Seite ist es notwendig, sich von den Wissenschaften, z. B. von der Geschichtswissenschaft und der Soziologie deutlich abzusetzen, um die Eigenständigkeit zu unterstreichen.
Vom Dorf zur Industriegemeinde und nicht zur Vor- und Kleinstadt, soll die Abgrenzung zu einer historischen Darstellung der Entwicklung Blumenthals sein. Es geht also nicht um die ältesten Urkunden, um den Standort der alten Burg, um früher dort ansässige Adelsgeschlechter, um Lebensdaten von Landräten und Bürgermeistern, um Zahlen der Zugehörigkeit zu verschiedenen Staatsverbänden u. a. mehr. Darüber sollen sich die Historiker den Kopf zerbrechen.
Es geht vielmehr um das, was im Untertitel näher erläutert ist und was bei historischen Darstellungen meist nicht erfaßt wird: nämlich um die Entwicklungen und Wandlungen im Leben der Menschen, die nicht übersehen werden dürfen, weil sie mitbestimmend gewesen sind für das, was heute ist und für das, was morgen sein wird.
Das, was ich Ihnen heute vorzutragen habe, ist erst ein Teil einer größeren Untersuchung. Ich werde die Wandlungen vor allem im 19. Jahrhundert zu zeigen haben, bis etwa zum ersten Weltkrieg. Den dynamischen Vorgang also, — das Statistische, das was sich daraus ergab und was heute dort ist, wird gerade erarbeitet. Und es ist dies — das darf ich als Vorbemerkung vorausschicken — der Anfang einer industriellen Volkskunde in Bremen überhaupt, wie sie bisher bei uns noch niemals betrieben worden ist und bei der methodisch und stofflich

neue Wege gesucht und gefunden werden müssen. Bl. war für mich deswegen besonders reizvoll, weil hier der Sprung vom Bauern- und Schifferdorf zur Industriegemeinde innerhalb von zwei Generationen vor sich gegangen ist und wir diesen auch innerhalb der geographischen Abgrenzung volkskundlich noch gut übersehen und erforschen können.

Auch bei volkskundlichen Untersuchungen kann nicht alles durch Befragungen oder durch Fragebogen festgestellt werden. Die Arbeit in den Archiven gehört selbstverständlich auch dazu. Der Gesichtskreis der Menschen ist verschieden, oft sogar nur gering. Im Alter verwischen sich Erlebnisse und Geschichten aus zweiter Hand. Sehr oft ergeben sich aber aus den Hinweisen gute Spuren, die man in alten Akten weiter verfolgen muß.

Meine Arbeit begann vor etwa einem Jahr mit der landschaftlichen Besichtigung, in Gesprächen mit den Leitern der großen Werke, der kommunalen Verwaltung und nicht zuletzt mit den Einwohnern selbst. Alteingesessene gaben gern und bereitwillig gute Auskunft. Vieles wiederholte sich, manche Fragen bleiben unbeantwortet. Es sind daher erst einmal die Akten in Stade und Hannover untersucht worden. Jetzt, nach einer besseren Übersicht, kann nun eine zweite und mehr gezielte Befragung einsetzen.

Eine Frage noch vorweg, die vielleicht gestellt werden könnte: warum beschäftigt sich die Volkskunde eigentlich mit industriellen Problemen? hat sie nicht mit Sagen und Märchen, mit Bauernhäusern usw. genug zu tun? Wenn das bisher oft geschah und die Volkskunde sich dabei meist noch auf ländliche Bereiche beschränkte, so doch deswegen, weil kleinere Bezirke, Dörfer, gut überschaubar sind. Von hier aus, vom Lande kommen die Menschen ja in die Stadt. Der bäuerliche Mensch ist die tragende Kraft der Städte bis ins Mittelalter hinein. Erst viel später kommt es zur Eigenständigkeit, zu einer bürgerlichen Kultur. Die Lebensverhältnisse in Bremen sind bis ins späte Mittelalter absolut ländlich, d. h. bäuerlich gewesen. Der Bürgermeister schickte seine Kühe auf die Weide und fütterte im Stall die Schweine. Reste alten Brauchtums, das aus dem bäuerlichen kommt, das also von draußen mitgebracht worden ist, z. B. der Brautwagen, d. h. das Heiratsgut des Mädchens, sind bis ins 18. Jahrhundert bezeugt. Mit anderen Worten: seit der Gründung der Stadt haben sich ländliche Eigenarten in ihr durch ungefähr 25 Generationen gehalten. Und wenn wir eine große Lupe zur Hand nehmen, dann könnte man das alles bis in unsere Zeit hinein verfolgen.

Die bürgerliche Volkskunde ist also eine Fortsetzung der bäuerlichen in diesem Falle.

Wenn sich die Volkskunde aber auch mit industriellen Problemen oder besser gesagt, mit dem Hauptanliegen: dem *Menschen* im industriellen Leben beschäftigt, so tut sie hier nichts anderes, als andere Wissenschaften auch. Die Soziologie z. B. untersucht das Verhalten des Menschen in räumlichen Bezirken, aber auch in kleineren Einheiten, etwa in der Familie, in Siedlungsgemeinschaften, in Gruppen und Schichten. Sie hat sich zur Aufgabe gestellt, die sozialen Tatbestände zu erforschen, wobei eines ihrer Hauptanliegen die Frage nach den

jeweiligen Ordnungen ist wie sie sich beim Zusammenleben der Menschen in den einzelnen Gruppen ergeben.
Aber auch die Volkskunde ist in diesem Sinne eine Sozialwissenschaft, denn auch ihr tritt das Volk als Forschungsobjekt nicht als geschlossene Einheit, sondern in einer Vielzahl von sozialen Gruppen und Schichten entgegen, deren besondere Haltungen in den Ausdrucksformen des Denkens, des Glaubens, des Wortes und des Handelns sie erkunden, festlegen und zu deuten bemüht sein muß.
So gesehen gehört also auch die Volkskunde in die industriellen Bezirke und erst kürzlich hat Wilhelm Brepohl, Professor an der Universität Münster, der in 4 Wochen auf Einladung der Wittheit in Bremen sprechen wird, in einer umfassenden Untersuchung über das Ruhrgebiet den Nachweis der Notwendigkeit solcher Arbeiten erbracht und Wege gewiesen, wie die Volkskunde gewissermaßen aus ihrer Erstarrung aufzuschrecken ist.
Aber nun zurück zu Blumenthal.
Durch Halenbecks Buch: „Blumenthal und Schönebeck“ und durch die Karte der hannoverschen Landesaufnahme (1764—1786) bekommen wir ein gutes Bild vom „Altzustand“ des Ortes. Ein großer Teil des Gebietes, soweit es der Boden zuließ, war landwirtschaftlich genutzt. Die einzelnen Siedlungen, heute kaum noch dem Namen nach bekannt und längst mit Bl. und Vegesack vereint, wie Fähr, Hammersbeck, Beckedorf, Lobbendorf, Lüssum usw. lagen damals etwa 1—2 km voneinander entfernt. Die Bevölkerung war bäuerlich bestimmt, es waren Bauerndörfer niederdeutscher Prägung, äußerlich gekennzeichnet durch das niederdeutsche Hallenhaus, wie das auf alten Darstellungen noch sichtbar wird.
Die *Weser* hat in der frühen Zeit wohl wenig Einfluß auf die Menschen der an den Ufern liegenden kleinen Orte gehabt. Fährt man über Bl. hinaus über Farge-Neuenkirchen, so sind auch heute noch von Rade bis Rechtenfleht die kleinen Dörfer reine Bauernsiedlungen. So ähnlich müssen wir uns auch den Raum Bl. vorstellen, nur daß wir es hier — bedingt durch die geologischen Verhältnisse — mit Geestbauern zu tun haben, die immer als beweglicher und zugänglicher, vor allem für Neuerungen, gegenüber den Marschbauern geschildert werden. Die kargen Bodenverhältnisse zwangen die Menschen, durch zähen Fleiß und immer neue Möglichkeiten der Bodenbearbeitung bestmögliche Erträge zu erringen. Der große Strom zog vorbei, ohne auf den Menschen besonders einzuwirken. Höchstens der Fischfang gehörte neben der bäuerlichen Wirtschaft zu den Erwerbsquellen und mit kleineren Booten überquerte man den Fluß, um das jenseitige Ufer zu erreichen. Das ist aber nichts anderes als ein Zustand wie er überall im Binnenlande angetroffen werden kann.
Im 17. Jahrhundert ändert sich für den Raum Bl. die Situation. Die Schiffe werden größer, mit neuen Hilfsmitteln wie Kompaß, Seekarten und Segelanweisungen, können weitere Fahrten unternommen werden. Den Hafen Bremens an der Schlachte erreichen infolge Versandung der Weser nur noch kleinere Schiffe und so sieht sich die Stadt gezwungen einen neuen städtischen Hafen, näher dem Meer zu, nämlich Vegesack (1619—1622) anzulegen. 1674 gründete man in Bremen die

grönländische Kompagnie, zum Zwecke des Wal- und Robbenfanges, deren Flotte in Vegesack stationiert wurde. Eine solche Entwicklung strahlt natürlich auch auf unseren Raum aus.

Es beginnt der Bootsbau an der Unterweser, der bis zum heutigen Tage auf Mensch und Landschaft eingewirkt hat. Daß man sein Handwerk verstand, mußte Bürgermeister Heineken noch 1812 zugeben, wenn er sagte: „Immer blieben diese Werften für Bremen ein nicht zu besiegender Nebenbuhler".

Die Bauern liefern das Holz für den Schiffbau, besonders die Eichen, dann natürlich Lebensmittel und andere Erzeugnisse, für die Ausrüstung der Schiffe, die damals wegen der Gefahr im Eis eingeschlossen zu werden, für ein Jahr für 35—50 Mann Proviant fassen mußten. Die nachgeborenen Söhne der Bauern bleiben nicht mehr als Knechte auf dem Hof, sondern finden neue Existenzmöglichkeiten als Bootsbauer, als für die Schiffahrt tätige Handwerker, als Schmiede, Bäcker, Schuhmacher usw. und nicht zuletzt als Seefahrer selbst. Die besondere Tüchtigkeit der Männer aus dem Raum Bl.-Vegesack wird immer wieder von Holländern bezeugt, die bis nach hier kamen, um Kommandeure, Speckschneider und Matrosen für ihre Schiffe anzuwerben.

Das Siedlungsbild wandelt sich: neben den großen niederdeutschen Hallenhäusern werden kleine strohgedeckte Fachwerkhäuser errichtet, in denen die Kapitäne und die anderen Seeleute ihr Zuhause hatten.

Der dritte Abschnitt der Entwicklung beginnt am *Anfang* des 19. Jahrhunderts. Auch Vegesack ist nun infolge der zunehmenden Versandung der Weser für größere Schiffe nicht mehr erreichbar. 1827 wird Bremerhaven als neuer Hafen an der Wesermündung gegründet. Viele Männer suchen sich dort Arbeit. Da es keine Fahrtmöglichkeit gibt, so wanderten sie am Sonnabend 9 Stunden lang, um zu ihrer Familie zu kommen und schon am Sonntagabend marschiert man brav nach Breherhaven zurück.

Lastkähne übernehmen nun den Umschlag der Waren von Bremerhaven bis Bremen. Standort der Kahnschiffer ist vor allem Bl. und Rönnebeck. Nach Ankunft eines großen Schiffes an der Wesermündung sieht man, so wird berichtet, mitunter 50—100 solcher Segelkähne weseraufwärts segeln.

Um 1850 beginnen die ersten industriellen Unternehmen ihre Arbeit, vor allem die Steingutfabriken in Farge, Aumund und Grohn.

Damit kommen nun zum erstenmal Menschen aus anderen Ländern und anderen deutschen Landschaften in diesen Siedlungsraum. Zuerst werden englische Fachkräfte für die Steingutfabrik in Farge angesiedelt. Diese reichen aber nicht aus. Man holt sich weitere aus deutschen Gegenden mit keramischer Tradition: Former, Dreher und Maler. Sie kommen aus dem Rheinlande, aus dem Vogtlande und aus Bayern.

Einige dieser Neuankömmlinge sind katholisch und so kommt ein neues Element hinzu, das bei unserer Untersuchung berücksichtigt werden muß.

Die *vierte* und *letzte* Stufe endlich beginnt in der *zweiten Hälfte* des 19. Jahrhunderts, durch die Gründung von Großindustrien, vor allem 1884 der Bremer Wollkämmerei. Sie ist hauptsächlich bestimmend für den Ort geworden. Es kommen dann weitere Unternehmungen hinzu:

Der Bremer Vulkan, die Bremer Tauwerkfabrik, die Bremer Wandplattenfabrik, um nur die größten zu nennen.
Seit 1887 stirbt ein Beruf aus, der seit der Gründung Bremerhavens bestand: der Kahnschiffer. Durch die Weserkorrektion wurde der Fluß für größere Frachtschiffe wieder befahrbar gemacht, damit war das Umladen auf kleinere Schiffe unnötig geworden. Durch die aufkommende Eisenbahn war zudem ein Konkurrent entstanden, der nach erfolgtem technischen Ausbau besser und schneller arbeiten konnte.
Blumenthal hatte damals fast 3000 Einwohner, eine Zahl, die eigentlich ausgereicht haben müßte, um den ersten Bedarf an Arbeitern der Fabriken zu befriedigen. Und doch gab es nicht genug, so daß man sie sich aus anderen Gegenden holen mußte. Die Umstellung vom Schiffer, vom Handwerker zum Fabrikarbeiter war wohl zu groß.
Auf die beiden *letzten* Stufen der Entwicklung, also auf das 19. Jahrhundert, soll nun im weiteren eingegangen werden, weil diese bestimmend für das Aussehen des heutigen Bl. und seiner Menschen gewesen sind. Fragen wir zunächst einmal nach den Berufen in der Mitte des 19. Jahrhunderts, also nach der Gründung der kleineren, aber vor der Gründung der Großindustrien. Es ergibt sich folgendes:

35% Handwerker (vor allem Schiffsbedarf)
25% Seeleute (Kapitäne, Steuerleute, Schiffszimmerleute, Matrosen)
10% Kahnschiffer
10% arbeiten auf dem Lande (Bauern, Kötner, Landmann)
12% Fabrikarbeiter
8% versch. Berufe (Pastor, Lehrer, Apotheker, Krämer usw.).

Diese Zahlen schwanken natürlich etwas, pendeln aber immer wieder auf den Durchschnittswert der Skala ein.
Neu im Bl.-Bereich sind nun also die Arbeiter, die vorwiegend in den Steingutfabriken ihr Brot verdienen. Wir müssen nun fragen, woher sie kommen? Einmal aus welcher Gegend und zum anderen aus welchen Familien.
Der erste kleine Stamm kommt aus England, später holt man sich dann Facharbeiter aus deutschen Fabriken. Da wird der Ort Poppelsdorf bei Bonn a. Rh. mehrfach genannt, dann Orte im Vogtland, aus Bayern usw. Etwa 50% der Arbeiter stammen aus dem örtlichen Bereich. Diese wieder sind nun besonders für unsere Untersuchung interessant, denn Fabrikarbeiter hat es im Bl.-Bereich noch nicht gegeben. Aus welchen Familien stammen sie also? Da wird als Beruf der Väter der neuen Fabrikarbeiter angegeben:

38% landwirtschaftliche Berufe: Landmann, Häuerling, Häusling, Kötner
34% Handwerker (Schuster, Zimmerleute, Schlachter, Tischler, Maurer und Schneider)
20% Seeleute
2% Kahnschiffer
5% andere Berufe: Zolleinnehmer usw.

Das sind also die ersten Arbeiter im nordbremischen Raum, junge Burschen, Ungelernte, die nach der Schulzeit oder vielleicht auch wäh-

rend der Lehrzeit in einer Fabrik beginnen. Gründe dafür sind nicht angegeben, aber sicherlich mag die geregelte Arbeitszeit, die man damals im Handwerk und natürlich auf dem Lande noch nicht kannte, ausschlaggebend gewesen sein. Der überwiegende Teil der Arbeiter kommt aus den Dörfern, aus den Kreisen also, die mit den Anschauungen des Bauerntums groß geworden sind. Für diese ersten Arbeiter waren die Wohnverhältnisse kein Problem. Wir werden darauf noch zurückkommen.

Nun noch einen Blick auf die Frauen der Arbeiter, sie stammen zu etwa 95% aus Bl. selbst, auch die nach Bl. zugezogenen, nehmen sich — soweit sie nicht schon verheiratet waren — Bl. Mädchen. Und wo kommen diese her? Aus Arbeiterfamilien können sie nicht kommen, da diese noch nicht bestanden. Nun sie kommen fast zu gleichen Teilen aus den Familien der Handwerker, der Seeleute und der ländlichen Bevölkerung. Mitunter geben sie eigene Berufe wie Magd oder Näherin an.

Das heißt doch aber, daß ein Abstand, ein Unterschied zwischen den alten Berufsständen und dem neuen der Arbeiter *nicht* bestand. Der neue Fabrikarbeiter war allgemein angesehen. Es war kein soziales Unglück, wenn man einen Mann aus der Fabrik heiratete.

Nun die ***Handwerker*** der ***gleichen*** Generation. Sie sollen uns als Letztes noch interessieren. Sie nahmen mit 35% den größten Anteil der Berufe ein und sind vielleicht als stärkste Berufsgruppe eine Betrachtung wert:

$^2/_3$ von ihnen sind im Raum Bl. geboren.

$^1/_3$ kommt aus anderen deutschen Landen.

Hier wird also eine zweite Zuwanderung sichtbar. Es kommen Handwerker aus allen Teilen des Reiches, darunter ein Sattler aus Posen, ein Schlosser aus Frankfurt a. O., andere wieder aus dem Eichsfeld, aus Hannover und aus Thüringen. Nur Bremen ist sehr spärlich, nämlich mit 2 Namen vertreten. Die Bremer hatten ihre eigenen Probleme und nur zufällige familiäre Bindungen zwingen zu einem Wechsel ins Dorf.

Auch hier gilt es, eine Untersuchung anzustellen. Als Berufe der Väter der damals etwa dreißigjährigen Handwerker werden angegeben:

52% Handwerker
20% aus landwirtschaftlichen Berufen
16% Seeleute
5% Arbeiter (Land- oder Fabrikarbeiter?)
1% Kahnschiffer
8% versch. Berufe: Kaufmann, Sekretär, Bahnwärter, Waldwärter usw.

In den Jahren 1875—1883 werden in Bl. vor dem Standesamt 372 Ehen geschlossen, im Durchschnitt 41 im Jahr. Von diesen sind 10 katholisch und 12 Mischehen. Meist heiraten zugewanderte katholische Männer protestantische Mädchen des Ortes.

Diese Zahlen beweisen, daß wir es mit Sonderheiten, die auf eine völlig neue Entwicklung schließen lassen, *nicht* zu tun haben.

 Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts bringt durch Schiffahrt und neue

Industrien eine Vergrößerung des Ortes mit sich. Die Handwerker haben nächst den Seeleuten den stärksten Anteil an der Bevölkerung. Eine neue Berufsgruppe, nämlich die der Fabrikarbeiter, bildet sich. Sie kommen vor allem aus der Landbevölkerung. Handwerker und Arbeiter aus anderen Teilen der deutschen Länder lassen sich in Bl. nieder, weil sie gute oder doch bessere Arbeitsmöglichkeiten hier finden.
Eine neue Entwicklung setzte nach 1884 ein, nach Errichtung großer Industrieunternehmungen, von denen uns die Bremer Wollkämmerei am meisten beschäftigen muß, da sie direkt in Bl. angelegt wurde. Sie sollte deutschen Kammgarnspinnereien die Möglichkeit bieten, ihren Bedarf an Kammzug aus den eingeführten Rohwollen im Inland zu decken.
Anscheinend war es damals leichter, eine Anzahl von Kaufleuten und ein Kapital von 2¼ Millionen zu bekommen, als die Menschen zu finden, die in dem Betrieb arbeiten sollten. Das gilt weniger für die technischen Kräfte, die das Werk planten und aufbauten, die die Maschinen setzten und sie bedienten, als vielmehr für die einfache, dabei gar nicht einmal so leichte, wohl aber schmutzige Arbeit, nämlich in der Hauptsache das Sortieren der Rohwolle. Nebenbei bemerkt wird diese Arbeit auch heute noch fast ausschließlich mit der Hand ausgeführt, denn Maschinen sind dafür noch nicht erfunden. Die Rohwolle, so wie sie in Übersee von den Schafen abgeschoren worden ist, kommt in großen Ballen in Bl. an, wo sie zuerst, so schmutzig und fettig wie sie ist, sortiert, d. h. nach Feinheit und Beschaffenheit in eine oder mehrere Hauptsorten aufgeteilt werden muß. Das geschicht in großen Hallen an langen Tischen und es ist klar, daß von der Schnelligkeit und Tüchtigkeit der Sortierer die Leistungsfähigkeit der gesamten Fabrik abhängig ist. Rund 20% der Belegschaft sind Sortierer, während die spätere Arbeit vielfach am laufenden Band von Maschinen ausgeführt werden kann.
Für diesen ersten Arbeitsgang Menschen zu finden, war sehr schwierig, ja im Ort selbst unmöglich, denn der Betrieb wuchs sehr schnell. Im Jahre 1884 wurde begonnen mit einem Stamm von 150 Arbeitern und schon im nächsten Jahre bearbeitete man bei 400 Beschäftigten fast 4 Millionen kg Rohwolle. (Heute hat die BWK 4560 Beschäftigte, die im Monat 2.25 Millionen DM an Löhnen und Gehältern ausgezahlt bekommen).
Man war sich von vornherein im klaren, daß das Sortieren, körperlich eine verhältnismäßig leichte Arbeit, besonders gut von Frauen verrichtet werden könnte, doch empfanden es die Bl. Mädchen, deren Beruf damals meist als Dienstmädchen angegeben wird, als unzumutbar, eine Fabrik zu betreten. Auch der Monatslohn reizte damals nicht, die Mädchen in der Fabrik verdienten ungefähr soviel, wie man als Dienstmädchen das ganze Jahr bekam, wobei man allerdings freie Station, d. h. Wohnen und Essen hinzurechnen muß. Aber auch für die verheirateten Frauen gab es keinen Anreiz, selbst Geld zu verdienen, denn Fernsehen und Kühlschrank waren damals noch nicht erfunden.
Um diesen Notstand zu beheben, tat man etwas, was landwirtschaftliche Güter in Mitteldeutschland schon längst vorgemacht hatten, man holte sich für die betreffende Saison Arbeiterinnen aus den entwick-

lungsfähigen Gebieten, das waren vor allem im Osten: die besetzten polnischen Gebiete und Schlesien, dann aber auch das Eichsfeld.
Der Kahnschiffer Friedrich Tietjen, der den Rückgang seines Berufes rechtzeitig erkannt hatte, war inzwischen zur BWK gegangen. Er berichtete später, wie er 1886 — nicht 1884 wie er irrtümlich angab, diesen Fehler hat Hans Duncker nachgewiesen — eines Tages den Auftrag bekam, polnische Arbeiterinnen nach Bl. zu holen. Er begab sich zuerst nach Magdeburg, wo sich auf großen Gütern solche Mädchen aufhalten sollten. Dort erfuhr er aber, daß diese schon längst nach der Saison in ihre Heimat zurückgekehrt waren. Da aber die Kampagne seines Werkes schon zeitig im Frühjahr beginnen sollte und ohne neue Arbeitskräfte nicht voll gearbeitet werden konnte, machte er sich kurz entschlossen auf den Weg über Posen nach Ostrowo, in dessen Nähe sich Adelnau befand, wo die Mädchen hergekommen waren, die in Magdeburg gearbeitet hatten. Adelnau liegt an der späteren deutsch-polnischen Grenze, etwa 80 km nordöstlich von Breslau entfernt. Der Andrang war groß, als Tietjen am nächsten Tag die Bl. Arbeitsbedingungen bekannt gab. Er wählte 41 Mädchen aus, die alle deutsch sprechen konnten, weil sie schon mehrmals auf mitteldeutschen Gütern gearbeitet hatten.
Die Äußerung eines Mädchens ist bezeichnend, deren Eltern gegen eine solche Reise waren. Sie rief beim Abschied stolz vom Wagen herunter ihren zurückbleibenden Verwandten zu: „Ich reise jetzt in die Welt!“ Die Welt war also für sie Bl. bei Bremen. Für die Einheimischen sah diese verlockende „Welt“, wohin man fahren mußte, um sein Glück zu machen, ganz anders aus, denn sie lag für diese jenseits des großen Ozeans. Eine sprunghafte Völkerwanderung wird hier an dieser Stelle sichtbar, eine Dynamik im Leben der Völker, die uns an anderer Stelle noch beschäftigen muß.
Bei der erneuten Vergrößerung des Werkes holte man sich junge Männer aus Schlesien. Später griff man aber wieder auf den Bezirk Adelnau zurück. Dort war es inzwischen wie ein Lauffeuer von Tür zu Tür gegangen, was sich bei Bremen ereignet hatte. Daß man dort bessere Lebensbedingungen habe, als es in den übervölkerten und rein landwirtschaftlichen Bezirken der Fall war.
Der Kreis Adelnau zählte im Jahre 1900 rund 34 000 Einwohner, davon waren 20% evangelisch und 80% katholisch. 90% gaben polnisch als ihre Muttersprache an. Staatsrechtlich handelte es sich um Reichsangehörige und nicht um Ausländer. Sie konnten also ohne besondere Erlaubnis überall einen neuen Wohnsitz nehmen, während Ausländer erst einen Antrag auf Einbürgerung stellen mußten.
Diese Adelnauer Familien hatten meist eine größere Anzahl von Kindern und man war froh, wenn einige von ihnen anderswo ihr Brot verdienten. Nach 1890 zogen dann auch Familienväter mit dem allgemeinen Zug nach dem Westen. Wenn die BWK ihre Kampagne erledigt hatte, kehrte man in die Heimat zurück und wartete darauf, daß man erneut gerufen wurde.
Eine heute in Bl. ansässige alte Frau gab mir den hier in Stichworten angegebenen Bericht: Ich bin 1879 in Adelnau geboren worden. Mein Vater war Böttcher, er fertigte vor allem kleinere Holzgefäße an, die

man damals bei uns überall im Haus benutzte, denn Porzellangefäße waren unbekannt. Da kamen um 1880 bei uns die Emaillegefäße auf, die man nun als Fabrikware in allen Geschäften billig kaufen konnte. So konnte mein Vater nicht mehr genügend verkaufen, um seine siebenköpfige Familie ernähren zu können. Da hörte er von den Arbeitsmöglichkeiten in Bl. und fuhr los. Durch Bekannte ließ er ein Jahr später bestellen, daß alles geklappt hätte und wir nachkommen sollten. So machten wir uns 1891 auf den Weg. Wir bekamen in Bl. in der Kaserne eine kleine Wohnung: 2 Zimmer und Küche. Diese war aber für uns nicht groß genug und so kaufte Vater ein kleines Fischerhaus in der Mühlenstraße, das keinen Ofen, sondern ein offenes Feuer hatte. Wir bauten es bald aus, so daß wir gut wohnen konnten."

Insgesamt sind etwa 3000 Personen aus dem Kreis Adelnau nach Bl. eingewandert. Wenn auch ein Teil von ihnen später wieder verschwand, so ist das doch für einen Ort, der vor dem ersten Weltkrieg kaum 10 000 Einwohner hatte, eine beträchtliche Zahl. Nimmt man nun die aus anderen Landschaften Zugewanderten hinzu, so ergibt sich, daß die ortsansässige Bevölkerung höchstens 50% der Bevölkerung betrug und es ist nun interessant in einigen Grundzügen festzustellen, was dort weiter geschah.

Der Landrat Berthold, der damals dem Kreis vorstand und der seinen Amtssitz in Bl. hatte, erkannte sehr schnell die Gefahren, die dem Ort durch ein aufkommendes Industrieproletariat erwachsen konnten. Seine Tochter Marie Pauline Thorbecke hat sein Wirken in dem 1954 erschienenen Buch „Jugend im Hause Blomendal" beschrieben. Die einzelnen Kapitel sind aufgebaut auf einzelnen Erlebnissen. Ihr Vater ist der rührige Familien- und Landesvater, daran soll auch nicht gezweifelt werden. Aber sie übersieht vielfach — und ohne das Studium der Akten kann man es ihr nicht übel nehmen —, daß Berthold auch königl. preuß. Landrat, d. h. *höchster* Beamter seines Kreises war, der die Gesetze seines Königs beachten mußte und beachtet hat. Über die inneren Angelegenheit des Kreises geben die Amtsakten, die sich im Staatsarchiv in Stade befinden, zu verschiedenen Problemen eine bessere Auskunft.

Da sind zunächst erst einmal die Auswanderungen aus Bl. nach den USA und die Rückkehr zahlreicher Männer in die alte Heimat. Die zweite Welle der Auswanderung in die neue Welt setzte in den siebziger Jahren ein. Für 1872 meldete das Kreisblatt für den Kreis Osterholz, daß nahezu 70 000 Personen nach Amerika gefahren seien. Diese Zahl entsprach damals nicht ganz einer Stadt wie Bremen, das 90 000 Einwohner hatte. Diese Auswanderung hatte natürlich auch unser Gebiet ergriffen. In einer Meldung an das Königl. Preuß. Ministerium des Innern, die vom Landrat unterschrieben worden ist, wird die Zahl 24%, d. h. also ein Viertel der im Kreise ansässigen *Wehrpflichtigen,* als ausgewandert bezeichnet. In Preußen bestand damals die Wehrpflicht und Landrat Berthold, der selbst durch einen Körperschaden nicht Soldat werden konnte, sah streng darauf, daß man dieser Pflicht genügte. Nach dem Gesetz mußten also die jungen Männer bis zu ihrem 23. Lebensjahr warten, bis sie die Heimat verlassen konnten. Es ist klar, daß viele, die es in den USA vom Tellerwäscher bis zum Millionär

bringen wollten, solange nicht warten wollten. Man fuhr also schon mit 16 oder 17 Jahren nach drüben, um sein Glück zu machen, und kümmerte sich nicht um die Wehrpflicht. Daß es aber in allen Fällen der niedersächsische Trotz gegen den Wehrzwang gewesen sein soll, wie es der Landrat immer wieder an seine vorgesetzte Dienststelle meldete, wenn bei jeder Musterung 25 von 100 der Aufgerufenen nicht erschienen, weil sie längst jenseits des großen Teiches waren, will nicht einleuchten, noch ist es irgendwoanders bezeugt.
Stellte man die Auswanderung fest, so wurde der Betreffende außerdem noch zu 50 Talern Geldstrafe verurteilt, die meist der Vater entrichten mußte. 50 Taler, das waren immerhin der Monatsverdienst eines Arbeiters. Vom Ministerium des Innern kamen ständig Anfragen, wie man diesen Zustand ändern könne, denn die Schlagkraft der Armee war eine wichtige Stütze des Staates.
Tragisch wird die Angelegenheit aber erst dann, wenn das Leben in der neuen Welt zu schwierig war, wenn man sich nicht durchgesetzt hatte und man nach einiger Zeit in die Heimat zurückkehren wollte. Hier hatte man inzwischen die deutsche Staatsangehörigkeit verloren und war deswegen auch nicht mehr erbberechtigt. D. h. also, wenn ein Bauer starb, konnte sein Sohn, der vor Jahren unerlaubt ausgewandert war, den Hof nicht übernehmen. Man war also in den fremden Landen nicht angewachsen, in seiner eigenen Heimat aber wurzellos geworden.

„Deutsch-Amerikanern wird“, so heißt es in einer Stellungnahme des Landrats vom 21. 5. 1865 „mögen sie noch im dienstpflichtigen Alter stehen oder nicht, ein *Aufenthalt* nur dann gewährt, wenn sie zwecks Herstellung ihrer Gesundheit oder zum *Besuch* betagter und kranker Eltern zurückkehren. Im ersteren Falle hängt die Dauer der Erlaubnis von dem beizutragenden ärztlichen Attest ab; ein Besuch der Verwandten wird regelmäßig nur für 4 Wochen, in besonderen Fällen höchstens bis zu 6 Wochen gestattet.“ Danach wurde man ausgewiesen.

Ausnahmen gibt es natürlich immer, denn sie bestätigen die Regel. Hier heißt es, daß Ausnahmen gemacht werden, „wenn *gutsituierte* Personen in das Inland zurückkehren und damit zu einem *Zuwachs* des Nationalvermögens beitragen“.
„Eine Änderung der Bestimmungen“, so schreibt Berthold am 21. 5. 1895 weiter, „vermag ich um so weniger zu befürworten, als die Bestimmungen trotz ihrer Schärfe, auch der hiesigen Bevölkerung als *verständig* und *gerecht* gelten, wie mir das nicht selten ausgesprochen worden ist“.
Die Volksmeinung kann wohl nicht weit her gewesen sein, denn sie entspricht nicht den vielen Protokollen.
Man holte sich also Arbeitskräfte von weit her, die aus dem eigenen Ort stammenden und rückkehrwilligen wurden ausgewiesen.
In den *Einwanderungsakten* wird nun ein Zweites sichtbar.
Ich gebe dazu ein konstruktives Beispiel:
Wladislaw Szwalkiewicz mit Familie, wohnhaft in Adelnau in der preußischen Provinz Posen, spricht zwar kaum ein Wort deutsch, ist aber deutscher Reichsbürger. Er konnte ohne weiteres in Bl. und an jeden anderen Ort zuziehen.

In dem von Rußland besetzten Teil Polens wohnt der Deutsche Paul Hempel, Schlosser von Beruf, dessen Großeltern nach dort ausgewandert waren. Hempel kommt nun ebenfalls nach Bl., aber er hat die russ. Staatsangehörigkeit. Er muß nun einen Antrag zur Erlangung der deutschen Staatsangehörigkeit stellen.

Zwei Punkte werden dabei von der Behörde besonders beachtet:

1) die wirtschaftliche Lage,
d. h. steht der Betreffende im festen Arbeitsverhältnis, was verdient er und welches Vermögen hat er? Es wird außerdem noch gefragt, ob es anzunehmen sei, daß er der Gemeinde einmal zur Last fallen könnte.

2) Der zweite und gleichwichtige Punkt ist die politische Haltung des Antragstellers. Meist wurde der Betreffende ein Jahr lang durch den Ortsgendarm beobachtet, der sich dann sogar einen Stempel anfertigen läßt: (1911)

In politischer Beziehung hier öffentlich
nicht hervorgetreten

Pol. Wachtmeister

Einige Beispiele aus der Zeit vor dem ersten Weltkriege:

1911 *B.* steht im festen Arbeitsverhältnis, er verdient am Tag 4,10 Mark. Er ist zwar Mitglied des Arbeiterbundes, aber kein Anhänger der Sozialdemokratie.
Der Antrag wird befürwortend an den Reg.-Präs. weitergeleitet.
H. verdient etwa 3,50 Mark am Tag. Er hat ein Vermögen von 1500 Mark. Politisch hat er sich nicht betätigt.
Er wird deutscher Staatsangehöriger.
I. hat mehrfach Bekannten gegenüber geäußert, daß er nach Nordschleswig verziehen wolle, um sich der dän. Partei anzuschließen. Der Antrag wird abgelehnt.
1915 wird ein erneuter Antrag gestellt, der angenommen wird, weil I. in Bl. geblieben ist.
Sch. ist politisch nicht hervorgetreten. Der Antrag wird aber zurückgestellt, da man seine politische Tätigkeit bei der bevorstehenden Wahl beobachten müsse.
1913 wird er endlich angenommen.
K. schließt sich vermutlich der Sozialdemokratischen Partei an. Der Antrag wird abgelehnt.

1913 *W.* verdient als Nietenwärmer monatlich 166 Mark. Er ist zwar wegen Sittlichkeitsdelikten vorbetraft, doch hat er sich politisch nicht betätigt. Er wird in den preuß. Untertanenbund (?) aufgenommen.

Berthold war, wie alle damaligen Staatsbeamten, ein Gegner der Sozialdemokratie und er hatte keine größere Angst, als daß gerade in seinem Kreis, bedingt durch die schnelle Entwicklung, sozialdemokratisches Gedankengut, das zu Streik und Aufruhr führen konnte, aufkäme. Er erkannte richtig — und er wurde dabei von der Leitung der großen Werke unterstützt — daß es falsch sei, Mietskasernen zu bauen und die Arbeiter ihrem Schicksal zu überlassen. Der wichtigste Schutz vor der Sozialdemokratie sei persönliches Eigentum, ein eigenes Haus, eigene Viehzucht und ein eigener Garten. Auch derjenige, der nur

wenig Eigentum besäße, so folgerte er richtig, würde nichts unternehmen, was diesen Besitz gefährden könnte.
Bl. war in den ersten 10 Jahren seiner Amtstätigkeit um 140% gewachsen, es hatte nun 1894 3 500 Einwohner, aber längst nicht genügend Wohnraum und die Werke standen erst am Anfang ihrer Arbeit. Die BWK hatte in einer Straße angefangen, Kasernen zu bauen, die vor allem in der ersten Zeit als vorübergehende Unterkünfte bestimmt waren. In den vorhandenen kleinen privaten Wohnhäusern hatte man die Dielen, die Bodenräume, ja sogar die Ställe und Scheunen notdürftig als Wohnungen eingerichtet und vermietet. Von privater Seite wurden schnell 160 Häuser gebaut, mit kleinen Räumen, auf die Wohnungsnot zugeschnitten. Bodenpreise und Baukosten stiegen sprunghaft in die Höhe. Bl. schien eine der üblichen häßlichen Industriesiedlungen zu werden.
Schon in den fünfziger Jahren hatte die Steingutfabrik in Farge gezeigt, wie man hier Rat schaffen konnte. Sie errichtete am Ortsausgang kleine Häuser mit angebautem Stall für ihre aus England geholten Werkmeister. Diese Siedlung, die heute noch im Volksmund die englische Reihe heißt, war die erste Arbeitersiedlung im Bl. Raum.
Eine ähnliche, natürlich weit größere Siedlung war durch die neuen Werke nicht zu erreichen gewesen. Da rief Berthold zur Selbsthilfe auf. Eine gemeinnützige Siedlungsgenossenschaft, der „Spar- und Bauverein", wurde 1894 gegründet. Verwunderlich ist es aber nicht, daß der als reaktionär verschriene Landrat auf großen Widerstand, vor allem von Seiten der Arbeiter stieß, die dahinter Unehrlichkeit, Betrug, ja sogar Ausbeutung witterten.
Was verdiente der Arbeiter damals? Der Tagesverdienst lag bei etwa 3,50 bis 4,— Mark, bei zehnstündiger Beschäftigung. Das sind in der Woche 20 bis 25 Mark oder im Jahr etwa 1 000 Mark. Für Miete zahlte man damals in Bl. etwa 200,— Mark im Jahr, d. h. man mußte mit einem Monatsverdienst von 65 bis 70 Mark auskommen, seine Familie ernähren und alle anderen Ausgaben bestreiten. Sehr oft arbeiteten die Frauen nach der Eheschließung eine Zeitlang in der BWK mit, um die notwendigsten Anschaffungen zu machen. Aber es ist trotzdem unerklärlich, wie ein Arbeiter nach einer Arbeitszeit von zwei Jahren ein Vermögen von 500 Mark und ein anderer nach fünf Jahren eines von 1 500 Mark angeben kann.
Der Spar- und Bauverein verlangte nun eine Ersparnis von 500,— Mark. Damit wurde das Grundstück angekauft. Danach wurden aus Mitteln der Genossenschaft ein Haus errichtet: 5 Zimmer, Küche, Keller und Boden für insgesamt 3 600,— Mark. Diese Summe mußte nun verzinst werden, das ergab jährlich bei 3½% mit Lasten und Abgaben ganze 138 Mark, d. h. 11,50 im Monat, die Abtragssumme betrug 72 Mark im Jahr, oder 6 Mark im Monat. Meist vermieteten die neuen Hausbesitzer zuerst ein oder zwei Zimmer, so daß man mit einer sehr geringen Belastung, die *unter* den allgemeinen Sätzen für die Miete lag, nach etwa 30 Jahren schuldenfreier Besitzer eines eigenen Hauses werden konnte. Für die damalige Zeit ein großartiges Angebot für die Arbeiter, das allerdings gar nicht in das Programm der Arbeiter*parteien* passen wollte.

Bis zum Jahre 1894 wurden 16 Häuser erbaut und weiter:
bis 1895 = 44 Häuser mit 80 Wohnungen
bis 1900 = 167 Häuser mit 341 Wohnungen
bis 1914 = 340 Häuser mit 680 Wohnungen,
d. h. daß allein in diesen Häusern etwa 3 500 Personen, d. i. 1/3 aller Einwohner, untergebracht wurden, und nicht in Kasernen. Viele der Hausbesitzer bebauten ihre Gärten und auch heute noch zeigen sie stolz ihr selbstgeerntetes Gemüse, ihre Schweine, Hühner usw. So entstand anstelle einer schon in Vorbereitung begriffenen häßlichen Industriestadt, eine locker gebaute, halbländliche Ansiedlung, etwas Einmaliges in ganz Deutschland.
Das Baugenossenschaftswesen machte bald Schule und Landrat Berthold wurde der Vorsitzende der Baugenossenschaften Deutschlands. Er, der sowieso schon verdächtige Ostelbier, hatte hier mit seinen Helfern zur Lösung der sozialen Frage entscheidend beigetragen, die für die weitere Entwicklung des gesamten Gebietes wichtig gewesen ist. Berthold war — wenn Sie wollen — selbst ein Heimatloser, und es ist bezeichnend, daß gerade er soziale Ideen vertrat, die von einheimischen Sozialisten damals abgelehnt wurden.
Das Leben im Dorf ist durch das große Durcheinander, durch die vielen Menschen mit Dutzenden von Mundarten voller Spannungen. Doch kommt es außer zu persönlichen Schwierigkeiten und Auseinandersetzungen zu keinerlei Störungen innerhalb des Gemeinwesens. Wenn man erfuhr, daß ein neuer Transport von polnischen Arbeitern und Arbeiterinnen vom Bahnhof Vegesack im Anmarsch sei, stand man auf der Straße, um die ländlich angezogenen Gestalten, die Frauen mit bunten Kopftüchern, dicken Jacken und weiten Röcken zu betrachten. „Ganz drollig sah das aus“, meinte ein alter Einwohner, der sich daran erinnerte, das war auch alles, kein Protest, kein Unbehagen.
Die Menschen aus den unterschiedlichen Landschaften beachteten im wesentlichen die Distanz. Die aus den polnischen Gebieten Stammenden und die Oberschlesier hatten sogar ein eigenes Tanzlokal und man achtete peinlich darauf, daß sie nicht in die Vergnügungen der anderen, die in einer zweiten Wirtschaft stattfanden, hineingerieten. Man blieb unter sich, wenn auch mancher der ortsansässigen Burschen die dunkelhaarigen, lebendigen und kräftigen Polenmädchen nett und reizvoll fanden.
Tami Oelfken hat in einer Erzählung dargestellt, wie sich ein hünenhafter, blonder Schifferbursche des Ortes und ein schwarzhaariges Mädchen aus dem Osten verlieben, wie sie sich heimlich treffen, aber aus Vernunftgründen nicht zusammenkommen können. Das dürfte aber ein Einzelfall gewesen sein, denn auch die Arbeiter aus Polen wachten sehr scharf über ihre Mädchen. Ihre Fäuste waren schnell geballt und ihre Messer saßen sehr locker.
Das Heiratsregister des Kreises bezeugt, daß in den Jahren nach der Gründung der BWK sich in der Hauptsache junge Menschen aus gleichen Gegenden mit gleichen Konfessionen heirateten. Weniger häufig sind die Ehen — aber sie stehen an zweiter Stelle — zwischen Partnern der gleichen Konfessionen und ähnlichen Landschaften. Also die Heirat zwischen Adelnauern und Oberschlesiern und Eichsfeldern z. B.

Der erste Mutige, der allerdings lange ohne Nachfolger bleibt und der 1888 ein allerdings reformiertes Mädchen aus Adelnau heiratet, ist ein in Bl. geborener Schuhmacher. Erst 4 Jahre später folgten ein Steingutdreher aus Farge und eine Arbeiterin aus Adelnau, beide katholisch, und fast ein Jahr später ein Reepschläger aus Neurönnebeck, ein Protestant, der ein *katholisches* Mädchen aus Adelnau ehelicht. Im Durchschnitt erfolgt einmal im Jahr eine solche „Mischehe", das sind von 120 Trauungen weniger als 1%.

Ehestatistik:

	kath.	Misch	Gesamt
1884	4 = 9%	4 = 9%	54
1885	2 = 3%	1 = 2%	48
1886	7 = 10%	2 = 4%	60
1887	5 = 10%	2 = 4%	59
1888	3 = 6%	2 = 4%	54
1889	27 = 30%	15 = 18%	94.

Hans Dunker benutzte 1943 zu seinen Untersuchungen ein anderes Quellenmaterial, kam aber zu dem gleichen Ergebnis wie ich. Er gibt an, daß in der ersten Generation 282 Ehen zwischen Polen gestiftet wurden, 109, von denen nur der eine Partner aus den polnischen Gebieten stammte. Aber nur 42 Ehen wurden mit Partner aus dem Bl. Gebiet geschlossen, das sind nur etwa 10%. Auch diese Zahlen lassen die ablehnende Haltung der Gruppen erkennen.

Diese Ehen der aus dem Osten Gekommenen, hatten im Durchschnitt 4 Kinder, von diesen heirateten — das ist also die 2. Generation — über 66%, also rund ²/₃ einheimische Partner.

Heute in der 3. Generation gibt es diese Probleme nicht mehr. Aus den Nachkommen der vielen Zugewanderten sind nun Einheimische geworden, die nun selbst wieder mit Mißtrauen auf die schauen, die nach dem 2. Weltkrieg neu ankamen. Herkunftsprobleme aus der Anfangszeit der Industriesiedlung sind nicht mehr akut. Das wirkt sich so stark aus, daß mir ein 32jähriger Mann sagte: „Als wir Kinder waren und die Großeltern besuchten, da kam es wohl vor, daß dort gerade Bekannte waren, die miteinander polnisch sprachen. Dieser Tatsache haben wir uns geschämt."

Schon in der 2. Generation war die fremde Sprache nur noch ganz selten bekannt und in wenigen Jahren wird es in Bl. keinen Menschen mehr geben, der polnisch sprechen kann.

Das gilt aber auch für die mitgebrachten Mundarten. Sächsisch, schlesische, bayrisch und rheinisch sind verschwunden, soweit sie nicht durch neu Hinzugezogene gerade erst mitgebracht worden sind. Eine Merkwürdigkeit ist hier noch anzufügen, daß nämlich diejenigen, die sächsischen und thüringischen Dialekt sprachen, in der Regel kein Plattdeutsch lernten, wohl die anderen aus Schlesien, aus dem Rheinland und aus Polen.

Beziehungslos und heimatlos waren die ersten Gruppen der Polen, die man mitunter beschimpfte. Es kam zu kleinen Zusammenschlüssen, später auch für andere Landsmannschaften, denn es war am Anfang einfach notwendig, Halt in solchen Zusammenkünften zu finden. Es ist klar, daß man sich dabei auch Ziele setzte.

1884 gründeten die Sachsen den Gesangverein „Frohsinn“ mit 16 Mitgliedern. Es waren in der Hauptsache Wollsortierer protestantischen Glaubens.
4 Jahre später entsteht der kath. Gesangverein „Concordia“, in den nur Eichsfelder und Schlesier aufgenommen wurden. Erst nach 1918 schlossen sie sich zu dem neuen Gesangverein „Lesummünde“ zusammen. Das Vereinsleben geht zurück und ist heute sehr schwach geworden.
Zum Brauchtum wäre zu sagen, daß sich das Mitgebrachte nicht lange gehalten hat. Ein Grund ist der, daß das landschaftlich Gebundene sich letzten Endes wieder durchsetzt, weil es nach außen und innen eine größere Einheitlichkeit und Stärke besitzt. Zur gleichen Zeit wie das Hereingebrachte, verschwindet aber auch altes Brauchtum des Ortes. Das liegt daran, daß die meisten alten Bräuche in Beziehung zum bäuerlichen Jahre oder Lebenslauf standen. Sie wurden nun in der Industriegesellschaft isoliert und beziehungslos, trotz Säkularisierung konnten sie sich nicht mehr halten.
Ich fasse zusammen:
Das Beispiel Blumenthal hat gezeigt — und man könnte das gleiche Phänomen auch in Bremen und anderswo nachweisen —, daß mit dem Beginn der Industriealisierung sich die Stämme auflösen, daß das Statische zum Dynamischen wird, das dann wieder zu einem Gleichgewicht strebt.
Während alles noch im Fluß ist, während die Volksgruppen zusammengerückt auf Tuchfühlung auskommen müssen, strebt man danach, die Heimat in allen möglichen *Vereinen* herauszustellen und hervorzuheben, ganz gleich, ob das ein Gesang- oder Heimatverein ist. Es ist die Blüte des Vereinswesens — in Bremen auch —, die, so darf man folgern, in Zeiten des Gleichgewichts an Bedeutung verlieren müssen. Die Veränderungen bringen neue Sozialtypen und neue Sozialformen mit sich.
Es tritt aber in Bl. nicht das ein, was sonst immer in Industriesiedlungen geschieht, es entsteht kein echtes Proletariat, d. h. nach Sombart: kein besitzloser Industriearbeiter. Schon eher ein Kleinbürgertum, daß sich *später* auch in anderen Städten aus dem Proletariat entwickelt.
Die Neulinge und die Alteingesessenen verhalten sich abwartend und halten Abstand. Die 2. Generation paßt sich schon gut an das in Bl. ansässige niederdeutsche Volkstum, das selbst in der Minderheit ist, an. Die Dominanz der Alteingesessenen ist nicht geschwächt worden, wie es Duncker 1943 befürchtete, sondern hat sich fortgesetzt und verstärkt. Polen gibt es heute nicht mehr, sie sind assimiliert worden.
Um mit Wilhelm Brepohl zu sprechen:
„der Allgemeinzustand des Amorphen, der Struktur- und Formlosigkeit, ist vorbei, Merkmal einer gewesenen Epoche; mit anderen Worten: die desintegrierte amorphe Gesellschaft der Industrie integriert, gliedert sich. Wir haben es hier mit echter Geschichte zu tun: ein Zeitalter zerbricht, löst sich auf, eine Periode des Übergangs, des nervös-haltlosen Suchens folgt und läuft aus in ein Zeitalter der Gliederung, der Neu-Integration.“

Senatorenwahl
und »Iisen«

Dr. Rudolf Frenzel
Dr. Dr. Th. Spitta

VORBEMERKUNG:

Nachfolgend geben wir die Übertragung einer Tonbandaufnahme wieder, welche anläßlich eines Gespräches zwischen Dr. Frenzel und Bürgermeister i. R. Dr. Dr. Spitta im Jahre 1961 in Bremen aufgezeichnet wurde. Diese Aufnahme diente der Vorbereitung einer breit angelegten Arbeit über „Feste und Feiern im alten Bremen", für die Dr. Frenzel bereits seit Jahren vielfältiges Material gesammelt hatte. Diese Arbeit sollte im Jahre 1964 zum 60jährigen Bestehen des Vereins in Buchform erscheinen. Wie so vieles andere mußte sie unvollendet bleiben, wäre aber ganz sicher eine sehr wesentliche und wertvolle Bereicherung der Kenntnisse über das Leben in unserer Stadt in früheren Zeiten gewesen. Gleichzeitig läßt diese Wiedergabe erkennen, in welcher Weise Dr. Frenzel zu arbeiten pflegte und wie vielseitig und unmittelbar seine Forschungen in Bremen gewesen sind.

Ca.

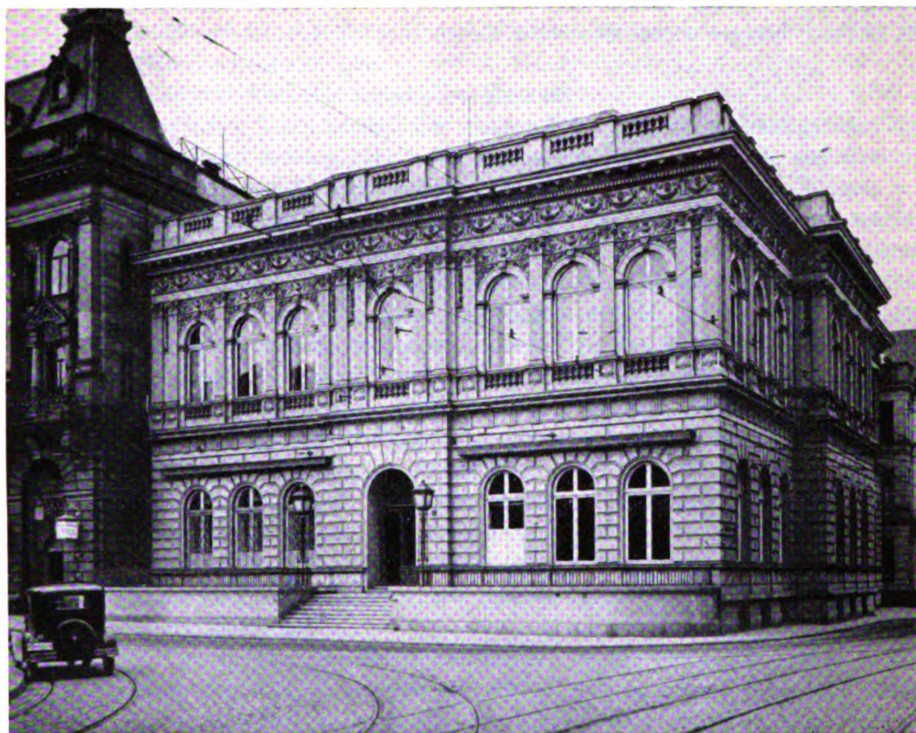
Dr. Frenzel: Herr Bürgermeister, es gab in Bremen eine alte Sitte, die neu gewählten Senatoren in besonderer Weise und mit einem großen Fest in ihr Amt einzuführen. Leider ist dieser alte Brauch heute nicht mehr vorhanden. Ich hörte, daß Sie kurz vor dem ersten Weltkrieg noch als letzter diese Amtseinführung als Senator erlebt haben. Ich bin Ihnen daher sehr dankbar, daß Sie sich für unser volkskundliches Archiv zu diesem Gespräch bereitgefunden haben, um uns vielleicht noch einiges darüber zu schildern.

Dr. Dr. Spitta: Ja, dazu bin ich natürlich gern bereit. Ich darf vorwegschicken, daß dieser alte Brauch des „Iisens" nicht etwa nach und nach eingeschlafen ist. Das Ende kam ganz einfach durch die geänderten Verfassungsbestimmungen. Zu meiner Zeit — ich bin 1911 in den Senat gewählt worden — wurde der Senator ja auf Lebenszeit gewählt.

Dr. Frenzel: Wie wurde er gewählt, darf ich das zunächst fragen? — Doch nicht demokratisch, so wie heute?

Dr. Dr. Spitta: Nein, es gab damals in Bremen ein etwas kompliziertes Wahlystem, das darauf hinauslief, Bürgerschaft und Senat bei der Wahl gleiche Rechte einzuräumen. Deshalb war die Wahl nach der Verfassung und dem Gesetz etwas verwickelt. Die Bürgerschaft wurde damals in fünf möglichst gleiche Teile ausgelost. Bei einer Stärke der Bürgerschaft von 150 Personen kamen, wenn alle anwesend waren, auf jede Gruppe 30 Menschen. Jede dieser Gruppen wählte einen bürgerschaftlichen Wahlmann. Der Senat wählte zu diesen Wahlmännern 5 Senatoren. So kamen 10 Wahlmänner zusammen, die eine Liste von 3 Kandidaten aufzustellen hatten. Es ergibt sich ohne weiteres aus dem Zahlenverhältnis, daß keiner auf die Liste kommen konnte, der dem Senat, wenn dieser einig war, nicht genehm war. Der Senat konnte aber auch nicht die Benennung eines bestimmten Kandidaten erzwingen. Er hatte also nur ein negatives Recht, weil keiner auf die Liste kommen konnte, der nicht von mindestens einem Senator — und der Senat war sich immer einig — eine Stimme bekommen hatte. Dieses „Aushaltungsrecht des Senats" ist damals von bestimmten Seiten immer scharf bekämpft worden.

Die Einigung auf drei Kandidaten, die auf die Liste zu setzen waren, ging oft sehr glatt. Bei meiner Wahl im Dezember 1911 war man sich bereits vorher einig. Die anderen Kandidaten kamen nicht in Frage, sie wurden nur pro forma auf die Liste gesetzt. Es gab aber auch Wahlaufstellungen, um die lange gekämpft worden ist. Wenn die fünf senatorischen Mitglieder der Kommission die von den bürgerschaftlichen Mitgliedern vorgeschlagenen Kandidaten ablehnten, dann ging der Vorgang an die Bürgerschaft zurück. Diese wurde alsdann erneut in fünf Gruppen ausgelost, von denen eine jede einen neuen Wahlmann wählte. Dieses Verfahren mußte so lange fortgesetzt werden, bis sich das Gremium der 10 auf die drei Kandidaten für die Liste geeinigt hatte. Dann wählte die Bürgerschaft im Plenum einen von diesen dreien zum Senator. Die Wahl selber war



Das Museum am Domshof

Erbaut im Jahre 1874 von Heinrich Müller anstelle der früheren preußischen Intendantur, die ab 1806 zu einem Klub- und Festhaus umgebaut und erweitert worden war.

also ausschließlich der Bürgerschaft vorbehalten. Da meine Wahl von Senat und Bürgerschaft durch eine Verfassungsänderung, die die Wahl eines Juristen ermöglichen sollte, bereits im vorhinein gebilligt worden war, hatten es zwei mir befreundete Herren übernommen, sich mit auf die Vorschlagsliste setzen zu lassen — und dann in der Wahl zu unterliegen.

Das war also der juristische Vorgang.

Nach der Wahl verließ der neugewählte Senator schleunigst das Rathaus und bestieg einen bereitgehaltenen Senatswagen, auf dem ein Senatsdiener in dem bekannten roten Frack saß. Der Wagen war noch mit Pferden bespannt. Er stand vor dem Rathaus und wartete auf den, der da kommen sollte; theoretisch einer der drei Kandidaten. Der Gewählte wurde dann in seine Wohnung gefahren. Darauf kamen die Mitglieder des Senats und der Bürgerschaft, um dem neuen Senator zu gratulieren. Da bei meiner Wahl bereits eine ganze Reihe von Herren Autos hatten, waren viele schon vor mir da, die meiner Frau bereits gratuliert hatten und auf mich warteten. — Zusammen mit dem neugewählten Senator fuhr gleichzeitig ein weiterer Wagen des Senats an seiner Wohnung vor und brachte Wein und Senatoren-Kringel. Das waren ganz große Kringel, die etwa 30 oder 40 cm lang waren. Die Ratsdiener brachten auch Gläser und alles, was für den Empfang erforderlich war, und bedienten die Gäste.

Dr. Frenzel: Das war also eine Spende des Senats; wurde sie auch vom Senat bezahlt?

Dr. Dr. Spitta: Ja, das bezahlte der Senat, der damit seiner Freude über die Wahl Ausdruck gab. Dabei gab es immer noch eine besondere Schwierigkeit, an die zunächst keiner dachte. Noch während die Besucher anwesend waren und mit Wein und Kringeln bewirtet wurden, kam ein feierlicher Ratsdiener mit einem Schreiben des Senats, in dem der Gewählte gefragt wurde, ob er die Wahl annehme.

Dr. Frenzel: Diese Vorgänge spielten sich also alle in der Wohnung des Neugewählten ab.

Dr. Dr. Spitta: Ja, das war in meiner Wohnung. Man mußte sich also aus dem Kreise seiner Besucher herauslösen und schnell zu Papier bringen, daß man bereit sei, die Wahl anzunehmen. Bei mir spielte sich der Empfang am Vormittag ab. Er konnte aber auch am späten Abend stattfinden, wenn die Wahl sich den Tag über hingezogen hatte.

Am Tage der Wahl nun — und das ist das Besondere, das es wohl nur in Bremen gibt oder gab — begab man sich in ein öffentliches Lokal, in dem das sogenannte Iisen stattfand. Das ist ja für Sie der besonders wissenswerte Punkt. Ursprünglich fand auch dieses Iisen im Privathause des betreffenden Senators statt. Zu ihm kamen die Besucher und taten sich gütlich; denn sie wurden frei bewirtet. In Anbetracht des Wachsens der Stadt und der zunehmenden Zahl der Besucher, die am Abend kamen, war es aber nicht mehr möglich, diese Besucher zu Hause zu empfangen. Das war bereits seit längerer Zeit so. Zu meiner Zeit wurde dieser Empfang immer im „Museum" abgehalten. Ich weiß nicht, ob Ihnen das „Museum" ein Begriff ist.

 Dr. Frenzel: Ja. aber nur noch dem Namen nach.

Dr. Dr. Spitta: Da, wo jetzt die Deutsche Bank steht, war ein ganz hübsches Gebäude, welches vielleicht 100 Jahre alt war. Ich glaube, einige kleine Anfänge eines „Museums" haben sich einmal in diesem Gebäude befunden. Das Haus gehörte einer „Museumsgesellschaft". Das war eine etwas vornehme Club-Gesellschaft, zu der abends die Herren gingen, um Whist — nicht Skat, sondern Whist — zu spielen. Für ihre Zwecke allein hielt ein Wirt auch Speisen und Getränke bereit.

Für das Iisen wurde das Haus auch den neugewählten Senatoren zur Verfügung gestellt. Diese mußten den Empfang auch bezahlen, und dabei entstand ein anderes Problem: Wer war dieser neue Senator? Herr X oder Herr Y? Wer würde die Zeche bezahlen müssen? Der Museumswirt bereitete sein Fest daher vor, „für Rechnung, den es angeht." Wer dann gewählt wurde, übernahm die Bescherung. Bei mir stand es ja ziemlich fest, daß ich es sein würde.

Es wird Sie interessieren, daß beim Iisen auch ganz besondere Formen beachtet werden mußten. Erstens, wer wurde geladen? Alle — die ganze Stadt Bremen, jeder der wollte, konnte kommen. Es kamen selbstverständlich die Mitglieder des Senats und der Bürgerschaft und dann die Kreise, mit denen der Gewählte Umgang hatte. Ich kam aus dem Rechtsanwaltsstand. Es kamen also sehr viele Rechtsanwälte, dazu Freunde und Verwandte, alle mit ihren Damen. Es ist ein einfaches Rechenexempel: 16 Senatoren, vielleicht 4 Syndici des Senats, 150 Bürgerschaftsmitglieder — das sind schon 170 Personen. Dazu kamen die Damen. Bei mir kamen viele Rechtsanwälte und Notare, mit denen ich verbunden war, und natürlich auch meine Sozien in der Rechtsanwaltschaft — auch alle mit ihren Damen. Regelmäßig erschienen also einige hundert Personen. Bei mir herrschte ein besonders starker Andrang, weil kein Wahlkampf gewesen war.

Es kamen auch sehr viele, die mich sonst irgendwie kannten und die es für ihre Pflicht hielten, mir zu gratulieren, und die kamen auch mit ihren Damen.

Dann spielte sich die Sache so ab: Zunächst einmal gab es was zu essen, das war immer dasselbe: Kükenragout — immer Kükenragout — und Weißwein (Moselwein oder Rheinwein) und dann Zigarren. Das war alles. Vor dem Essen, während wir noch alle herumstanden, sprach der Präsident des Senats. Bei mir war das Bürgermeister Barkhausen. Er sprach auf den neu gewählten Senator, und dieser antwortete mit einer Rede auf Bremen. Dann wurde allgemein angestoßen, und man nahm an vielen kleinen Tischen Platz, an denen das an sich einfache Essen serviert wurde.

Nach dem Essen, wenn alle noch beim Wein saßen, erwuchs dem jungen Senator eine neue schwierige Aufgabe. Er mußte herumgehen und sich für einen Augenblick an jeden der Tische setzen, einen Schluck Wein trinken, sich unterhalten und anstoßen. Das war vielleicht die schwierigste Aufgabe, die ich zu erfüllen hatte; denn dabei mußte man ja auch allerhand zu sich nehmen. Soweit zu dem äußeren Vorgang des Iisens.

Was nun kommt, das wird Sie für die Frage nach dem Sinn und der Bedeutung des Iisens wieder besonders interessieren: Der eigentliche Sinn des Iisens. Man konnte sich beim Iisen beliebig die Taschen füllen mit dem, was auf den Tisch gekommen war. Diese Dinge konnte, ja, mußte man nahezu einstecken und mit nach Hause nehmen. Dieses Iisen war allerdings schon dadurch sehr eingeschränkt, daß es nicht mehr in den Privathäusern abgehalten wurde. Im öffentlichen Lokal kamen dafür nur Wein und Zigarren in Frage. Deshalb hatte ich schon vor meiner Wahl größere Etuis mit Zigarren verschiedenster Sorten besorgt, die beim Abschied der Gäste ausgelegt wurden. Infolgedessen wurde nicht — wie früher — versucht, ganze Kisten mit Zigarren in die Rocktaschen zu stecken. Man nahm sich beim Abschied nur noch eine Zigarre aus dem Etui und gab sich damit zufrieden oder nahm nur ein Etui mit. Früher wurde bei dieser Gelegenheit viel mehr mit nach Hause genommen, auch volle Weinflaschen. Das mag bei mir in einzelnen Fällen auch der Fall gewesen sein. Ich habe das natürlich nicht kontrolliert. Das war eben beim Iisen ein erlaubter Brauch, aus dem keinem ein Vorwurf gemacht wurde.

Dr. Frenzel: Das war also ein lebendiger und geachteter Brauch.

Dr. Dr. Spitta: Ja.

Dr. Frenzel: Alle Herren, welche zu diesem Fest kamen, hätten sich den Wein und die Zigarren doch leicht selber kaufen können.

Dr. Dr. Spitta: Ja, natürlich, aber das kam nicht in Frage, weil es sich um ein altes Brauchtum handelte. Wenn, wie bei mir, die Herren Etuis mit Zigarren mitbekamen und auch mitnahmen — ich weiß nicht mehr, ob sich 10 oder 12 Stück darin befanden —, dann haben die meisten nicht die Neigung gehabt, sich noch eines einzustecken. Manche haben es aber doch getan, und diese haben dadurch nur von einem althergebrachten Recht Gebrauch gemacht, das ihnen keiner verübelt hat.

Woher dieses Brauchtum kommt, ist sehr strittig. Sie werden sicherlich viele Theorien kennen. Ich persönlich möchte mich der Theorie, die mein Großvater Duckwitz in seinen Erinnerungen vertreten hat, anschließen. Er meinte, das Wort Iisen komme vom Aufschlagen des Eises auf dem Stadtgraben, also noch aus einer Zeit, da Bremen Festung war. Damals gab es einen Ratsherrn, der für die Festungswerke verantwortlich war. Sobald es zu frieren begann und der Stadtgraben zuzufrieren drohte, mußten wegen der Sicherheit der Stadt das Eis zerschlagen und das Wasser offengehalten werden, damit der Feind, mit dem immer gerechnet werden mußte, das Eis nicht überschreiten konnte. Für diese Arbeit bediente man sich vornehmlich der Hilfe der ärmeren Bevölkerungskreise. Eine Entlohnung wurde dafür nicht gezahlt. Stattdessen wurden die Helfer, nachdem sie das Eis aufgebrochen hatten, als Gäste in das Haus des betreffenden Ratsherrn geladen. Dieser bewirtete sie mit Essen und Trinken und schloß beide Augen, wenn diese „Gäste" sich ihren Lohn aus seinem Hause mitnahmen. Ich glaube, so hängt das wohl zusammen.

Ich sagte bereits, daß nach der Senatswahl das Iisen früher regelmäßig in den Privathäusern der Senatoren abgehalten wurde; also

in gleicher Weise, wie auch die Leute empfangen wurden, die geholfen hatten, den Stadtgraben zu „iisen". So ist wohl das Wort entstanden und auf diesen Brauch übertragen worden, und dieser Brauch hatte sich erhalten. Es ist also beim Iisen nicht nur das Recht eines jeden Gastes, sondern fast seine Pflicht, sich einiges von dem, was ihm dargeboten worden ist, mitzunehmen. Nachdem das Iisen in einem öffentlichen Lokal wie dem „Museum" abgehalten wurde, konnte nicht mehr in so erheblichem Umfange „geiist" werden, wie früher.

Die weitere Prozedur nach der Senatorenwahl spielte sich so ab: Einige Tage später erfolgte die offizielle Einführung des Senators in sein Amt. Das geschah — wie auch heute noch — in der oberen Rathaushalle. Der neugewählte Senator wurde vom Bürgermeister in einer Rede begrüßt. Der Bürgermeister hielt dabei zunächst eine Gedächtnisrede auf den ausgeschiedenen — meistens verstorbenen — Vorgänger. Aber auch, wenn dieser noch lebte, wurde seiner Leistungen und Verdienste in dieser Rede gedacht. Anschließend wurde der Neugewählte vereidigt, und zwar in Anwesenheit von Senat und Bürgerschaft. Die ganze Zeremonie war öffentlich, also hatte auch jeder Bürger zu dieser Veranstaltung freien Zutritt. Viele kamen, um sich diese Vereidigung anzusehen und sie mitzuerleben. Auch das war alter Brauch, der noch aus der Zeit stammte, da Bremen ein kleines und in sich geschlossenes Gemeinwesen war. Daher war die Rathaushalle bei der Vereidigung immer stark gefüllt. Auch bei meiner Vereidigung war das so. Nach der Vereidigung zog sich der Senat in seine Räume zurück, und der neue Senator konnte seine Arbeit beginnen.

In den nun folgenden Tagen mußte der neue Senator allen in Bremen wohnenden Bürgerschaftsmitgliedern seine Aufwartung machen und ihnen für das Vertrauen danken. Es waren immerhin über 100 Bürgerschaftsmitglieder. Man mußte also an mehreren Morgen stundenlang in Bremen herumfahren und war immer dankbar, wenn der Betreffende nicht zu Hause war. Dann gab man nur seine Karte ab. Auch das war ein Brauch, der nur aus den früheren, intimen Verhältnissen in der Stadt zu erklären ist.

Das ist so ziemlich alles an äußeren Vorgängen und Brauchtum, das im Zusammenhang mit der Senatswahl stand.

Ich will aber noch ein Wort darüber sagen, warum ich der letzte Senator gewesen bin, der geiist worden ist. Nach mir wurden noch Herr Senator Apelt und Herr Senator Scherer in den Senat gewählt.

Dr. Frenzel: War das auch noch vor dem ersten Weltkrieg?

Dr. Dr. Spitta: Nein, die wurden im Jahre 1917, also während des Krieges gewählt. In jener Zeit war es natürlich völlig ausgeschlossen, ein Iisen zu veranstalten.

Dr. Frenzel: In diesen Fällen waren es also die äußeren Umstände, welche die Beachtung dieses Brauchtums verhinderten.

Dr. Dr. Spitta: Ja, selbstverständlich wurden die juristischen Formalitäten beachtet. Es folgten also die Mitteilung von der Wahl mit der Frage nach der Annahme und auch die Vereidigung. Das besondere Brauchtum aber unterblieb. Die Besucher blieben fort, und vor allen

Dingen entfiel selbstverständlich das Iisen im „Museum". Wir hatten ja kaum Brot, geschweige denn Wein und Kükenragout. Wenn der Krieg schneller und günstiger zu Ende gegangen wäre, hätte vielleicht — das läßt sich heute schlecht sagen — noch nachträglich ein kleiner Empfang stattgefunden. So aber spielte sich alles im privaten Rahmen ab. Ich war mit Senator Apelt befreundet. Wir haben ihn mit seiner Frau und einigen Freunden von ihm am Abend zu uns ins Haus geladen. Das war also eine rein private Sache und keine öffentliche Angelegenheit. Nur aus diesem Grunde haben die beiden mir folgenden Senatoren kein Iisen veranstalten können. Nach dem Kriege und nach der Revolution bekamen wir eine neue Verfassung, bei der das Wesentliche war, daß der Senator „auf täglicher Kündigung" stand. Vorher wurde er auf Lebenszeit gewählt. Jetzt konnte jeden Tag ein Mißtrauensvotum eingebracht werden; bei seiner Annahme mußte er zurücktreten. Deshalb war es völlig ausgeschlossen, daß jetzt ein neu gewählter Senator die ganze Stadt Bremen empfing und dabei Tausende ausgab, wenn er damit rechnen mußte, seinen Senatssitz schon bald wieder zu verlieren. Deshalb hörte dieser Brauch auf. Auch die Wahl hatte eine ganz andere Bedeutung. Sie bedeutete die Beauftragung des Senators durch die Bürgerschaft, und wenn er der Bürgerschaft nicht paßte, dann berief sie ihn wieder ab. Auch wenn die Bürgerschaft den Senator eine Zeitlang gewähren ließ, war es ihm nicht zuzumuten, für mehrere tausend Mark einen Empfang zu geben. Schließlich hatte auch die geistige Atmosphäre eine Wandlung erfahren.

Es ist also nicht so, wie an einer Stelle einmal behauptet worden ist, daß dieser Brauch langsam eingeschlafen sei. Er hat sich vielmehr, abgesehen von den Einflüssen des Krieges, durch die völlig veränderte verfassungsrechtliche Lage des Senats erledigt. Im Dezember 1911, bei meiner Wahl, hatte der Senat noch seine alten weitergehenden Rechte.

Ich glaube, Ihnen das Wesentlichste von dem gesagt zu haben, was Sie von mir gerne wissen wollten.

Dr. Frenzel: Ich habe noch eine Frage zu dem, was vor Ihrer Zeit gelegen hat. Sie sagten mir, daß der äußere Rahmen beim Iisen — also die Beköstigung mit Kükenragout, Wein und Zigarren — immer der gleiche gewesen ist. Dann ist die Einführung von Senator Duckwitz damals wohl um deswillen etwas Besonderes gewesen, weil er der erste Senator gewesen ist, der aus der Neustadt gewählt wurde?

Dr. Dr. Spitta: Ich glaube, daß die äußeren Formen bei meinem Großvater Duckwitz die gleichen gewesen sind. Es wickelte sich noch alles in seinem Privathause ab. Damals hatte Bremen, glaube ich, noch nicht einmal 100 000 Einwohner. Mein Großvater ist, meiner Erinnerung nach, 1840 oder 1841 in den Senat gewählt worden. Damals war Bremen noch klein, und jeder kannte jeden. Deshalb kamen sie alle in sein Privathaus in die Neustadt. Ich glaube aber nicht, daß die Tatsache der Wahl eines Neustädters für ganz Bremen von so besonderer Bedeutung gewesen ist. Die Neustädter, die sich immer zurückgesetzt gefühlt haben, haben sich natürlich besonders gefreut. Vor der Verfassung von 1848/49 herrschten in Bremen noch ganz

aristokratische Verhältnisse. Die Wahl eines Neustädters war wohl für die Neustädter selbst etwas Besonderes, sonst aber glaube ich nicht, daß bei ihr die Durchführung des Iisens eine Veränderung erfahren hat. Dieser Brauch hat sich nicht verändert.

Dr. Frenzel: Ich bin Ihnen sehr dankbar. Vielleicht noch eine Frage, von der ich nicht weiß, ob das vorgekommen ist, ich es mir aber in der Theorie denken könnte: Wie verhielt sich ein Senator, der in sein Amt eingeführt wurde, aber finanziell nicht so gestellt war, daß er einen so großen Empfang geben, also bezahlen konnte?

Dr. Dr. Spitta: Das war ganz großzügig einfürallemal dadurch geregelt, daß der neue Senator am Tage nach der Amtseinführung sein Gehalt für 3 Monate im voraus erhielt. Als ich in den Senat gewählt wurde, betrug das Gehalt 18 000 Mark im Jahr, also 1 500 Mark im Monat. Wenn man also das Gehalt für 3 Monate bekam, so konnte man die Kosten für das Iisen davon decken. Wie man sonst lebte, war ja jedem selbst überlassen. Es waren vor mir Herren — z. B. ein Volksschullehrer — in den Senat gewählt worden, die kein Vermögen hatten und nur von ihrem (Lehrer-) Gehalt gelebt hatten. Bei denen wurde das Iisen aus dem Gehalt der ersten 3 Monate bezahlt, und nachher streckte man sich nach der Decke.

Dr. Frenzel: Dieses Iisen kostete doch bestimmt einige hundert Mark?

Dr. Dr. Spitta: Das kostete viel mehr. Denken Sie an die vorhin von mir genannten Zahlen. In der Regel kamen zwischen 200 und 300 Menschen. Bei mir waren es noch erheblich mehr. Wenn Sie berücksichtigen, daß Kükenragout, Wein und Zigarren gereicht wurden, so sind auch nach den damaligen Wertverhältnissen pro Kopf etwa 10 Mark einzusetzen. Für jeden Herrn konnte eine Flasche Wein gerechnet werden, für die Damen entsprechend weniger. Mehrere tausend Mark kamen also immer heraus.

Dr. Frenzel: Also 2 Monatsgehälter der Senatoren wurden dafür aufgebracht.

Dr. Dr. Spitta: Das ist wohl sicher. Ich kann mich natürlich nicht mehr genau erinnern, meine mich aber zu entsinnen, daß mich das Iisen ungefähr 5 000 Mark gekostet hat. Es herrschte bei mir aber auch eine besondere Fülle, weil ich mit vielen Anwälten bekannt war und auch die Bürgerschaft so ziemlich vollständig kam. Wenn sich um den neuen Senatssessel vorher ein Kampf entsponnen hatte, so blieben die Besiegten zum Teil oder ganz dem Iisen fern. Das aber war bei mir nicht der Fall. Es kamen dann auch noch die Freunde und Verwandten. Zu mir kamen auch meine Schwiegereltern aus Berlin mit anderen Verwandten.

Ich weiß nicht, ob Sie noch weitere Fragen haben.

Dr. Frenzel: Das Letzte war eine ganz wichtige Frage.

Dr. Dr. Spitta: Das war ja auch mit der Grund, weshalb es nach der Revolution und nach der neuen Verfassung ausgeschlossen war, diesen alten Brauch aufrechtzuerhalten. Bei dem theoretisch möglichen raschen Wechsel der Senatoren konnte man einen solchen finanziellen Aufwand von ihnen nicht verlangen. Aber auch Stimmung und Traditionsgefühl hatten sich damals gewandelt. Irgendwie kam etwas Neues herauf.

Deutungen
zur Rattenfängersage

Nach einem vor der Wittheit
zu Bremen im Februar 1961
gehaltenen Vortrag
von Dr. Rudolf Frenzel
bearbeitet und ergänzt
von Dr. Marianne Rumpf

VORBEMERKUNG

Als Frau Gudrun Frenzel mich vor Jahresfrist bat, das von ihrem verstorbenen Gatten hinterlassene Vortragsmanuskript für eine Veröffentlichung zu überarbeiten, habe ich gern eingewilligt, obwohl ich mir der Schwierigkeiten bewußt war, die eine solche Aufgabe mit sich bringt. So habe ich mich bemüht, so viel wie möglich die Formulierungen und Gedankengänge Frenzels beizubehalten und mich darauf beschränkt, die Stellen, die in dem Vortragsmanuskript nur stichwortartig waren, druckreif zu formulieren und die angegebenen Quellen für die Zitate bibliographisch zu ergänzen.
Während der Bearbeitung kamen mir einige Gedanken, die für die Ursprungsfrage der Rattenfängersage unter Umständen von Bedeutung sein könnten. Diese Bemerkungen sind in den Anmerkungen enthalten.

Marianne Rumpf

Die Sage vom Rattenfänger von Hameln ist wohl eine der bekanntesten und volkstümlichsten, die wir überhaupt kennen. Eine sehr große Zahl von Arbeiten ist darüber geschrieben worden, so daß man sich — wie es in Hameln geschehen ist — eine stattliche Bibliothek davon anlegen könnte.
Wer aber einmal selbst nach Hameln kommt und durch das verträumte Städtchen mit den reizvollen Fachwerkhäusern geht, der wird dort viele Erinnerungen an jenes Ereignis finden, von dem unter anderem die geschnitzte Inschrift an einem Bürgerhaus kündet:

Anno 1284

Am Dage Johannis et Pauli, war der 26 junii, durch einen Piper mit allerley Farve bekledet gewesen, 130 Kinder verledet binnen Hamelen geboren
To Calvarie bi den Koppen verloren.
Wer war dieser buntgekleidete Pfeifer? Viele Generationen von Kindern haben die Rattenfängergeschichte gehört oder gelesen. Sie ist eine der dankbarsten Themen für Bilderbücher geworden. Selbst in fremden Ländern wurde die Sage bekannt und beliebt. Bücher aus Holland, Belgien, Frankreich, USA, Rußland und England mit der Rattenfängergeschichte hat das Hamelner Museum in seiner Sammlung. In China be-

nutzte man den Stoff für den Deutschunterricht. Und sogar Länder, die damals, als sich das tragische Ereignis abspielte, noch gar nicht entdeckt waren, machten den „pied piper", den mit „allerley Farve bekledeten Pfeifer" zu den Lieblingsgestalten der Sagen- und Kinderbücher.

Die Erwachsenen, die von der Dramatik und Schauerlichkeit der Fabel berührt wurden, haben sich immer wieder gefragt, welche seltsame Mischung von Dichtung und Wahrheit wohl dahinterstehen mag.

Sogar politischen Ereignissen wurde die Rattenfängersage in satyrischen Flugblättern und Zeitschriften unterlegt. Aus dem Jahre 1682 existiert eine Flugschrift mit dem Titel „Der politische Ratten- und Mäusefänger männiglich zur Verkürtzung Der melancholischen Stunden und zu Nutz und auch Besserung aller Auffschneider, Großthuer, Lügner, Land- und Leutbetrüger und anderen, dessen Gesellschafften durch die Feder von LORINDO[1]) vorgestellt".

In der in Zürich erscheinenden Zeitschrift „Nebelspalter" ist 1893 im Jahrgang 19 eine Karikatur auf das Wettrüsten vor dem 1. Weltkrieg, in der ein Flötenspieler in der mittelalterlichen Tracht des Rattenfängers eine Schar Kinder aus einer bewehrten Stadt kommend anführt. An der Kleidung und den mitgebrachten Beigaben der Kinder läßt sich unschwer erkennen, welches europäische Land von ihnen dargestellt werden soll. Ein bärtiger Mann mit Hakenkreuzbinde erscheint in einer amerikanischen Zeitungskarikatur als flötenspielender böhmischer Rattenfänger[2]).

In Hameln wurde die Sage jahrhundertelang totgeschwiegen, bis sie im 19. Jahrhundert den Vorrang in vielen Sagenbüchern erhielt und man 1884 mit großem Pomp das 600-jährige Jubiläum feierte. In der Stadt an der Weser selbst, ist es vornehmlich der Verdienst der Volks- und Oberschullehrer, sich mit der Erforschung der Hintergründe jenes mysteriösen Geschehnisses zu befassen.

Neuerdings ist der Pfeifer von Hameln ein besonders beliebter Bursche, seit nämlich das städtische Fremdenverkehrsamt entdeckt hat, daß sich die silberne Flöte in ein Füllhorn touristischer Einkünfte verwandeln läßt. Von Anfang Mai bis zum Monat September kommen Woche für Woche mehrere tausend Fremde in die Stadt, und an jedem Sonntagvormittag wird um 11 Uhr auf dem Marktplatz ein rührendes kleines Drama in zwei Akten aufgeführt. Ein Mann — wochentags Briefträger — stellt, in ein buntes Gewand mit rot-gelber Schärpe gekleidet, den Pfeifer dar. Da er nicht Flöte spielen kann, bläst er die Klarinette. 75 Hamelner Kinder, die vorher durch eine Jury ausgesucht worden sind und monatelang geprobt haben, sind die weiteren Mitwirkenden. Fünfunddreißig von ihnen treten in mittelalterlichen Kostümen als die Hamelner Kinder und vierzig als die Ratten auf. Die Rattendarstellung erfreut sich — wie ich hörte — bei den Kindern großer Beliebtheit, jedes möchte auf allen Vieren kriechen und eine Ratte sein.

Es ist ein handlungsreiches und spannungsgeladenes Stück, das hier abläuft, bei dem Bürgermeister und Ratsherren auf der Bühne agieren, indem sie sich den Kopf zerbrechen, wie sie der Rattenplage Herr werden könnten, die der Engländer Robert Browning[3]) in seiner 1849 entstandenen Ballade „The pied piper of Hameln" so treffend schildert:

„Rats! They fought the dogs and killed the cats
And bit the babies in the cradles
And ate the cheeses out of the vats
And licked the soup from the cooks' own ladles
split open the kegs of salted sprats.
Made nests inside men's Sunday hats."

Die Rattenfängersage — so wie wir sie heute kennen, stammt — und das ist vielfach von den Bearbeitern nicht beachtet worden — erst aus dem 16. Jahrhundert. Das der Sage zugrunde liegende Geschehen spielte sich aber etwa 300 Jahre vorher ab. Verbreitet und besonders volkstümlich wurde die Erzählung durch die Aufzeichnungen der Brüder Grimm. 1812 erschien sie zum erstenmal gedruckt in ihren „Deutschen Sagen", und 1853 finden wir sie breit ausgemalt und ausgeschmückt in dem weit verbreiteten Deutschen Sagenbuch von Ludwig Bechstein. Es wird darin berichtet, daß in Hameln einstmals eine große Rattenplage geherrscht habe. Als man nicht mehr aus und ein wußte, sei ein Spielmann in die Stadt gekommen, der gegen eine entsprechende Belohnung versprochen habe, Abhilfe zu schaffen. Der Rat, glücklich darüber, habe ihm einen hohen Geldpreis als Belohnung genannt, vielleicht auch in der Annahme, daß es nach menschlichem Ermessen nicht möglich sein würde, gegen so viel Ungeziefer etwas zu unternehmen. Der Spielmann nahm seine Pfeife und lockte mit seinen Melodien die Ratten in Scharen aus ihren Schlupfwinkeln, marschierte mit ihnen zur nahen Weser, brachte es fertig, daß sich die Tiere ins Wasser stürzten und so alle zu Tode kamen. Der Rat war über diese einfache Lösung sehr enttäuscht. Man prellte nun den Spielmann um den ihm versprochenen Lohn, so daß dieser unter Verwünschungen die Stadt verließ. Nach Jahresfrist kehrte er unerkannt zurück und — während an einem Sonntag die Eltern in der Kirche waren — entlockte er seiner Pfeife wieder die bekannten Weisen, nur kamen diesmal nicht die Ratten, sondern die Kinder der Bürger. Er spielte und zog mit ihnen, 130 an der Zahl, zum östlichen Stadttore hinaus und verschwand mit ihnen in einem Berge. Nur zwei Kinder, die sich verspätet hatten, kehrten zurück und berichteten von dem Vorfall, soweit sie es konnten. Über die Stadt war die bittere Strafe für den Geiz, für das Nicht-Worthalten, für den Vertrauensbruch gekommen.
So erzählt, hat die Sage tatsächlich etwas Märchenhaftes und Rührseliges. Wer sich mit Sagen beschäftigt hat, weiß, daß nicht alles stimmen kann, was erzählt wird. Es sind spätere Einfügungen gemacht, die Geschichte ist ausgeschmückt worden, ein sentimentaler Zug ist hineingekommen, der ganz verschiedene Ursachen hat.
In dieser Form ist uns die Sage im 16. Jahrhundert zum erstenmal aufgezeichnet worden, und zwar ist das Motiv mit der *Rattenfängerei* hinzugekommen, das — wie sich später herausstellte — überhaupt nichts mit der Sage zu tun gehabt hat. Die älteste Fassung fand der Hamelner Studiendirektor Heinrich Spanuth[4]) unter — ich möchte sagen — dramatischen Umständen im Lüneburger Archiv wieder. Spanuth wußte von einer alten Handschrift, die bereits Leibniz eingesehen hatte und von der der hannoversche Historiker Daniel Eberhard Baring

1719 an den Hamelner Garnisonsprediger Fein berichtet, die aber seitdem verschollen war. Darin sollte die Darstellung der „Historie von der Hämelschen Kinder Ausgang" stehen. Anfragen an das Lüneburger Archiv, wo sie Baring damals eingesehen haben wollte, waren erfolglos. Man antwortete, daß von einer solchen Handschrift hierorts nichts bekannt sei. Spanuth fuhr trotzdem im Jahre 1936 mit dem Troppauer Stadtarchivar Wolfgang Wann nach Lüneburg und bekam die Erlaubnis, nach der Handschrift im Archiv selbst zu suchen. Das kaum für möglich gehaltene geschah, Spanuth entdeckte die Handschrift. Es war eine stark gekürzte Abschrift der im Jahre 1370 verfaßten „Catena aurea", der „Goldenen Kette" des Mönches Heinrich von Herford, die verschiedene nachträglich hinzugefügte historische Notizen enthält. Diese die Rattenfängersage betreffende Stelle ist auf die Zeit von etwa 1430/50 datiert worden, also etwas über vier Menschenalter später, als das tatsächliche Geschehen.

Der lateinische Text lautet:

„Notandum miraculum valde rarum, quod accidit in opido Hamelen Mindensis diocesis anno domini MCCLXXXIIII ipso die johannis et pauli. quidam adolescens de XXX annis, pulcher et omnino bene vestitus, ita quod omnes videntes eum in persona et vestitum eius admirabantur, intravit per pontem et Wesere portam, habens argenteam festulam mire forme incepit festulare per totum opidum. et omnes pueri audientes illam festulam, fere in numero CXXX, sequebantur eum extra valvam orientalem quasi ad locum Calvariae vel decollationis et evanuerunt et recesserunt, quod nullus potuit investigare, ubi unus eorum remansit. Matres vere puerorum cucurrererunt de civitate ad civitatem et penitus nil invenerunt. unde vox in Rama audita est et quelibet mater deplanxit filium suum. et veluti computatur per annos domini, vel per annum primum, secundum, tertium post iubilaeum, sic computaverunt in Hameln per primum, secundum, tertium annum post exitum et recessum puerorum. — Ista repperi in uno antiquo libro. Et mater domini johannis de Lude decani vidit pueros recedentes." [5])
Diese habe ich in einem alten Buche gefunden, so schreibt er 1430. Und der Schreiber von ca. 1330 benennt sogar eine Zeugin. Wir haben es also hier nicht mit einer Sage zu tun, die mündlich weitergegeben worden ist, sondern mit einem historischen Bericht, der als Grundlage für jegliche Forschungen genommen werden muß — und nicht die Fassung aus dem 16. Jahrhundert.

Es sind ziemlich genaue Angaben gemacht:

1. Zum Datum: Am Tage des Johannes und Paulus = 26. Juni 1284
2. Zur Person: Ein schöner Jüngling
3. Zum Geschehen: Der Auszug aus dem Osttor zur Kalvarien- und Gerichtsstätte
4. Über einen Augenzeugen: Die Mutter des Herrn Dekan von Lüde, die die Kinder fortziehen sah. [6])

Von der Rattengeschichte ist keine Spur vorhanden. Die Mutter des Dekans von Lüde hat also gesehen, wie die Kinder weggingen, sie berichtete es jenem Schreiber, von dem es heißt, daß er das Ereignis in

einem alten Buch niedergeschrieben habe. Nachforschungen haben erwiesen, daß die genannte Zeugin tatsächlich gelebt hat und im Jahre 1284, etwa zwischen 40 und 50 Jahre alt gewesen sein muß. Der Dekan amtierte ab 1290. Es bleibt unklar, ob Frau Lüde die einzige war, die den Zug gesehen hat oder ob sie als Mutter des Dekans von dem Schreiber als besonders glaubwürdig angesehen wurde. Gehen wir nun zunächst — bevor wir die Deutungen besprechen — noch ein wenig auf die Überlieferungen ein.

Im Jahre 1351 legte der Rat der Stadt Hameln ein Stadtbuch an, das den Namen „de Brade" hatte. Man trug die Namen der Neubürger und die der Mitglieder des Rats dort ein und zeichnete auch wichtige historische Nachrichten dazu auf. Dieses alte Buch ist verloren, doch schrieb es im Jahre 1585 der damalige Stadtsekretär Moller sorgfältig ab, da das Buch damals schon sehr abgenutzt war. Er übernahm auch die alte Stelle vom Auszug der Kinder, die wie folgt lautet:

„Anno 1284 am dage Johannis et Pauli, ist der 26te dach des mantes junii gewesen, sint durch einen piper so mit allerleige varve becledet, einhuntert undedrittich kinder in Hameln geborn, uth der Stadt gebracht unde up den koppen by Calvarie buthen dem oisterdore verbracht unde verloren."
Auch hier also keine Spur von einem Rattenfänger. Es existieren außerdem zwei Inschriften an Hamelner Bürgerhäusern aus dem 16. Jahrhundert:

1. Am Rattenfängerhaus:
Anno 1284 am Dage Johannis et Pauli
ist gewesen der 26te junii
Sint dorch einen piper, mit allerley Farve bekledet
Hundert und drittich Kinder verledet
Binnen Hamelen gebohren,
Tho Calvarie under den Köppen verlohren.

2. Am Hochzeitshaus:
Im Jahre 1284 na Christi Geborth
Tho Hameln worden uthgefohrt
130 Kinner dasülwest gebohren
Dorch einen Piper, under den Koppen verlohren.

3. An einem Glasfenster der Marktkirche, das um 1572 erneuert, aber 1660 wahrscheinlich zerstört wurde, soll sich ein ähnlicher Reim befunden haben.

Also auch hier in diesen knappen Inschriften und Reimen ist das spezifisch Sagenhaft-Irrationale noch nicht spürbar. Außerdem gibt eine alte Bamberger Chronik die Sage wieder, wie sie 1553 von nach Hameln als Geiseln verbrachten Bamberger Bürgern berichtet wurde. Es ist der gleiche Wortlaut, nur heißt es am Schluß, daß die Kinder *im* Berge versunken seien. Dieser Version folgen die Wiedergaben der „Rattenfängersage" in Rollenhagens Froschmeuseler 1595, einem Einblattdruck von 1622 und einem Volkslied aus des Knaben Wunderhorn.
Es gibt im Hamelner Heimatmuseum einen alten Torstein von 1531, mit dem Stadtwappen, dem Mühlstein (vgl. Abb. 1) darauf, der 1556

einen neuen Sockel mit einem lateinischen Distichon erhielt: (Abb. 2)
centum ter denos cum magus ab urbe puellos
duxerat ante annos 272 condita porta fui. [7])

Ein weiteres Zeugnis aus mittelalterlicher Zeit, das beachtet werden muß, ist das „ole Copienbuch", das leider im letzten Krieg im Staatsarchiv Hannover verbrannte. Die Handschrift enthielt Protokolle des Hamelner Stadtgerichts seit dem 14. Jahrhundert. Darin befand sich unter anderem eine Federzeichnung: das Profil eines Mannes mit kleiner Nase und langem Kinn, fast schlitzartigen Augen, mit einer Art Jägerhut auf dem Kopf. Man hat, wohl mit Recht, vermutet, daß es sich um die Darstellung eines umherziehenden Musikanten, also um den Pfeifer handeln könne. (Abb. 3)
In der Bamberger Chronik, die bereits erwähnt wurde, sind schon deutlich Wandlungen der mündlichen Überlieferung zu erkennen.

So heißt es dort:

„Es liegt auch ein berg ungeverlich eines puchsenschuss weit von dieser statt, der ist Calvaria genannt. Sagen die Bürger, das anno 1283 ein groser man gesehen worden gleich einem Spilman, welcher ein rock mit vil farben angehabt und ein pipen oder pfeifen, damit er in der stat gepfiffen. Do sind die kinder in der stat mit hinausgeloffen bis auf den vorgenannten berg und alda bei ime versunken; allein zwei derselben kinder sind wieder nackend heimkumen, das eine verplint, das ander stumbt. Als aber die weiber ire kinder zu suchen hinausgeloffen, hat inen der vorgenant man gesagt: über 300 jar wollt er wieder kommen und mer kinder holen / Seien der kinder 130 gewest. Fürchten sich demnach die leut desselben Orts noch, derselb man werde, so man 1583 zelen sol, wieder kommen. [8])
Es kommt nun hinzu, daß der Pfeifer in 300 Jahren wiederkommen wolle. Neu ist außerdem, daß zwei Kinder gerettet wurden, von denen das eine blind, das andere stumm geworden sei. Eine Veränderung vermutlich durch mündliche Überlieferung, ist deutlich zu erkennen. Aus dem nüchternen Bericht ist eine gespenstische, düstere Geschichte geworden.
Die *Rattenfängergeschichte* taucht zum ersten Male in der Zimmerischen Chronik auf, die von dem Grafen Froben Christoph von Zimmern und seinem Sekretär Johannes Müller verfaßt wurde. Sie ist 1557 abgeschlossen worden. Danach soll eine Rattenplage und die Bekämpfung durch einen Rattenbeschwörer im Jahre 1538 in Meßkirch, der Heimatstadt von Müller, gewesen sein. Es wird darin vermerkt, daß sich ein ähnliches Ereignis auch in Hameln vor vielen Jahren zugetragen habe. Ebenfalls wird weiterhin von einem Vertrag mit dem Rat der Stadt, von der Rattenvertilgung, von der Verweigerung des Lohnes und von dem Tod der Kinder erzählt, daß der Berg sich aufgetan habe und die Kinder verschwunden seien. Es folgt dann die 1556 erschienene Sammlung der „Wunderzeichen" des pommerschen Theologen Hiob Fincelius [9]), der nun ein weiteres neues Moment, den *Teufel,* in die Geschichte hineinbringt.
Die Sage ist also dämonisiert worden, der Leibhaftige selbst in menschlicher Hülle ist hinzugefügt.

Weitere Rattenfanggeschichten kann ich hier übergehen, sie finden sich in Darstellungen bei:
Nicolas Selnecker[10]), Andreas Hondorff[11]), Johannes Pomarius[12]), Michael Saxo[13]), Georg Nicolas[14]).
Johannes Weier, Leibarzt des Herzogs von Jülich-Berg, berichtet in einem 1566 erschienenen Buch „Blendwerk der Dämonen", daß er selbst in Hameln gewesen sei und dort nach Zeugnissen der Überlieferung gesucht habe.
Fünfzehn Jahre später — 1592 — traf ein hoher Gast mit Dienerschaft und Gefolge in Hameln ein, der Freiherr von Mörsperg, ein elsässischer Ordenskomtur. Er hatte von der Sage gehört und wollte die Stadt kennenlernen, wo sich solch schreckliches Geschehen abgespielt hatte. Heinrich Spanuth entdeckte die sogenannte Mörsperger Chronik in Sondershausen in Thüringen. In dieser Chronik befindet sich eine Abbildung, auf der die Ereignisse des Jahres 1284, und zwar sowohl die Vernichtung der Ratten, als auch der Auszug der Kinder dargestellt ist. Links im Vordergrund sieht man den Rattenfänger allein in Spielmannstracht (oder Stadtpfeifertracht?) mit Flöte. (Abb. 4)
Das Original zu dieser Kopie ging verloren und hat sich nach Mörsperger zu seiner Zeit in Hameln befunden.
Ähnlich ist auch die Darstellung auf einem Flugblatt von 1622. Der Pfeifer trägt hier einen talarähnlichen langen Mantel. Zwei der Kinder kehren zurück, während die übrigen tanzend dem Rattenfänger folgen.
Im Dreißigjährigen Krieg wird von Melchior Goldast[15]) berichtet, daß man ihm 1625 östlich von Hameln einen Platz gezeigt habe, wo die Kinder „in die Höhle des Bergleins" gelockt worden sein sollen.
Um 1650 kommt der Jesuit Athanasius Kircher[16]) nach Hameln. Er beschreibt den Anzug des Pfeifers mit eigenen Worten, Jägerhabit mit rotem Hut, so, wie wir ihn uns jetzt vorstellen, wie er in allen Aufführungen und bildlichen Darstellungen bis heute vorkommt. Unsere Vorstellung des Pfeifers ist also eigentlich diejenige von Kircher. Er schreibt, daß auch ihm die Höhle gezeigt worden sei, sie wäre so groß gewesen, daß man mit einem bespannten Wagen hätte hineinfahren können.
Es ist nicht nötig, weitere oder sogar alle Berichterstatter der Sage aufzuzählen. Es sind etwa dreißig Belege bis zum Ende des 16. und etwa zwanzig in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Deutlich wird schon jetzt, daß im Lauf der Zeit Motive hinzugefügt wurden.
Wir haben also hier ein Musterbeispiel einer Sagenentstehung vor uns. Erst seit der Fixierung durch die Brüder Grimm findet man die Fabel unverändert aufgezeichnet. Obgleich das Rattenfänger-Motiv, wie sich herausgestellt hat, erst später der Geschichte vom Auszug der Hamelschen Kinder hinzugefügt wurde, empfiehlt es sich doch, sich mit dem Beruf und der Person eines Rattenfängers näher zu befassen. Der Pfeifer, dessen besonders prächtige Kleidung in der Lüneburger Handschrift betont wird, hatte keine große Ähnlichkeit mehr mit den noch im 19. Jahrhundert umherziehenden Rattenfängern.
Noch bis ins vorige Jahrhundert hinein tauchten diese unheimlichen Gesellen, meist mit einer Stange, an der sich tote Tiere gewisser-

maßen als Aushängeschilder befanden, in den Dörfern auf (vergl. Abb. 5 bis 7). Ratten sind ekelerregende Tiere für den Menschen, sie sind lichtscheu, leben in Unrat und suchen ihre Nahrung darin. Im Volke glaubte man daran, daß sie mit Hexen im Bunde ständen und Krankheitsübertrager seien, daß sich Geschwüre bildeten, wenn man sie anfasse. Es ist verständlich, daß Menschen, die solche Tiere fangen, die sie anfassen, nicht zu den Angesehensten der Gesellschaft gehören. Rattenfänger, Scharfrichter, Schinder, Gaukler, Schäfer rechnen zu den unehrlichen Berufen. Kam ein solcher Mann in ein Dorf, so gingen jung und alt, um ihn zu bestaunen, und besonders die Kinder begleiteten ihn, wie das heute noch geschieht, wenn Musikanten, Zigeuner oder vielleicht ein kleiner Wanderzirkus ankommen. Wie mag sich aber die Gestalt eines Rattenfängers mit der Gestalt des Pfeifers aus dem 13. Jahrhundert verbunden haben? Spielleute als Rattenfänger sind aus dem späten Mittelalter bezeugt. Vermutlich hatten sie auch die bunte Tracht der Spielleute, wie sie auf dem Bild der Mörsperger Chronik der Pfeifer trägt.

Die Tatsache, daß durch Töne und dem menschlichen Ohr nicht wahrnehmbare Schallwellen Tiere angesprochen werden können, ist der modernen Wissenschaft wohlbekannt. Ungezieferbekämpfung und Tierfang mit Hilfe von Tonbandaufnahmen und Lautsprecheranlagen haben sich bereits bewährt. Wie weit die in Museen und Musikinstrumentensammlungen vorhandenen mittelalterlichen Instrumente, insbesondere Blasinstrumente, nicht nur der musikalischen Unterhaltung, sondern auch der Ungezieferbekämpfung dienten, müßte noch weiter erforscht werden.

Wenn aus dem Riesengebirge und aus Mecklenburg Pfeifchen aus dem Röhrenknochen des linken Hinterbeines einer Ratte bekannt sind, so läge es nahe, dem analogen Deuten des mittelalterlichen Menschen entsprechend, diese Pfeifchen mit dem Rattenfang in Verbindung zu bringen. Fraglich ist allerdings die Rattenbekämpfung durch Ertränken in der Weser, denn Ratten können gut schwimmen.

Die Dämonisierung der Sage, die Gleichsetzung des Pfeifers mit dem Teufel bewirkt im 16. Jahrhundert, daß man es nun in der Stadt mit der Angst zu tun bekommt. Es ist die Zeit der theologischen Auseinandersetzungen. Erinnerungen an die Sage werden vernichtet, z. B. das Bildfenster in der Marktkirche. Wer wollte damals, daß der Leibhaftige selbst in der Stadt gewesen sei, und so versucht man, die Sage still vergessen zu lassen. [17])

Sie wäre wahrscheinlich auch heute unbekannt, wenn die Wissenschaft sich ihrer nicht angenommen hätte. So sind zahlreiche Arbeiten entstanden, und dadurch die verschiedensten Theorien — es gibt insgesamt fünfundzwanzig — auf die ich nun eingehen will. Allerdings möchte ich nicht chronologisch vorgehen, wie es von anderer Seite getan worden ist, sondern ich möchte die Theorien typologisch zusammenfassen.

Es sollen ausführlich behandelt werden:

die Tanzwut-Theorie,

die Kinderkreuzzug-Theorie,

die Unglücks-Theorie,

die Kolonistenzug-Theorie und
weitere Deutungsversuche der mythologischen Richtung und andere historische Deutungen.

1. *Tanzwut-Theorie*

Seit dem 16. Jahrhundert, als man die Rattengeschichte hinzufügte, fragt man sich: was steht hinter dieser Sage? Johann Letzner[18]), ein niedersächsischer Chronist, ist der Erste, der sich Gedanken darüber macht, was wohl hinter dieser Sage stehen könne. Er zitiert die Überlieferung in einer Chronik des Klosters Corvey und fügt einige frühe Quellen bei. Und er findet, daß in einer Erfurter Chronik des 13. Jahrhunderts eine ähnliche Geschichte vorhanden sei. Der Erfurter Chronist berichtet, daß im Jahre 1237, wohl angeregt durch die Feiern zur Kanonisation der Hl. Elisabeth, etwa 100 Kinder tanzend zum Stadttor hinauszogen. Erst spät am Abend habe man sie in dem etwa 19 Kilometer entfernten Arnstadt wieder aufgefunden, von wo sie völlig erschöpft von ihren Eltern heimgeholt worden wären.
Es gibt noch andere solcher ähnlicher Ereignisse. 1346, so wird berichtet, hätten im Schloß des Grafen Peter im Kanton Freiburg in der Schweiz sieben Paare einen Reigentanz begonnen. Sie seien so ergriffen gewesen, daß sie das Schloß verließen und weiter und weiter tanzten. Unterwegs hätten sich ihnen über 700 Paare angeschlossen. Und erst am Abend wäre dieser Marathontanz beendet worden.
In neuerer Zeit ist diese Theorie, daß es sich in Hameln um etwas Ähnliches gehandelt haben könne, wieder aufgegriffen worden von:
O. Meinardus[19]), W. Krogmann[20]), G. Spanuth[21]) und A. Peiper[22]).
Daß man sich durch einen Tanz in einen Rausch versetzen kann, wissen wir nicht nur aus Berichten von Naturvölkern über tranceartige Tanzorgien, sondern auch bei uns hat sich in jüngster Zeit Ähnliches ereignet. Aber in den alten Überlieferungen ist davon niemals die Rede gewesen. Die Tanzwut-Theorie fügt sich auch sonst nicht in das Bild der Sage ein.[23])

2. *Kinderkreuzzüge*

Samuel Erich[24]), Rektor der Stadtschule, veröffentlichte im Jahre 1654 die Schrift „Exodus Hamelensis, d. i. der Ausgang der Hämelschen Kinder". Er schreibt, daß er die Wahrheit der Geschichte suchen wolle. Der Rat lehnte ihm jedoch jegliche Unterstützung hierbei ab. Die Rattenfängergeschichte läßt er weg, er treibt also eine Art Quellenkritik und bemüht sich allein um die Entführungsgeschichte. Im Auszug der Kinder sieht er eine Parallele zu den Kinderkreuzzügen. Im Jahre 1212 sollen 30 000 Kinder aus Frankreich und Deutschland von Köln aus über Genua ausgezogen sein, um das Heilige Land von den Ungläubigen zu befreien.
Kein Geringerer als Gottfried Wilhelm Leibniz bemühte sich dann am Ende des 17. Jahrhunderts erneut um die Sage. Er schreibt an den berühmten französischen Münzforscher Thoinard, daß sich die Überlieferung aus einer wirklichen Geschichte herleite. Und er schließe sich wenn auch wohl nicht aus ganzer Überzeugung — der Kinderkreuzzugs-Theorie an.

Hameln und die Örtlichkeiten der historischen Kreuzzüge der Kinder sind aber doch wohl zu weit auseinander, so daß diese Theorie hier nicht wieder erörtert zu werden braucht.

3. *Lokales Unglück*

Leibniz scheint schließlich doch gemerkt zu haben, daß seine Ansicht nicht überzeugend war. In den handschriftlichen Notizen, die sich in der Landesbibliothek in Hannover befinden, bemerkt er, daß die Sage wohl doch auf einem ungeklärten lokalen Geschehen beruhen müsse.
Dieses lokale Ereignis zu finden, war nun das Ziel einer Reihe von Forschern.
Probst Harenberg[25]) aus Gandersheim, der Advokat Laeger[26]) und schließlich der Garnisonsprediger C. F. Fein[27]) 1749 meinen, das historische Ereignis sei die Schlacht bei Sedemünder gewesen. Im Jahre 1259 war ein Teil der Hamelner Bürger ausgezogen, um gegen den Bischof von Minden zu kämpfen. Die Sache ging für die Hamelner nicht gut aus, ein Teil von ihnen fiel in der Schlacht, der andere geriet in Gefangenschaft. Fein hält es für möglich, daß ein Stadtpfeifer voranmarschierte, als man zur Schlacht auszog.
Bei dieser Hypothese macht nun die Jahreszahl 1259 Schwierigkeiten, die mit der Zahl 1284 nicht übereinstimmt. Erinnern wir uns hier an den bereits erwähnten Torstein, der die Jahreszahl 1531 in römischen Ziffern aufweist und am Sockel in arabischen Ziffern das Jahr 1556. Der Text besagt: „272 Jahre, nachdem der Zauberer die Kinder aus der Stadt entführte, bin ich Tor gegründet worden".
Ziehen wir nun nicht von 1556, wie es bisher üblich war, die 272 Jahre ab, sondern von 1531, so erhalten wir mit der Zahl 1259 tatsächlich das Jahr der Schlacht von Sedemünder.
Aber: Der Auszug der Kinder fand nach der Aufzeichnung im Hamelner Stadtbuch „de Brade" und der Inschrift am Rattenfängerhaus am 26. Juni, die Schlacht bei Sedemünder am 28. Juli statt. Weder Fein noch Harenberg und Laeger fanden eine Erklärung für die hier aufgezeichneten Differenzen der Daten.
Als 1884 in Hameln dem traurigen Ereignis eine 600-Jahrfeier gewidmet wurde, befaßten sich Künstler aller Gattungen mit diesem Thema.
Auch die Angabe „Magus" auf dem oben erwähnten Stein ist im Zusammenhang mit einem Kriegszug ungewöhnlich. Ferner ist einzuwenden, daß in dem lateinischen Text ausdrücklich von puelli, also von kleinen Kindern und nicht von pueri, als Kindern die Rede ist.
Weitere unbedeutende und teilweise phantastische Deutungen sollen hier unerwähnt bleiben. Sie sind in Spanuths ausführlicher Untersuchung „Der Rattenfänger von Hameln" nachzulesen. Die These „Lokales Unglück" wurde in jüngster Zeit noch von Otto Lauffer[28]) verfochten.

4. *Mythologische Richtungen*

In der Romantik, in der man bekanntlich bemüht war, die Volksmythen zu erschließen, ging man ihren Spuren im Brauchtum, in Märchen und Sagen mit Fleiß nach.

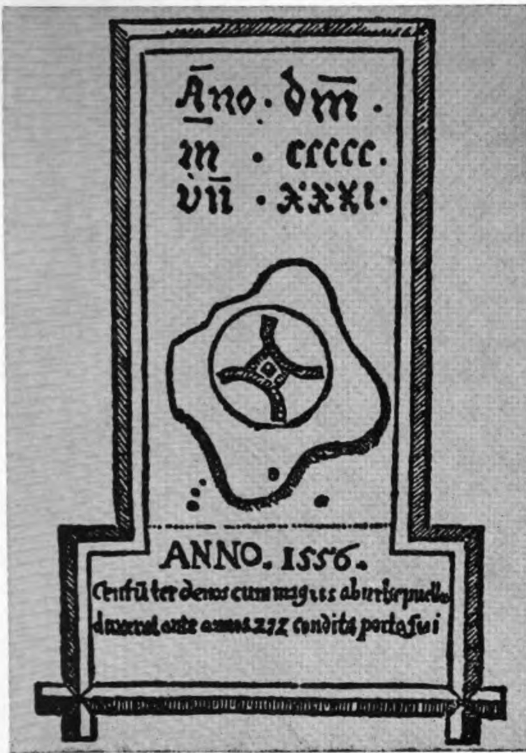




Abbildung 1
1531 — Sockel 1556
Darstellung nach Fein 1749

Der Stein vom Neuen Tore in Hameln

Abbildung 2
Stadtwappen mit Mühlstein
(aus dem Heimatmuseum Hameln)

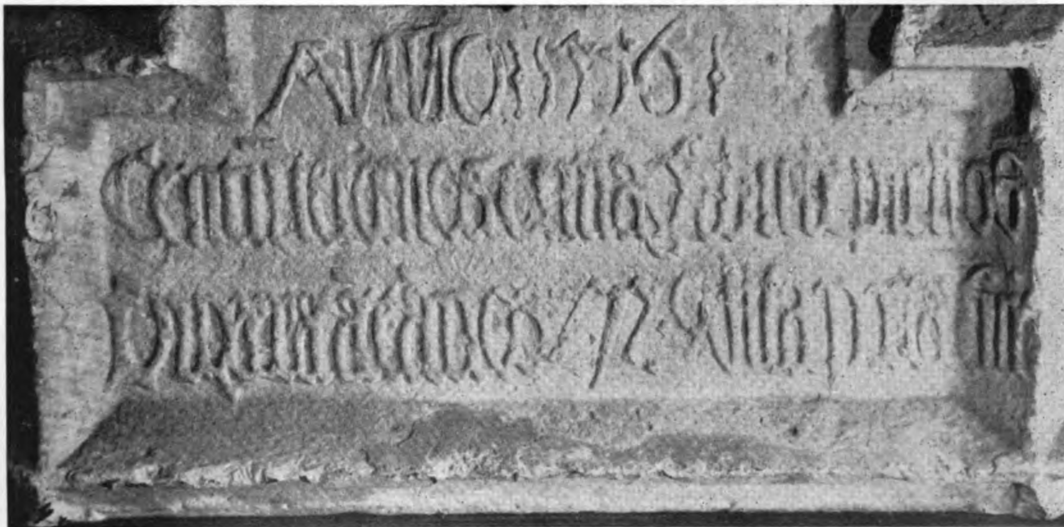


Abbildung 3: Sockel des Torsteins
Centrum ter denos cum magus ab urbe puellos duxerat ante annos 272 condita porta fui.
(272 Jahre nachdem der Zauberer die 131 Kinder aus der Stadt weggeführt hatte, wurde für mich, das Tor, der Grundstein gelegt)



Abbildung 4:
Älteste bekannte bildliche Darstellung des Rattenfängers von Hameln nach der Mörsperger Chronik in Sondershausen/Thüringen — 1592



Abbildung 5:
Älteste Darstellung des Pfeifers
aus dem „Olen Copienbook“
15. Jahrhundert



Abbildung 6:
nach Cornelis Vischer
1619 — 1662
gestochen von Richard Houston
1721 — 1754



Abbildung 7:
C. W. E. Diericy
1740



Abbildung 8:
Radierung
aus dem 18. Jahrhundert

Mit der Deutung unserer Sage befaßten sich in diesem Sinne die Spätromantiker W. Müller[29]) 1843 und Moritz Busch[30]) 1875. Für sie ist der Pfeifer ein elfisches Wesen, weil Elfen nach alten Überlieferungen die Kinder oft in Höhlen lockten.
Busch glaubt außerdem an eine Art von Totenzug und eine Totengottheit. Und er spricht den Wunsch aus, daß der Rattenfänger, wenn er wiederkäme, jetzt ein paar tausend seiner politischen Gegner entführen möge.
Ähnliche Deutungen finden sich bei Julius Wolff[31]) und Bruno Wille[32]). Den Stoff der Rattenfängersage findet man in Gedichten, Liedern, Opern und Singspielen des 19. Jahrhunderts[33]).

Am bekanntesten ist wohl Goethes Ballade:

„Ich bin der wohlbekannte Sänger,
der vielgereiste Rattenfänger"

und die von Karl Simrock:

„Im Hameln fochten Mäus und Ratzen
am hellen Tage mit den Katzen."

Als Volkslied findet man sie in des „Knaben Wunderhorn":

„Wer ist der böse Mann im Bilde?
Er führet Böses wohl im Schilde."

und in der Volksliedersammlung von 1840:

„Kommt daher ein Wundermann
hatte bunte Kleider an."

Der Begründer der komplexen Psychologie Carl Gustav Jung meldet sich 1956 zu unserem Thema zu Wort. „Wotan und der Rattenfänger" überschreibt Jung seine Zuschrift. Er deutet den Rattenfänger als Wotansgeist, der später zum Teufel wurde. „Das dunkle, unbekannte Innere des Berges ist Symbol des Unbewußten des Menschen!" Ich glaube, wir brauchen hier nicht weiter darauf einzugehen, daß sich diese tiefenpsychologische Deutung über die historischen und volkskundlichen Bedingungen hinwegsetzt. Außerdem erklärt Jung nicht, warum gerade in Hameln und *nur* in Hameln diese von ihm aufgestellte Gesetzmäßigkeit zum Ausdruck kam.

5. *Historische Deutungen*

Nach Ansicht des städtischen Oberlehrers Dörries[34]) liegt der Rattenfängersage ein Kampf der Jugend gegen die patrizischen Geschlechter zugrunde. Das Volk, das gegen den aristokratischen Rat eingestellt ist, zog seiner Meinung nach aus der Stadt.
Die Meinung, daß in Hameln die Pest gewütet habe und die Kinder ausgezogen seien, um sich zu retten, wird von F. Nork[35]) und R. Salinger[36]) vertreten.
Hier scheint man der Sage etwas Gewalt angetan und ihren Sinn auf den Kopf gestellt zu haben, wenn man behauptet, daß die Alten und nicht die Kinder gestorben seien. In keiner Hamelner Chronik ist auch von einer Pest die Rede.

6. *Kolonistenzug*

Im Gegensatz zu Martin Wähler[37]), der das in Hameln vermutlich 1660 zerstörte Kirchenfenster in der Marktkirche — auf dem ein Mann mit kleinen Gestalten hinter sich dargestellt war — als Ausgangspunkt der Sage ansieht, vertritt der Troppauer Archivar Wolfgang Wann[38]) die Meinung, daß das Glasbild einen historischen Hintergrund gehabt habe. Wann, der die Gründung seiner Heimatstadt erforschen wollte, beschäftigt sich vorwiegend mit der Ostkolonisation.
Die Stadtarmen und das Proletariat seien eine Belastung für die Stadt gewesen und man habe deswegen ihren Auszug befürwortet. Dieses Ereignis sei auf dem Bild dargestellt gewesen und daraus sei die Sage entstanden. Wann schlägt sogleich einen weiten Bogen zum Sudetenland, er habe in seiner Heimat Familiennamen gefunden, die denjenigen in Hameln entsprächen oder zumindest sehr ähnelten.

Dagegen wäre zu sagen:

1. Es handelt sich um in ganz Mitteldeutschland gebräuchliche Namen wie Leist, Rike, Hake, Ketteler — also kein Beweis.
2. Wann behauptet, es habe sich um die niederen Schichten der Bevölkerung gehandelt.
Dazu wäre zu sagen: Diese Bevölkerungsschichten hatten im 13. Jahrhundert noch keine Familiennamen. Die bürgerlichen Familiennamen bilden sich damals erst langsam beim Patriziat heraus.
Wann gibt noch mehr Argumente an, es würde in diesem Rahmen jedoch zu weit führen, sie alle zu widerlegen. Unter anderem deutet er den Spielmann als Werber, „Locator", der für Bischof Bruno Siedler für die Mährische Senke anwerben sollte.
An das Hochzeitshaus, an dem sich der auf Seite 51 angeführte Spruch über den Auszug der Kinder befindet, knüpft er die Vermutung an, daß hier die angeworbenen Kolonisten mit ihren Mädchen eine Massenhochzeit hielten, ehe sie auszogen.[39])
Diese neue Deutung fand bald ein starkes Echo. Hier schien also endlich die richtige Lösung gefunden zu sein, außerdem war Wanns Arbeit im Jahre 1949 auch ein neues Phänomen für die Ostforschung, das nun wahrhaftig mehrfach mißbraucht wurde.

Ich nenne einige Aufsätze wie:

1. „Der Rattenfänger von Hameln zog über die Oder-Neiße-Linie" in der Zeitung „Der Schlesier", Recklinghausen Oktober 1952,
2. „Hamelner Weihefrühling"
in: „Die Stimme", Ostdeutsche Zeitung Hamburg, Berliner Ausgabe vom 14. 9. 1952
3. Ähnlich auch im „Tagesspiegel" Berlin vom 8. 8. 1952
4. In der „Saturday Evening Post" 1956 und
Von James P. O'Donnel ein Aufsatz in „Der Monat" 1956, Heft 93, der allerdings mit dem Satz schließt: „Und wenn's nicht wahr ist, so ist es doch schön erfunden.", womit er besonders die Wann'sche Hochzeitshypothese meint.
Rufen wir uns noch einmal die Sage zurück, wie sie Spanuth in der Lüneburger Handschrift gefunden hat. Man kann daraus in Bezug auf die Kolonistenzug-Hypothese folgendes schließen:

1. Die darin geschilderte Spontanität des Ereignisses läßt kaum auf einen wohlvorbereiteten Treck auswandernder Kolonisten schließen. Nach auswandernden jungen Männern mit ihren Frauen dürften die Mütter wohl kaum so aufgeregt bei den Bürgern gesucht und gefragt haben[40]).

2. Der Tenor in der Sage ist düster und traurig von dem unerwarteten, unerklärlichen Verlust der Kinder bestimmt. Der Abschied der Zurückbleibenden von auswandernden Kindern würde zwar schmerzlich, jedoch von der Hoffnung auf eine gute Zukunft begleitet sein.

3. Ob das Hervorheben der wundersamen Tracht des Flötenspielers zu der Annahme berechtigt, ihn als „Werber" zu bezeichnen, bleibe dahingestellt. Spielleute zeichneten sich bekanntlich von jeher durch eine auffallende Tracht aus.

Der Hamelner Gymnasialdirektor Heinrich Spanuth schließt sich dieser Kolonisationstheorie an und promoviert mit seiner Arbeit über den Rattenfänger von Hameln im Jahre 1950 als 78-Jähriger in Göttingen zum Dr. phil.. Spanuth soll jedoch in den letzten Jahren seines Lebens von der von ihm vertretenen Meinung abgewichen sein.

Etwas geschickter geht dann 1955 der Lehrer H. Dobbertin[41]) vor. Er versucht den Kolonistenzug mit dem Inhalt der Sage zu verbinden, indem er eine Katastrophe einzubauen versucht.

Die jungen Hamelner Kolonisten sollen unter Führung des Grafen Nikolaus von Spiegelberg, der bei ihm mit dem Pfeifer identisch ist, ausgezogen und später mit einem Schiff auf der Ostsee untergegangen sein. Der Name Spiegelberg löst bei ihm eine Assoziation zu dem Wort Spielmann aus. Der Koppen ist bei ihm der Johanniterhof Kopahn bei Rügenwalde, von wo aus das Schiff mit den Siedlern zum letzten Male gesehen worden ist.

Trotzdem ergeben sich auch in dieser Auslegung Widersprüche zu der bisher ältesten bekannten Aufzeichnung der Sage. Auch hier werden die Kinder zu Kolonisten gemacht, der schöne gutgekleidete dreißigjährige junge Spielmann wird mit dem Grafen von Spiegelberg identifiziert. Außerdem ist die Ortsbezeichnung Koppen, die mit Kopahn, einem Johanniterhof bei Rügenwalde gleichgesetzt wird, in der Lüneburger Fassung nicht erwähnt[42]).

Das heißt also, die historischen Fakten konnten nicht widerspruchslos mit der Sage in Verbindung gebracht werden, so daß die Lücken mit Spekulationen ausgefüllt werden mußten. Diese Dobbertin'sche Theorie hat aber einige Vorzüge gegenüber Wann und Spanuth. Sie nimmt gewissermaßen einen Sonderfall, einen tragischen Einzelfall heraus. Damit hat Dobbertin trotz aller Vorhehalte ein wirkliches Sagensujet gefunden, wenn auch seine Beweisführung nicht als gelungen angesehen werden kann.

Kürzlich hat nun Waltraut Woeller[43]), eine Volkskundlerin in Berlin, die Sage noch einmal unter die Lupe genommen und versucht, die Geschichte vom Auszug der Hämelschen Kinder nach der ursprünglichen Fassung zu klären, ohne eine besondere Interpretation durchzuführen und vor allem — wie es Wann und Spanuth getan haben — ohne im Voraus eine feste Lösung zu haben, in die sich die Sage einfügen mußte.

 Waltraud Woeller führt zuerst einmal eine Analyse durch, d. h. sie

zerlegt die Sage in ihre Bestandteile; sie berücksichtigt nicht die später hinzugefügte Rattenfängergeschichte.
Sie stellt

1. die handelnden Personen heraus:
   a) einen schön gekleideten Mann, den Pfeifer
   b) 130 Kinder aus Hameln

2. den Zeitpunkt des Geschehens:
   a) den Tag, nämlich Johannis et Pauli = 26. Juni
   b) das Jahr 1284

3. Die Handlung:

Der Pfeifer verschwindet mit den 130 Kindern aus dem Osttor auf Nimmerwiedersehn am oder im Koppen.

Die Geschichte von den verschwundenen Kindern erinnert sehr stark an das Erfurter Ereignis, das Johann Letzner in seiner Chronik beschreibt[44]), nur ist hier der Ausgang anders. In Erfurt wurden die Kinder wiedergefunden, während sie in Hameln spurlos verschwanden. Es kann also nicht daran gezweifelt werden, daß sich nach dem Verschwinden ein Unglück ereignet haben muß, das selbst in seinen letzten Ursachen den Einwohnern der Stadt verborgen blieb, weil keine Augenzeugen vorhanden waren.

Nochmals muß also die Kritik an den Kolonisationstheorien von Wann, Spanuth und Dobbertin einsetzen, denn in dem alten Bericht ist einwandfrei von einem Unglück, nicht von einer Auswanderung die Rede. Es ist kaum vorstellbar, daß sich Menschen so schnell nach den Tönen einer Pfeife zu einem Zug nach dem Osten entschlossen haben sollen. Die Ostkolonisation ist immer ein lang vorbereitetes Unternehmen gewesen. Außerdem wird betont, daß man ***niemals*** wieder von den Kindern etwas gehört habe. Wir wissen aber, daß bei Ausgewanderten die Verbindung zur Heimat immer sehr schnell hergestellt wurde und lange bestand. Wanns und Spanuths Theorien stehen also auf sehr wackligen Füßen.

Waltraud Woeller stellt nun die Ortsangabe „bei den Koppen", bei denen sich das Unglück — nach den Aufzeichnungen des Stadtbuches „de Brade" und den Inschriften am Rattenfängerhaus und am Hochzeitshaus — ereignet haben soll, in den Vordergrund ihrer Untersuchung. Das Unglück geschah an oder bei den *Koppen*. Dieser Spur war man — bis auf Dobbertin, der den Ort Kopahn fand — bisher noch niemals nachgegangen. Eine Nachforschung in der unmittelbaren Nähe der Stadt paßte aber auch nicht in Wanns und Spanuths Theorien. Koppen bedeutet nach W. Woeller soviel wie Hügel oder Kuppe.

Es ist also eine Geländebezeichnung in der Nähe der Stadt, die vermutlich später gewechselt hat, wie ja auch Orts- und Flurnamen in Vergessenheit geraten oder sich verändern. Sie hat nun den Versuch unternommen, den Begriff „in oder an den Koppen" zu lokalisieren und ihn in die Sage einzubeziehen. Am Ith-Kamm, einem kleinen Höhenzug in der Nähe von Hameln gibt es eine sumpfige Felsenschlucht, die einst den Namen Copenbrug trug. Diese Schlucht galt im Mittelalter als ehemalige Opferstätte; sie heißt heute im Volksmunde die Teufelsküche oder das Teufelsloch. Diese Bezeichnung könnte eben-

falls durch eine gewisse Diffamierung den alten Charakter bestätigen. Im Jahre 1313 legte in der Nähe der Graf von Spiegelberg zwischen Ith und Deister eine Burg an, die — wie auch später ein kleiner Ort — ebenfalls den Namen Coppenbrug — heute Coppenbrügge — erhielt.
Der Kessel dieser Schlucht hat eine Ausdehnung von etwa 150 m, die Breite beträgt ungefähr 50 m. Die Felswände haben eine Höhe von ca. 20 m. W. Woeller vermutet, daß die Schlucht einst anders ausgesehen haben muß, daß sie wahrscheinlich kleiner gewesen sei. Im Kessel liegt eine größere Anzahl von Felsblöcken, die im Laufe der Jahrhunderte dort hineingestürzt sein können. Man schätzt, daß sich die Grundschicht seit dem 13. Jahrhundert um etwa 8 m verändert hat, daß sich also Felsen und Geröll von 8 m auf dem ehemals womöglich sumpfigen Boden der Schlucht befinden. Sicher war sie aber früher einmal sumpfig.
Wer dort wandert, der merkt, daß das Gelände mit seinen unvermutet steilen Abstürzen auch heute noch nichts von seiner Gefährlichkeit eingebüßt hat, besonders, wenn es neblig ist.
Waltraud Woeller sah sich das Gelände eingehend an und sprach an Ort und Stelle mit den Bewohnern aus der Umgebung. Auch heute gibt es noch Sagen um das Teufelsloch, die der Bürgermeister Beckmann von Coppenbrügge erzählen konnte. Es heißt, daß einstmals in der Teufelsschlucht viele Menschen ums Leben kamen. Eine andere Sage berichtet vom Grafen Spiegelberg, daß er ein Bündnis mit dem Teufel geschlossen und ein unchristliches Leben geführt habe. Seine Untertanen, die diesen Lebenswandel verdammten, seien in der Schlucht umgebracht worden. Später habe es in der ehemaligen Burg Spiegelberg gespukt.
Eine vollgültige Lösung ist auch W. Woeller nicht gelungen. Die Verbindung zwischen Koppen und Coppenbrügge ist nicht eindeutig bewiesen, aber sie ist auch nicht ausgeschlossen.
Es kann natürlich auch möglich sein, daß man erst später die Teufelsschlucht als wahrscheinlichen Ort des Unterganges der Kinder bestimmte. Man sah die Kinder ausziehen und vermutete, daß sie nur in der Teufelsschlucht umgekommen sein könnten. Es wäre denkbar, daß der Spielmann am Johannistage während der Festlichkeiten von dannen zog, daß ihm die Kinder folgten und dann — da der Musikant nicht ortskundig war, in die Teufelsschlucht stürzten und umkamen, die tatsächlich in östlicher Richtung von der Stadt — etwa 15 km entfernt — liegt.
Waltraud Woeller hat nun angeregt, in der Schlucht einmal besser nachzuforschen, vielleicht sogar eine Grabung durchzuführen, um festzustellen, ob sich Menschenreste darin befinden.
Ein Bruder des Hamelner Sagenforschers, Gottfried Spanuth, hat kürzlich eine weitere einfache Lösung angeboten. Koppen ist für ihn die Bezeichnung für einen befestigten Dammweg oder eine alte Bohlenbrücke. Die Kinder seien also nach dem Auszug über die Weser gezogen, die alte Brücke sei zusammengebrochen und die Kinder mit dem Spielmann ertrunken.
Diese neuen Deutungen sind schon einmal dagewesen, sie sind also eigentlich die alten. Schon 1662 brachte sie der holländische Gelehrte

Martin Schock[45]). Auch er stand schon auf dem Standpunkt, daß die Sage einen historischen Kern haben müsse. Er meint, daß

1. die Kinder von einem Felsen in den Fluß gestürzt sein können oder
2. daß sie bei einem Bergsturz oder durch ein Erdbeben umkamen.

Er gibt keine exakten Quellen an, was bei den Gelehrten der damaligen Zeit nicht üblich war.
Die Forschung ist also dort wieder angelangt, wo sie vor 300 Jahren schon einmal stand.
Der Berliner Schriftsteller Hans Scholz[46]) hat sich 1956 in der Zeitschrift „Der Monat" sehr ironisch zu den Rattenfängerforschungen geäußert. Er verwahrt sich dagegen, daß man aus der alten Chronik „einen Verwaltungsakt des Amtes für Ostsiedlung" herausliest und wissenschaftlich zu beweisen sucht.
Man dürfe doch dem Mittelalter nicht andichten wollen, so sagt er, es habe sich selbst in ein Dauermärchen verstrickt erlebt, bloß weil es *uns* schon märchenhaft fern sei. Als Argument führt er an, daß die Heruler nach drei Jahrhunderten Völkerwanderung zu ihren skandinavischen Aufbruchstädten zurückgefunden hätten, die griechischen Kolonialsiedlungen sich ihrer Mutterstädte immer bewußt gewesen seien und die Ostsiedler ständig Kontakt zur Heimat gehabt hätten.
Warum eigentlich auch nicht. Man bedenke, daß Troppau damals näher an Hameln lag als heute, d. h. man konnte es ohne Grenzen, ohne eisernen Vorhang erreichen. Die Hanse saß damals in Nowgorod und Marco Polo war gerade Statthalter in der Provinz Kiang-nan geworden. Und zu einer solchen Zeit sollen 130 Hamelner Siedler schon gleich hinter dem Osttore der Stadt außer Verbindung mit der Heimat gekommen sein?
Scholz meint, daß die Sage wissenschaftlich ausgetrocknet worden sei und man alles tun müsse, um sie wenigstens poetisch zu retten, d. h. von einer weiteren Ergründung absehen solle. Aber man wird Scholz widersprechen müssen, denn der Einblick in den Werdegang eines Geschehens erhöht die Achtung vor dem erschlossenen Faktum.

Anmerkungen:

1) LORINDO, vermutlich Johannes R. Riemer. Theologe und Dichter, geb. 1648 in Halle, gest. 1714 in Hamburg. Professor der Eloquenz in Weißenfels, Pastor in Osterwiede im Halberstädtischen, dann Superintendent in Hildesheim. Pastor Primarius in Hamburg. Schreibt Traktätchen und satirische Werke.
2) The New York Times Magazine. New York 4. 2. 1934
3) Browning, Robert: Pocket volume of selections from the poetical works. London: Smith 1898 P. 103 ff.
Eine freie gekürzte Übersetzung des Browningschen Gedichtes von Ernst Berghäuser, Vlotho, findet man in der Zeitschrift „Die Weser", Jahrgang 34/1960 P. 124 f.
4) Spanuth, Heinrich: Der Rattenfänger von Hameln — vom Werden und Sinn einer alten Sage. Hameln 1951, zugleich Göttingen phil. Diss. 1951
5) Spanuth: a. a. O. P. 16. — Anmerkung der Bearbeiterin: Rama ist ein in der Bibel mehrfach erwähnter Ort. Das benjamitische Rama spielt für die babylonische Gefangenschaft eine Rolle. Im Jahre 586 war dort ein Sammellager für diejenigen, die nach Babel weggeführt wurden und der Ort der Freilassung des Jeremia. Für die Rattenfängersage scheint die Stelle bei Jeremia 31.15 f. in Frage zu kommen. „So spricht der Herr: Horch! In Rama hört man klagen, bitterlich weinen. Rahel weint um ihre Kinder, will sich nicht trösten lassen, weil sie nicht mehr sind. 16. So spricht der Herr: Wehre deiner Stimme das

Weinen und deinen Augen die Tränen, denn deine Mühe soll noch belohnt werden, spricht der Herr; sie kehren heim aus dem Lande des Feindes. Es gibt noch eine Hoffnung für deine Zukunft, spricht der Herr, die Kinder kehren heim in ihre Marken." — Hier scheint ein Schlüssel für die Deutung des Ursprungs der Sage bzw. des Kinderauszuges zu liegen, und die Forschung müßte an dieser Stelle ansetzen, da man vermuten kann, daß die Stelle aus der Lüneburger Chronik „unde vox in Rama audita est" diesen Bibeltext bei Jeremia meint. Es wird damit wahrscheinlich, daß auf ein historisches Ereignis, in dessen Folge eine große Anzahl der Einwohner in Gefangenschaft geriet und aus der Stadt ausgesiedelt wurde, der Sache zugrunde gelegen haben muß.

6) „Et mater domini Joannis de Lüde decani vedit pueros recedentes."

7) Dies ist die in der Literatur zu findende Lesung der Inschrift. Eine erneute Überprüfung würde unter Umständen ebenfalls zu neuen Ergebnissen führen.

8) Spanuth: a. a. O. P. 24.

9) Fincelius, Hiob: Wunderzeichen — Wahrhaftige Beschreibung vnd gründlich Verzeichnis schrecklicher Wunderzeichen vnd Geschichten / die von dem Jar an MDXVII bis auff jetziges Jar MDLVI geschehen new übersehen vnd nach der Jarzal. Auffs new übersehen vnd gebessert durch Jobum Fincelium. Gedruckt zu Jhena durch Christian Rodinger MDLVI.

10) Selnecker, Nicolaus: — Der Titel der Schrift ist im Manuskript Frenzels nicht zu finden. Der Reformator und Theologe Selnecker (1530—1592), hat insgesamt 175 meistens theologische und polemische Schriften hinterlassen. Es ist mir bisher nicht gelungen, die Schrift zu finden, in der er die Rattenfängersage erwähnt.

11) Hondorff, Andreas: Promptuarum exemplarum. 1573.

12) Pomarius, Johannes: Chronik der Sachsen und Niedersachsen. 1588.

13) Saxo (oder Sachs), Michael: Newe Kayser Chronica, Magdeburg, Bd. 1. 2. 1606—1643.

14) Nicolas, Georg: Sylloge Historica oder Zeit- und Geschichtbuch, Leipzig. o. J. — Zwei Sagenberichte zu 1284 und 1376.

15) Melchior Goldast von Haimisfeld; geb. 1578 in Espen bei Bischofzell im Kanton Thurgau, war eine zeitlang Geheimer Rat beim Grafen von Holstein-Schaumburg in Bückeburg unweit von Hameln. — Melchior Goldast von Haimisfeld: Rechtliches Bedencken von Confiscation der Zauberer- und Hexen-Güther. Bremen: Köhler MDCLXI.

16) Kircher, Athanasius: Phonurgia nova sine conjugium mechanica-physicum artis et naturae . . . Campidone 1673 — Liber II. Sect. III P. 220.

17) Daß andererseits die Fabel gern von Pastoren als Exempel zitiert worden sein mag, kann man aus dem Satz des Fincelius schließen: „Solches hat die Eltern höchlich betrübt / vnd ist ein schrecklich Exempel göttlichs Zorns ober die Sünde. Solches alles ist beschrieben in dem Stadtbuch zu Hammel / da es viel hoher Leut selbs gelesen vnd gehört."

18) Letzner, Johannes: Corbeiysche Chronica, Leipzig. 1590.

19) Meinardus, Otto: Der historische Kern der Hamelner Rattenfängersage. Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. Jahrgang 1882, P. 260.

20) Krogmann, Willy: Der Rattenfänger von Hameln. 1934.

21) Spanuth, Gottfried: Neuer Deutungsversuch des Exodus Hamelensis. In: Forschungen und Fortschritte Jahrgang 32, 1958 und 33, 1959.

22) Peiper, Alfred: Chronik der Kinderheilkunde. 3. Aufl. Leipzig 1958

23) Anmerkung der Bearbeiterin: Es sei in diesem Zusammenhang auf den Sagentyp der „Tendenzsagen" hingewiesen, die besonders gern die Tanzwut anprangern und verhängnisvolle Ereignisse unter Mitwirkung des Teufels möglichst grauenvoll und drastisch schildern, bei denen Tänzer umkommen. In der Sage von den Tänzern von Kölbigk müssen die jungen Leute, die während des Gottesdienstes in der Vorhalle der Kirche tanzten, rastlos singen und tanzen und — bis sie erlöst werden — ruhelos durch die Welt wandern. Diese Sage findet sich in der Vita Elegii aus dem 9. Jahrhundert. Nach anderen Sagen werden die Tänzer durch einen Fluch zu Steinen oder in Wasserfluten ertränkt. Megalithgräber mit ringförmigen Steinreihen oder die Menhire in England und Frankreich werden als verdammte Freveltänzer in ätiologischen Sagen erklärt. Diese Sagen findet man besonders häufig in der kirchlich-hagiographischen Literatur der Barockzeit und in Jesuitenschriften des 16. und 17. Jahrhunderts.

Vgl. zu diesem Thema: Kretzenbacher, Leopold: Freveltanz und Überzähliger in: Carinthia I/144/1954 und Moser, Hans: Zur Geschichte der Masken in Bayern. — in: Masken in Mitteleuropa. Wien 1955. P. 136 ff.

24) Samuel Erich war Rektor der Stadtschule in Hameln 1644—1652, wurde dann Pastor in Wallensen, später in Einbeck.

[25]) Harenberg, Johann Christoph: Probst d. S. Lorenz-Stiftes vor Schöningen und Professor am Carolino zu Braunschweig. Geb. am 28. 4. 1696 in Langenholzen bei Alfelde. Studierte in Helmstaedt. 1720 Rector der Stiftsschule zu Gandersheim. 1735 Pfarrer zu Bornhausen. 1738 Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften in Berlin.
„Er besaß viel Gelehrsamkeit, ein großes Gedächtnis und eine starke Einbildungskraft (daher er in seiner Jugend auch Geister und Gespenster sahe) aber desto weniger Beurtheilungskraft, welches besonders aus den historischen Schriften erhellet." (Jöcher)

[26]) Laeger: Gedanken worin eigentlich der Hämelschen Kinder Ausgang bestanden. 1741.

[27]) Christoph Friedrich Fein, gestorben 1761. Wurde 1742 als Garnisonprediger eingeführt.
Fein, Christoph Friedrich: „Die entlarvete Fabel vom Ausgange der Hämelschen Kinder, eine nähere Entdekkung der dahinter verborgenen wahren Geschichte. Nebst Beylagen." — Hannover: Richter 1749.

[28]) Lauffer, Otto: Altertumskundliche Beiträge zur Erklärung der Sage von den Hämelschen Kindern. Aus: Vom Geist der Dichtung. Gedächtnisschrift für Rudolf Petsch. Hamburg 1949 P. 306—315.

[29])Müller, Wilhelm: Die Sage von dem unglücklichen Ausgang der Hämelschen Kinder. Vaterländisches Archiv des Historischen Vereins für Niedersachsen. 1843.

[30]) Busch, Moritz: Der Rattenfänger von Hameln. In: Die Grenzboten. Bd. II 1875.

[31]) Wolff, Julius: Der Rattenfänger von Hameln. Berlin: Grote 1875.

[32]) Wille, Bruno: Ein Totentanz-Mysterium. — Das Rätsel des Rattenfängers zu Hameln. Berliner Tageblatt 1923.

[33]) Nach Ernst Berghäuser: „Eine englische Rattenfängerballade" in: Die Weser. Jahrgang 34/1960 P. 123 hat Viktor Neßler eine Oper „Der Rattenfänger von Hameln" komponiert.
Wolfgang Müller von Königswinter verlegt 1856 ebenfalls in einer Ballade die Sage nach St. Goar am Rhein.
Der Engländer Robert Browning schrieb 1849 die Ballade: „The Pied Piper ot Hamelin".

[34]) Dörries, L.: Der Rattenfänger von Hameln, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen. Jahrgang 1880.

[35]) Nork, Friedrich (d. i. Friedrich Korn): Mythologie der Volkssagen und Volksmärchen, Stuttgart 1848 P. 392 ff.

[36]) Salinger, R.: Der Rattenfänger von Hameln. In: Velhagen und Klasings Monatshefte 1906.

[37]) Wähler, Martin: Denkmale als Ausgangspunkt für Sagen in: Volkswerk, 8. Jahrbuch des Staatlichen Museums für deutsche Volkskunde Berlin 1943 P. 99—114.

[38]) Wann, Wolfgang: Die Lösung der Hamelner Rattenfängersage, ein neues Sinnbild des Abendlandes. Würzburg, Phil. Diss 1949.

[39]) Hier wäre zu erwähnen, daß Hochzeitshäuser auch in anderen Städten üblich sind und man hier auf die Geschichte und Bedeutung dieser Häuser im allgemeinen und auf das Hamelner Haus im besonderen bei einer erneuten Untersuchung der Sage ausführlicher eingehen müßte. So gibt es außer dem 1610 erbauten Hochzeitshaus in Hameln noch in folgenden niedersächsischen und oberhessischen Städten Hochzeitshäuser: Homberg/Efze, Fritzlar (Ende 16. Jh.), Alsfeld/Oberhessen (1565), Osterode/Harz (1653) und Hofgeismar. In Hofgeismar heißt es „Gilde- und Hochzeitshaus", in Osterode „Hus vür Hochziter".

[40]) „matres vero puerorum cucurrerunt de civitate ad civitatem et penitus nil invenerunt."

[41]) Dobbertin, Hans: Der Auszug der Hämelschen Kinder. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Band 27/1955 und: Die Kronzeugin des Hamelner Kinderauszuges in: Norddeutsche Familienkunde 5/6 1956/57 S. 49—51.

[42]) „quasi ad locum Calvariae vel decollationes et evanuerunt et recesserunt."

[43]) Woeller, Waltraud: Zur Sage vom Rattenfänger von Hameln. in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe. Jahrgang 6/1956 P. 135—146.

[44]) Vgl. Seite 55.

[45]) Schoock, Martin: Fabula Hamelensis. Groningen 1662.

[46]) Scholz, Hans: Zur Ehrenrettung des Rattenfängers von Hameln. In: Der Monat Jahrgang 8/1956, Heft 94 S. 82 ff.

Der deutsche Bauer in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts

Dr. Rudolf Frenzel

STOFFGLIEDERUNG

A. EINLEITUNG

Meine Untersuchung gilt dem deutschen Bauernstand in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Es soll versucht werden, sein Wesen, seine soziologische Haltung, seine politischen Schwierigkeiten, seine Verbundenheit mit den anderen Ständen, sowie seine Sitten und Gebräuche und andere volkskundliche Elemente nach der überlieferten Literatur, den Akten zum Bauernkrieg und Äußerungen Dr. M. Luthers festzustellen.

1. Deutschland um 1500

Während des „Mittelalters" war Deutschland ein Bauernland. Der Bauer gestaltete das Leben und das Denken. Der König war ein Bauer, — ein großer Bauer — , die Ritter waren Bauern. „Der Glaube des Menschen war bäuerlich bestimmt, sein soziales wie sein wirtschaftliches Leben, Denken, Brauch und Kunst und Sitte". [1])
Im Laufe des 13. Jahrhunderts etwa beginnt im deutschen Lebensraum eine eigenartige Veränderung — die Entwicklung der Städte zu wichtigen Zentren der Wirtschaft und Politik. Die Bevölkerungszahl in den Städten nimmt im Laufe der Zeit zu, neue Städte entstehen, und von ihnen ausgehend entwickelt sich eine neue „Kultur". Das Bürgertum, d. h. die Stadtbevölkerung, schiebt sich immer mehr nach vorn, bis es „zu Ende des fünfzehnten (Jahrhunderts) durchbricht und die Zeit der bäuerlichen Welt bei Seite stößt. Dann steigt sie (die bürgerliche Welt) auf, sehr mächtig auf, bis sie im achtzehnten Jahrhundert sich in strahlender Blütenkraft entfaltet. Ihr Leben ist mächtig, leuchtend, kurz, — die bäuerliche Welt hat einige Jahrtausende lang Bestand gehabt; die bürgerliche Kultur sinkt, wenn wir richtig sehen, von dem zweiten Dezennium des zwanzigsten Jahrhunderts ab zu Grabe." [2])
War die Kirche bisher „die Versorgungsanstalt für die nachgeborenen Söhne und Töchter des Adels ...", (wir stellten fest, daß auch der Adel zum Bauerntum gehörte), „... so spielte da und dort schon die Eifer-

sucht und der Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum in diese Versorgungsbemühungen hinein... Die Angehörigen der reichgewordenen Kaufmannsfamilien strömten nun in größerer Zahl ein und die Priorinnen sind zum größten Teil Bürgerliche... In Köln gibt es kaum eine Bürgerfamilie, aus der nicht Kinder ins Kloster eingetreten waren, manchmal fünf oder sechs. In der gleichen Richtung liegt es, wenn auch die unehelichen Sprößlinge begüterter Kaufherren dahin abgeschoben wurden." [3])

Das Bürgertum — an der Spitze der Kaufmannsstand — prägt das Gesicht der Städte. Schon um 1457 schreibt der Franzose Pierre de Froissard, der Deutschland bereiste:

„Es ist wahrhaft zum verwundern, wie kühn und unternehmend die deutschen Kaufleute sind und wie sie ihren Reichtum zu vermehren wissen. Die Blüte der Städte, die Pracht der öffentlichen Gebäude und der Privathäuser und die kostbaren Schätze im Innern der Wohnungen legen von diesem Reichtum entsprechende Zeugnisse ab. Es ist eine Lust, in den Städten zu verkehren und an den öffentlichen Vergnügungen der Bürger teilzunehmen." [4])

Das Gemeinschaftsgefühl des Adels, d. h. der Führerschicht und der Oberschicht des Bauerntums, geht verloren. [5]) Das Gemeinschaftsgefühl des Bürgertums aber nimmt zu. In den Fastnachtsspielen wird immer wieder betont, daß Eigennutz zerstöre, Gemeinschaft aber stark mache. Es gibt zwar einen Gegensatz zwischen vornehmer und geringer Bürgerschaft. Dieser tritt aber, solange die Städte um ihre Selbständigkeit zu ringen haben, nicht so stark hervor. Durch das gemeinschaftliche Zusammenleben entsteht in der Stadt ein demokratisches Denken.

Kommt nun etwas von dem neuen — nicht mehr bäuerlichen — Denken in der zeitgenössischen Literatur zum Ausdruck? In Deutschland fällt in diese Zeit der Anfang des Prosaromans. Beschleunigt wurde seine Entwicklung durch fremde Vorbilder. Schon 1592, in dem von Hans Mair bearbeiteten „Trojanischen Krieg", hat der Begriff der Treue nicht mehr den alten Wert, sondern ist dem des Vorteils gewichen. In der Novelle des Aeneas Sylvius „Euryolus und Lucretia", die 1468 in einer Übersetzung durch Nicolaus von Wyle erschien, ist die Liebe stärker als der gesellschaftliche Zwang, der Ehebruch wird zur sittlichen Pflicht. Wir merken, daß eine neue Moral auftaucht, die nicht mehr der bisherigen entspricht.

Dieser Vorgang läßt sich noch an anderen Erscheinungen feststellen, wie Peuckert in seiner „Wende" ausgeführt hat.

2. *Was versteht man unter einem Bauern?*

Um die einzelnen Stände von vornherein deutlich zu unterscheiden, wollen wir an dieser Stelle festlegen, was wir unter einem Bauern verstehen wollen. „Bauer ist im Gegensatz zum Städter jeder Landbewohner, der sich im Hauptberuf mit Landwirtschaft beschäftigt und Ackerland „bebaut". Im engeren Sinn sind Bauern nur die Bewohner solcher Anwesen, die mindestens eine selbständige Ackernahrung darstellen. Unter einer selbständigen Ackernahrung (Familienbetrieb) ist ein landwirtschaftlicher Betrieb zu verstehen, der unter regelmäßigen Verhältnissen vom Eigentümer ohne Zuhilfenahme ständiger fremder Arbeits-

kräfte bewirtschaftet werden kann und dem Eigentümer und seiner Familie den vollen Lebensunterhalt gewährt."[6])

Wir betrachten den Zeitraum von 1500 bis 1560. Es ist begreiflich, daß literarische Zeugnisse hinzugenommen werden mußten, die sowohl vor wie nach den obigen Daten entstanden sind.[7]) Bei der Untersuchung soll besonderer Wert auf Gegensätze und Übereinstimmungen zwischen Bürgern und Bauern gelegt werden.

3. *Abgrenzung des Themas und Problemstellung*

Wir müssen zuerst nach literarischen Zeugnissen fragen, die aus dem Bauerntum kommen und in dieser Zeit entstanden sind. Die Antwort auf diese Frage ist enttäuschend. Es gibt kein literarisches Denkmal aus dieser Zeit, dessen Verfasser nachweislich ein Bauer war. Der weitaus größte Teil der ländlichen Bevölkerung lernte erst Lesen, wozu Luthers Schriften und seine Bibelübersetzung besonders anregten. Es wird mitgeteilt, daß Studenten durch das Land zogen und den Bauern vorlasen und ihnen das Lesen und Schreiben beibrachten, wofür sie dann entsprechend belohnt wurden.[8]) Die wenigen Bauern, die das Lesen und Schreiben beherrschten, waren keine Dichter und Schriftsteller. Sie lasen vielleicht die Bibel und wenige andere Bücher, sie sprachen über das Gelesene mit ihren Pfarrern, anderen Dorfbewohnern und fahrenden Schülern, doch haben sie ihre eigenen Gedanken nicht aufgeschrieben, jedenfalls ist uns nichts dergleichen überliefert worden, ebensowenig Beschreibungen des eigenen Lebens. Aber es besteht eine Quellengruppe, die zwar keine direkten zeitlich gebundenen Aussagen liefert, aber uns ein treueres Bild des Bauern gibt, als irgend eine andere Überlieferung uns zu finden erlaubt, die volkskundliche Aussagen, auf die ich im zweiten Teil der Arbeit eingehen will. Ich schalte sie hier aus, um ihre Geschlossenheit zu bewahren.

Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als die Literatur heranzuziehen, von deren Verfasser wir wissen, daß sie keine Bauern waren. Das ist vor allem die Schwankliteratur, die Beispielsammlungen, die Fastnachtsspiele, die Satiren und Pasquille und die ersten Romane. Es sei an dieser Stelle erlaubt zu sagen, daß in dieser Arbeit besonders die Schwankliteratur auf die Aussagen über den Bauern untersucht worden ist.

Ich wies bereits darauf hin, daß die Verfasser dieser Literatur keine Bauern waren. Daher könnte das aus ihr gewonnene Bild des Bauern verzerrt erscheinen und für ihn ungünstig sein. Wir müssen, da diese Gefahr besteht, zu weiteren Quellen greifen, um die gefundenen Angaben bestätigt zu finden oder sie zu korrigieren. Mitten in die Zeit, die wir untersuchen wollen, fällt einer der grausigsten deutschen Bruderkriege. Er wird als „Bauernkrieg" bezeichnet. Akten aus der Zeit des Krieges sind in großer Zahl vorhanden. Wir wollen nachprüfen, ob sich in ihnen Aussagen über den Bauern finden, wer die Verfasser dieser Akten sind und ob die Führer in diesem Kriege — nicht nur die Masse der Kämpfenden — wirkliche Bauern waren.

Diesen Aussagen sollen dann die Meinungen des Reformators Dr. Martin Luther über den Bauern angefügt werden. Aus seinen Werken, den

Predigten und den aufgezeichneten Tischreden müßte wichtiges Material zur Beurteilung des Bauern gewonnen werden können.

Damit haben wir drei Komplexe, die wir auf Aussagen über den Bauernstand und den Bauern in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hin untersuchen wollen. Wir werden am Schluß dieser Arbeit feststellen können, ob wir ein deutlicheres Bild, als wir es bisher haben konnten, von dieser sozialen Schicht erhielten.

4. Bemerkungen zur vorliegenden Literatur

Die Schwanksammlungen von Bebel, Tünger, Pauli[9]), Wickram, Schumann, Lindener, Montanus, Frey und Kirchhof, sowie die Zimmerische Chronik wurden in den Neudrucken der Bibliothek des Literarischen Vereins zu Stuttgart benutzt.

Die Beispielsammlungen lagen in den Originaldrucken des 16. Jahrhunderts vor.

Insgesamt sind etwa 4 000 Schwänke auf ihren Inhalt hin untersucht worden. Die Fülle des gewonnenen Materials kam mir besonders bei der Arbeit an den volkskundlichen Kapiteln zugute. Zu einigen Einzelfragen konnte ich auch die Romane Wickrams und einige Volksbücher heranziehen. Ich stützte mich dabei auf eine Untersuchung, die ich — mit einer ähnlichen Fragestellung — zu dieser Literatur vor einiger Zeit durchführte.

Zum Bauernkrieg (1. Kapitel, 2. Teil) standen die Drucke der Akten und Urkunden zur Verfügung. Die Menge der Publikationen über die Unruhen veranlaßte mich, mich auf das Material zu den Geschehnissen zu beschränken. Außerdem konnte ich immer wieder auf die Arbeiten von Franz zurückgreifen.

Die Tischreden Luthers wurden in der Weimarer Ausgabe benutzt.

Die einzige Arbeit über die Schwankliteratur, die sich eingehender mit einem ähnlichen Thema befaßt, ist die Dissertation von Kurt Herz: „Soziale Typen in den Prosaschwänken des 16. Jahrhunderts“, Frankfurt a. M. 1925. Die Arbeit hat den Untertitel: „Untersuchungen über das Wesen einer Unterhaltungsliteratur“.[10]) Herz versucht also in seiner Arbeit das Wesen einer zeitlich fixierbaren Unterhaltungsliteratur zu ergründen, und will dabei gleichzeitig die sozialen Typen untersuchen. Es ist klar, daß bei solch einem Unternehmen die Gefahr besteht, daß man weder das eine noch das andere Thema erschöpfend behandelt und die Aufgabe befriedigend löst. Diesen Eindruck hat man auch von der oben erwähnten Arbeit. Mein Interesse galt, durch die Zusammenhänge im Thema begründet, hauptsächlich den Bauern. (Leider muß man sagen, daß auch hier die Ergebnisse von Herz' Untersuchungen heute nicht mehr genügen.)

Noch unwichtiger für unsere Untersuchung ist die Dissertation von Ludwig Felix Weber von 1904: „Märchen und Schwank“. In dieser „stilkritischen Studie zur Volksdichtung“ hat Weber etwa 200—300 Schwänke untersucht. Verglichen mit der vorliegenden fünfzehnfachen Menge ist das nicht viel, und das Ergebnis ist auch spärlich. Es kann, meine ich, auch kein wissenschaftliches Ergebnis erwartet werden,

wenn man — ohne System 10 v. H. des Materials untersucht und daraus Schlüsse ziehen will. So fiel für meine Betrachtung diese Arbeit ganz aus.
In der Arbeit von G. Kuttner „Wesen und Formen der deutschen Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts" wird nur auf das Wesen und die Formen der Schwänke eingegangen.[11]) Die einzelnen Stände werden nur am Rande gestreift.
Weiter wäre zu nennen der Aufsatz von Heinz Kindermann in den Heimatblättern des deutschen Heimatbundes Danzig, Jhg. 6, 1929, Heft 3: „Die deutschen Schwankbücher des 16. Jahrhunderts". (Ihre literarische Entwicklung und kulturgeschichtliche Bedeutung). Die Darstellung brachte aber für die vorliegende Arbeit keine Anregungen.
Auch in der Habilitationsschrift von Fritz Martini „Das Bauerntum im Deutschen Schrifttum von den Anfängen bis zum 16. Jahrhundert", Halle 1944, fanden sich wenig Anhaltspunkte zu unserem Thema. Außerdem läßt er die wichtigen Zeugnisse über die Bauern während des Bauernkrieges und die Aussprüche Luthers völlig unbeachtet. (Vgl. Kapitel 1, Abschnitt 2 und 3 meiner Arbeit). So gab Martinis Arbeit nur einige Hinweise auf literarische Quellen.
Die von Adolf Bartels zusammengestellte Monographie: „Der Bauer in der deutschen Vergangenheit", 1900, ist textlich heute nicht mehr zu brauchen. Jedoch konnten die zahlreichen Kupferstiche und Holzschnitte aus dem 16. Jahrhundert die Ergebnisse der Literatur teilweise erhärten oder ergänzen.
Volkslieder über den Bauern hat Joh. Bolte zusammengestellt.[12]) Ein Verzeichnis von Liedern über den Bauernstand befindet sich im Anhang dieser Sammlung.
Für meine Aufgaben war das Werk von Günther Franz: „Der Deutsche Bauernkrieg", Berlin 1933, besonders wichtig.[13]) Franz hat in straffer Art das gedruckte und neugefundene Material gebändigt. Zusammen mit seinem Aktenband[14]) und den Aktenbänden von Merx,[15]) Fuchs,[16]) und Baumann[17]) bietet das Buch eine unendliche Fülle von Material zum Verlauf des Kampfes, über die Bauernhaufen, die Führer und die Schauplätze der Kämpfe. Doch gibt auch Franz keine Antwort auf viele unserer Fragen.
Auf andere Literatur, die das Thema nur am Rande streift, wird im Verlauf der Arbeit eingegangen werden.

5. *Herkunft der Schwankerzähler*

Über die Schwankerzähler wissen wir sehr wenig. Es ist hier nicht die Aufgabe, Neues über ihr Leben zu bringen. Meine Ausführungen setzen aber voraus, daß man ihr Leben und ihre Herkunft zu dem Thema in Verbindung bringt.
Die Schwankerzähler gehören zwei verschiedenen Generationen an. Zur ersten Gruppe möchte ich Pauli und Bebel zählen. Pauli wurde um 1450, Bebel um 1475 geboren. Als diese schon ihr Lebensende nahen sahen, erblickte die zweite Generation gerade erst das Licht der Welt. Ihr gehören Wickram (geb. etwa 1510), Frey, Lindener (etwa 1520), Kirchhof (etwa 1525) und Montanus (etwa 1530) an. Bebel starb 1516 und Pauli um 1530.

Uns erscheint es wichtig, das Verhältnis dieser Männer zum Bauerntum auszudeuten.
Heinrich Bebel: Er stammt aus einer schwäbischen Bauernfamilie, studiert in Krakau und Basel und ist 1497 Lehrer der Beredsamkeit und Dichtkunst an der Universität Tübingen. Er ist der einzige, dessen Vater ein Bauer war, während die bäuerliche Abkunft bei allen anderen nicht feststellbar ist. In seinen Schwänken kommen die Bauern ziemlich gut weg. Sie sind zwar pfiffig und tolpatschig, zeigen ihre Bauernschläue, wodurch sie auch manchmal im Wortgefecht über einen Gelehrten Sieger bleiben, aber der Inhalt der Geschichten ist ganz anders als der der etwa 50 Jahre später erzählten. Bei der Gegenüberstellung merkt man ganz deutlich, daß in diesen Jahren viel geschehen sein muß und daß der Bauer an Ansehen eingebüßt hat.
Johannes Pauli: Etwa 1450—54 geboren, war Mitglied des Franziskaner-Ordens. Er predigte in Straßburg und Thann im Elsaß. Besondere Berührungspunkte mit den Bauern können nicht nachgewiesen werden. Seine Sammlung erschien 1522, ist aber schon einige Jahre vorher fertiggestellt gewesen. Inhaltlich läßt sich mit Bezug auf den Bauern ähnliches sagen wie bei Bebel.
Ganz anders ist es nun bei der „Zweiten Generation". Sie kannte die Nöte und Sorgen der Bauern, die bis 1525 vorgebracht wurden, nicht mehr. Als der Bauernkrieg begann, war Wickram etwa 15 Jahre alt, die anderen aber noch spielende Kinder, oder sie waren noch garnicht geboren. Sie kannten den Bauern nur als den Verlierer und den Bürger als den Sieger. Sie alle stammten aus Bürgerfamilien, die sich schon seit mehreren Generationen in der Stadt aufhielten. Ihre Aussagen über die Bauern sind also entsprechend härter und vielleicht mit einer gewissen Überheblichkeit ausgefallen.
Georg Wickram war der uneheliche Sohn eines Patriziers, dessen Familie schon seit dem 15. Jahrhundert in Colmar ansässig war. Er erwarb 1546 das Bürgerrecht; als Beruf wird Buchhändler und „Weibel" angegeben. Er betätigte sich neben der Schriftstellerei auch als Maler und führte den Meistergesang in Colmar ein. 1554 wurde er Stadtschreiber in Burgheim und starb vor 1562.
Jakob Frey aus Straßburg, der etwa 10 Jahre jünger war, übte ebenfalls den Beruf eines Stadtschreibers aus. Er hat vermutlich studiert. Wickram, den er persönlich kannte, gab den Anstoß zu seiner Schwanksammlung: der Gartengesellschaft.
Der dritte Elsässer dieser „Generation" ist *Martin Montanus.* Er war der jüngste der Schwankerzähler. Über sein Leben wissen wir wenig. Geboren wurde er in Straßburg. In seiner Wanderzeit durch Süddeutschland scheint er verschiedene Berufe, nämlich die des Buchdrukkers, Kaufmanns und Handwerkers, ausgeübt zu haben. Nach seiner Rückkehr nach Straßburg hat er geheiratet. Verschiedene Bemerkungen über sein Leben lassen auf kleinbürgerliche, ärmliche Verhältnisse schließen. Über sein Lebensende ist nichts zu finden.
Schumann und *Lindener* stammten ebenfalls aus der Stadt, nämlich aus Leipzig. Der Vater Schumanns besaß eine gutgehende Druckerei. Er erhielt schon 1514 das Bürgerrecht. Seine Druckerzeugnisse waren meist für Studenten bestimmt und billige und wenig umfangreiche

Werke oder Lehrbücher. Es gelang ihm nicht sofort, den Anschluß an die protestantische Literatur zu finden, sodaß in späteren Jahren sein Geschäft sehr zurückging. Sein Sohn, der Herausgeber des Nachtbüchleins, war zwar bei der Leipziger Universität immatrikuliert, aber er erlernte den Beruf eines Schriftgießers. Als Landsknecht finden wir ihn dann in Ungarn, und anschließend durchwanderte er Süddeutschland. In Nürnberg heiratete er, wegen großer Schulden mußte er aber die Stadt verlassen. Sein Nachtbüchlein ist in Augsburg erschienen. Der dritte Teil ward wohl angekündigt, aber er ist nie gedruckt worden. Über sein Lebensende ist nichts bekannt.

Michael *Lindener* studierte in Leipzig. 1557 erschienene Verse in lateinischer Sprache lassen auf gelehrte Bildung schließen. Er wanderte mehrere Jahre durch Süddeutschland und starb etwa 1561.[18])

Hans Wilhelm *Kirchhof* stammte aus Hessen. Seine Geburtsstadt war Kassel. Nach dem Schulbesuch wurde er Landsknecht und lernte so fast ganz Deutschland und einen Teil von Frankreich kennen. 1583 erhielt er vom Landgrafen die Stelle des Burggrafen von Spangenberg. Er erreichte das höchste Alter der Schwankerzähler. Während die anderen um 1560 starben, lebte er bis 1603.

Überblicken wir diese zweite Generation, so stellen wir fest, daß sie in der Stadt geboren worden ist. Die meisten der „Schreiber" führten ein unruhiges Leben und sind kaum 50 Jahre alt geworden. Sie schöpften aus ihrem eigenen Erleben und brachten die Ansichten des Bürgers in die Schwänke hinein. Keiner fand den Weg zu dem Beruf der Vorväter, zum Bauerntum, zurück.

B. DER DEUTSCHE BAUER IN DER ERSTEN HÄLFTE DES 16. JAHRHUNDERTS

I. Das Bauerntum im Spiegel der Literatur, der Akten und Urkunden zum Bauernkrieg und in den Äußerungen Dr. M. Luthers

1. Der Adel und der Bauer in den Schwank- und Beispielsammlungen des 16. Jahrh.

Der Adel

Wir stellten in der Einleitung fest, daß die Zeit vor dem 15. Jahrhundert eine bäuerliche Zeit genannt wird. Peuckert nennt den Adel die Blüte der bäuerlichen Kultur.

„Wer aber ist dieser Adel? Ich sagte es schon vorhin — es sei die edelste und kostbarste Blüte an dem Stamme der bäuerlichen Welt; die bäuerliche Kultur bedingte ihn, ist seine Voraussetzung und sein Ort; man kann den Adel nur als aus ihr lebend, aus ihr alle seine Kräfte ziehend, erklären.“ [19])

Daß der Unterschied oder die Kluft zwischen dem Adel und dem Bürger größer war als zwischen Adel und Bauerntum, geht aus der Literatur des 16. Jahrhunderts noch klar hervor. Wickram erzählt, wie ein Bauer zum Edelmann wird:

„... als ich dann vor mer erlebt hab, das mein herr künig einem von beurischem geschlecht zu einem edelman gemacht, demnach zu ritter geschlagen, zuletzt hat er in gegräfft, und stat darauff er in bald zu einen hertzogen machen würt“. [20])

Bei Schumann findet der Adel ein günstiges Urteil, [21]) doch fehlt bei anderen auch der Tadel nicht: er sei ungerecht [22]) und denke wenig an die Armen:

„Mich bedunckt, man solt der edelleut yetzundt nicht viel finden, die einem armen so trew weren, das sie ime ein par batzen schenckten, will geschweigen von newen kleyden, sonder hencken als an iren stoltzen madensack, got geb der armb sterb hungers, erfriere oder gehe ihme, wie es wolle, wann sie allein tag und nacht voll stecken...“ [23])

Montanus stellt an anderer Stelle den Übermut des Adels fest. [24])

Wir können diesen Aussagen wenig entnehmen. Einer erzählt etwas, der andere sagt — unabhängig davon — das Gegenteil. Man sieht, daß es gute und schlechte Adlige gab. Es sind die Erfahrungen der einzelnen, bedingt durch ihren Gesichtskreis.

Doch trifft man zwischen diesen Geschichten hier und dort Sätze an, die etwas andeuten, was nicht mehr in die alte Tradition hineinpaßt.

Es werden plötzlich Stimmen laut, die das aussprechen, was die Umbruchszeit fühlt. Man merkt, es werden Erkenntnisse mitgeteilt, gewonnen durch die Beobachtung: mit Augen, die schärfer sahen als die der anderen Zeitgenossen. Peuckert hat dieses Zeitgefühl u. a. am Volksbuch vom Hug Schapler nachgewiesen.[25])

„Die Wahrheit ist aber: der Bürger steigt auf, der Bürger tritt in den Vordergrund, der Bürger hat die Trümpfe der Zukunft in der Hand. Die Tugenden des Bürgers, das sind die Tugenden, die zum Siege führen, die Tugenden, durch welche die neue Zeit heraufgebracht und angefangen wurde."

Dieses Zeitgefühl spricht auch aus der Schwankliteratur.

Da erzählt etwa Schumann[26]) eine bäuerlich-derbe Geschichte davon, wie ein junger Bauer die Tochter eines Edelmannes erringt.

„Ein fabel von einem edelmann, der seiner tochter wolt kein mann geben, er mähet dann weyter, weder sie kund bruntzen, auff einen tag".

Am Ende dieser Erzählung stellt er eine Betrachtung über den Adel an und sagt:

„Also ward auß einem bauren ein edelmann. Aber jetzt, so der Adel abstirbet, so wöllen die schneyder und metzger mit einander umb den adel streyten; wiewol die metzger haben die hund unnd die roß bevor, welche die schneyder erst müssen machen."[27])

Besonders typisch scheint mir folgender Schwank, der in der damaligen Zeit sehr beliebt gewesen sein muß, da er in zwei Schwanksammlungen aufgenommen worden ist. Ein armer Edelmann trägt immer noch Stiefel und Sporen, obwohl er kein Pferd mehr besitzt. Die Bürger verlachen ihn, und man beabsichtigt, ihm einen Schabernack zu spielen. Man beschuldigt ihn, daß sein Reitpferd ein Kind totgetreten habe. Dabei ist es bekannt, daß er kein Pferd besitzt. Er kommt also vor Gericht und führt dort zu seiner Verteidigung an:

„Ja", spricht der edelmann, „was ich gesagt hab, das ist war, und kan es mit leüten darthun, die mit mir gegangen sein. Und das ich stifel und sporen antrage, das thu ich von wegen meines adels, den ich dardurch erhalte."[28])

Über so etwas lachen die Bürger, das ist ein Spaß, den man immer wieder erzählen kann. Man weiß, daß man durch das Tragen von Stiefeln und Sporen den Adel nicht erhält. Der Edelmann in der Geschichte aber scheint das zu glauben, und darin eben liegt der Witz.

Es gab edlen und sittenlosen Adel. In Wickrams „Irr Reittend Bilger" zieht der Sohn des Pilgers in die Welt hinaus. In einer Stadt kommt er in eine Herberge. Wickram schreibt darüber:

„In die herberg, da Trutbrecht lag,
Ein junger edelman kam gritten,
Von stammen edel, nit von sitten."[29])

Und Kirchhof meint zu diesem Problem:

„Allein die tugend adel bringt,
Der ist edel, so darnach ringt,
Und welcher edel geboren wirt,
Ist edler wann in tugend ziert".[30])

Auch Lindener hat sich dazu geäußert:

„Ein edelman, der kam in ein reichstatt und zog zu einem statlichen

wirdt ein, zayget an, wie er der und der wäre, in summa ein großer Hans vom adel und gut vom adel, doch blut-arm darbey und kein heller imm seckel".

Dieser Edelmann nun benimmt sich schlecht und erregt Anstoß bei den anderen Gästen.

„Der edelman mit laub ein junckher, der seinen adel imm speyen unnd fartzen sehen ließ und nicht anders kundt dann schlemmen und themmen, fressen und sauffen, wie yetzundt die heyligen thaten des adels sein ..." [31])

Man hört die Kritik: der Adel stirbt ab, der Adel kann nur noch schlemmen und sich schlecht benehmen. Auf der anderen Seite aber: Adlig ist der tugendhafte Mensch, nicht der adlig geborene, über dessen schlechtes Benehmen man den Kopf schütteln muß. Aber auch die Steigerung wird betont:

„Und welcher edelgeboren wirt,
Ist edler wann in tugend ziert".

„Kommt Adel von Tugend, dann ist der Adel kein Vorrecht mehr der Hochgeborenen und Erwählten; kommt Adel von Tugend, dann ist es auch jedem Einzelnen möglich, er sei in einer entlegensten Hütte geboren ... den wahren Adel zu erlangen. Kommt Adel von Tugend, dann sind sie alle adelmäßig, denn jeder hält sich im letzten ja des Ranges für würdig. Die Forderung, daß virtus den Adel mache, Tugend, ist eine Forderung der neuen demokratischen Zeit." [32])

Der Bauer

„Im Grunde ist Deutschland noch um 1500 oder 1525 Bauernland", [33]) sagt Peuckert.

Er beweist das aus den Beschreibungen Sebastian Francks und Martin Luthers.

„1500 leben drei Viertel der Bewohner Deutschlands noch als Bauern auf dem Lande". [34]) Das deutsche Mittelalter in seinen gemeinen und alltäglichen und deswegen durchaus gültigen Formen ist ein bäuerliches Mittelalter, die zwischen dem Auftreten Karls des Großen und Karolus Quints gelegenen Jahrhunderte sind im Untergrunde die Jahre einer bäuerlichen Welt". [35])

Für den Menschen unserer Zeit ist das kaum faßbar. Für ihn steht die Stadt, die in der bäuerlichen Zeit erst entstand, im Mittelpunkt des Lebens.

Aus der Untersuchung Peuckerts geht weiter hervor, daß das Bürgertum damals immer stärker ward, daß es noch oben drängte und schließlich selbst die Kultur des Landes bestimmte.

Betrachten wir nun einmal die Berufe der Verfasser unserer Bücher, so müssen wir feststellen, daß sie sämtlich Städter waren, Pauli gehörte zum Franziskaner-Orden, Frey und Wickram waren Stadtschreiber, der Vater Schumanns war schon Buchdrucker und Verleger; über den Beruf von Montanus liegen keine genauen Angaben vor, vermutlich hat er mehrere Tätigkeiten in seinem Leben ausgeführt. Ein Bauer ist er aber — wie auch Lindener und Kirchhof — nicht gewesen.

„Von den Stadtbewohnern hat man anfangs vornehmlich die kleine, später als „Geschlechter" bezeichnete Gruppe als Bürger angesprochen.

Erst mit dem Aufstieg der „Gemeinde“ der Handwerker und Kleinkaufleute im späteren Mittelalter erweiterte sich der Kreis der Bürger im Rechtssinne.“ [36])

Zu dieser zweiten Gruppe gehören die Schwankerzähler. (Wir werden später finden, daß die meisten Anführer der Bauernhaufen ebenfalls diesen „Kleinbürgern“ zugerechnet werden können).

Es darf uns nicht wundern, daß die Bauern in den Schwänken mit den Augen des Stadtbewohners gesehen werden. So werden die Bauern oft als dumm, albern, ungeschickt, prahlerisch und trinkfreudig geschildert. Ihre Frauen sind anderen Männern leicht zugetan. Man wird annehmen dürfen, daß Übertreibungen in den Schwänken vorhanden sind, und wir müssen deswegen bei den Aussagen über die Bauern besonders vorsichtig vorgehen. Es sind sicherlich Erzählungen darunter, die vielleicht ein ursprünglich in der Stadt Geschehenes mitteilen oder von Bürgern erfunden worden sind, die aber den Bauern zugedichtet wurden, weil sie diese besonders lächerlich machten. Da die Bauern sich zunächst als Verfasser ähnlicher Bücher gegen die Bürger nicht wehrten, so war es ein „Kampf“, bei dem der Gegner nicht zurückzahlte.

Das Bild, das sich aus der riesigen Fülle der „bäuerlichen Schwänke“ ergibt, ist sehr bunt. Es schillert in allen Farben und Farbtönungen.

Man findet zunächst einmal den *einfältigen* und *dummen* Bauern dargestellt. Geschichten über ihn gibt es in größerer Anzahl. Man vergleiche:

Bebel. I, 26. 27. 42. 43. 56. 79. II, 34. III, 73. 78.
Pauli: 25. 35. 53. 152. 155. 156. 409. 599. 632. 673. 710. 762.
Wickram: 1. 22. 28. 39. 50. 81.
Lindener Rastbüchlein: 16. 18. Katzipori: 9. 31. 58.
Schumann: 1. 8. 24. 27. 28. 36. 37.
Frey: 1. 2. 12. 13. 27. 31. 34. 39. 55.
Montanus Wegkürzer: 3. 12. Gartengesellschaft: 9. 15. 51. 52. 92.
Kirchhof: I, 81. 93. 94. 95. 109. 110. 112. 136.
141. 224. 249. 262. 268.
269. 270. 271. 280. 281. 316. 317. 336.337.
II, 192. 193. 198. 207. 208. 209. 210. 211.
III, 146. V, 71. VI, 267.
Melander: I, 161, 170. 561. II, 45. 279. 281.
Gastius: S. 97 ff.
Luscinius: 48.

Es ist sehr schwierig, eine genaue Anzahl der Schwänke anzugeben, die den dummen Bauern zum Gegenstand haben. Es gibt einige Grenzfälle, die hier nicht aufgezählt worden sind. Immerhin aber — und das ist zu beachten — ist gegenüber der Gesamtzahl der untersuchten Schwänke (etwa 4 000) die Zahl der Aussagen über den dummen Bauern verhältnismäßig gering, auch dann, wenn man sämtliche Grenzfälle dazunehmen würde und so die Zahl der oben angegebenen Schwänke etwas vergrößern könnte.

Bolte — in der Einleitung zum Rollwagenbüchlein — zählt für den einfältigen Bauern zwölf Geschichten auf. [37]) Man muß bei der Nachprüfung dieser Aufzählung widersprechen, da aus vielen Geschichten nicht hervorgeht, daß es sich um einen Angehörigen des Bauernstandes

handelt. So kann mich Bolte z. B. nicht davon überzeugen, daß der *Bayer,* der sich im Sturm auf einem Schiff befindet[38]) ausgerechnet ein Bauer war. Das geht doch aus der Geschichte nicht hervor. Ich glaube, so viele Reisen unternahmen die Bauern damals noch nicht, wie sie es auch heute selten tun. Der Hof benötigt den Bauern, und der Bauer braucht seinen Hof.

Wenn man zahlenmäßig die Schwänke über die dummen und einfältigen Bürger und Geistlichen daneben hält, muß man feststellen, daß diese nicht besser wegkommen. Halten wir uns immer vor Augen, daß um 1550 etwa 60 — 70% der Bevölkerung auf dem Lande lebte, der bäuerliche Anteil also sowieso größer war und die Schwänke von Bürgern geschrieben wurden. Es ist klar, daß man über den Stand, dessen Angehörige in viel größerer Zahl vorhanden sind, und den man verlachen will, mehr negative Erzählungen als über die anderen haben müßte. Um so erstaunlicher ist die Tatsache, daß das in den Schwanksammlungen zahlenmäßig nicht so deutlich zutage tritt. Schumann betont sogar, daß der Bauer „gerissen" wurde, die Einfalt aber unter den eigenen Standesgenossen herrsche. „Solche einfeltigen bauren findet man jetzt nit, aber man findet wol burger und ander leüt, die einem haller nachgehen und zuletzt einen batzen verzetten; derselben seind sehr vil."[39])

In der obigen Aufzählung sind schon die Geschichten enthalten, in denen *„Bauerntölpel"* auftreten. Das sind diejenigen Bauern, die Schildbürgerstreiche machen (Schumann 1. 8) oder denen als Erwachsene geschlechtliche Dinge völlig unbekannt sind (Schumann 27. 36. 37). Ein Bauer läßt die Deichsel seines Wagens entfernen, weil sich ein Krebs darauf befand (Lindener Katzipori 58), ein anderer tötet ein Huhn, weil er glaubt, daß er dann viele Eier mit einem Mal haben würde (Pauli 53), und ein dritter schneidet die Erbsen schon vor der Blüte ab, damit die Früchte nicht ausfallen (Kirchhof I, 270). Eine Zusammenstellung würde etwa so aussehen:
Pauli: 25. 35. 53. 762.
Lindener Katzipori: 16. 58.
Schumann: 1. 8. 27. 29. 36. 37.
Frey: 1. 12. 13. 27.
Kirchhof: I, 81. 247. 268. 269. 270.

Wir haben weiter den *listigen* Bauern. Man bezeichnet im Volksmund die Eigenschaft eines Menschen, der nur sein eigenes Ich kennt, der seinen Vorteil sucht, der nach außen dumm erscheint und das vielleicht durch „Schauspielerei" noch bewußt unterstützt, der aber in Wirklichkeit Gesetze und Verordnungen geschickt zu umgehen weiß, als bauernschlau. Folgende Geschichten handeln von solcher Bauernschläue:
Pauli: 306. 462. 583. 614. 718.
Wickram: 9. 13. 38.
Lindener Rastbüchlein: 17. Katzipori: 30.
Schumann: 33.
Frey: 35.
Montanus Wegkürzer: 2. Gartengesellschaft: 49. 72.
Kirchhof: I, 64. 264. III, 109.
Luscinius: 36.

Kirchhof erzählt von einem Bauern, der einen Mann durch den Fluß trägt in der Annahme, es sei der Schultheiß. Sie kommen in ein Gespräch, in dessen Verlauf der Bauer erfährt, daß der Mann nicht mehr Schultheiß sei. Da läßt er ihn ins Wasser fallen und geht den Weg leer wieder zurück. Dazu wird bemerkt:
„Eigentlich und war ist es, ich habs auch erfahren, daß die, zuvor die bauweren vor keinem, der in einem ampt ist, den hut, sondern dreyerley ursachen halber, abziehen. Erstlich bewegt sie die furcht, daß sie von dem, so sie verachten, da sie etwa strauchelten, desto herterer, so er daran gedechte, gezwackt würden. Zum andern thut es die scham, daß sie von den beystehenden nicht für tölpisch geachtet werden. Die dritt und gröst ursach aber ihres ehrerbietens ist der nutz, den sie in der person, die sie mit dem kappenrucken verehren, in hoffnung sein zu gewarten, daß sie also nur von inen selber den gleissenden schmeichler entblößen.“ [40])
Eine ähnliche Geschichte berichtet Montanus. [41])
Kirchhof erwähnt bei den Bauern eine weitere Eigenschaft, die die Bürger nicht leiden können. Ein Reiter, der sich im Winter verirrt hat, fragt einen Bauern nach dem Weg. Der Bauer gibt aber keine Auskunft. „Und umb diser, auch aller unzelbarer schalckheit der bauren, und nit dess ampts willen, werden sie veracht, daß man auch einen verechtlich nennen wil, einen bauren heißet.“ [42])
Die „Schalkheit“, nicht ihr Beruf mache also die Bauern unbeliebt. Deswegen nenne man auch die Leute in der Stadt, die diese Eigenschaft haben, Bauern.
Eine andere Eigenschaft, die mehrfach verspottet wird, ist der *Geiz*. Der Bauer ist sparsam, aber es ist eine Sparsamkeit, die die Menschen in der Stadt nicht verstehen. Diese Sparsamkeit gilt dem Ansehen und der Fortentwicklung seines Hofes. Für diesen kauft er Vieh, Samen und Geräte, und er muß auch rechtzeitig daran denken, die Kinder, die den Hof nicht erben können, auszusteuern. —
Schumann erzählt, wie ein Bauer den Brückenzoll nicht bezahlen will. Er versucht, durch den Fluß zu fahren, ertrinkt aber mit seinen vier Pferden. [43]) Kirchhof berichtet von einem reichen Bauern, der aus Geiz seine Ländereien zugrunde richtet. [44]) An anderer Stelle wird von einem Bauern erzählt, der mit seinem Sohn in die Stadt fährt. Zuerst bringt er den Jungen zum Schulmeister und verlangt von ihm, er solle den Burschen unterrichten, damit er ihn als Gelehrten wieder mit nach Hause nehmen könne, wenn er sein Holz verkauft habe. [45]) Bei der Jagd beschwert sich ein geiziger Bauer über die Kornabgaben und erhält vom Fürsten einen Teil davon geschenkt. [46]) Ein bestrafter Bauer will lieber fünfzig rohe Zwiebeln essen, als mit barem Gelde zahlen. [47]) Auch Manlius hat zwei Exempel über geizige Bauern in seine Sammlung aufgenommen. [48]) Hohndorff weiß von einem Bauern, der täglich sein Geld zählte und später erblindete. [49]) Ein anderer geiziger Bauer habe seine Getreidevorräte täglich besichtigt, die eines Tages aus Unachtsamkeit verbrannten. [50]) Von einem Bauern, der sich 1544 erhängte, weil er Frau und Kind zu ernähren hatte, schreibt Gast. Er fügt aber hinzu, daß es auch Stimmen gegeben habe, die behaupteten, daß der betreffende Bauer den Verstand verloren haben soll. [51])

Betrügerische Bauern werden in den Schwänken nicht erwähnt. Von einem Bauern, der ein *Wucherer* war und zu hohe Kornpreise nehmen wollte, berichtet Kirchhof.[52])

Eine weitere häßliche Eigenschaft, die dem Bauern vorgeworfen wird, ist die Überheblichkeit. Gibt man dem Bauern ein kleines Amt, so wird er stolz, er kennt seine Mitbauern nicht mehr und fühlt sich erhaben über seine Umgebung. Kirchhof erzählt davon. Da wird ein Bauer, der als Kind Pferde gehütet hat, Schultheiß in einem Dorf mit neun Bauern. Wie ist er plötzlich stolz und eingebildet:

„Wer hett gemeint, als wir noch auff der weyd bey einander gemeinschafft hatten, dass auss mir ein solcher man solt werden, und mir hiezu kommen seyn?"[53])

„Ich bin kein gut gesell, sondern der burgermeister von der Liebenaw",[54]) sagt ein anderer, als man ihn in einer Gastwirtschaft herzlich begrüßt. — Es ist kalt und regnerisch, als Herzog Moritz nach Naumburg kommt und beim „Bürgermeister" absteigt. Dieser hilft ihm aber nicht aus den Reisekleidern, sondern meint: „Nit, nit, hertzog Moritz! ich bin der burgermeister!"[55]) Ein anderer „Bürgermeister" geht in ein Bad. Dort wird er gefragt,

„ob er sein haupt hette waschen lassen; antwortet er nach langem dencken: Ey, wie kan ichs wissen? Unser einer hat wol mehr zu betrachten."[56])

Ich glaube, es lohnt sich, diese Mitteilungen einmal näher zu betrachten. Was geschieht in diesen Geschichten? Ein Mensch, der sich durch ein Amt von den Menschen seiner Umgebung unterscheidet, möchte stark beachtet werden. Der Bauer versucht aber meist in der Gemeinschaft aufzugehen und achtet auf ihr Urteil. Dieses Herausstellen der Einzelperson tritt erst in der „bürgerlichen Welt" stark in den Vordergrund. Man kann daher annehmen, daß das bürgerliche Denken den Bauern beeinflußte und von ihm unbewußt aufgenommen wurde.

Die *Grobheit* der Bauern wird mehrfach erwähnt. In einer „Tischzucht" von 1492, die das Benehmen bei Tisch aufzeigen soll, heißt es, daß die schlechten Sitten hauptsächlich bei den Bauern zu finden seien.[57]) Bei Kirchhof sagt ein Bauernbursche zu einer Edelfrau: „O, ich schem mich gar nit, ich friss wie ein sauw und sauff wie ein ku..."[58]) Auch der Vater dieses Jungen ist von der gleichen groben Art. Diese Geschichte findet sich ebenfalls bei Pauli[59]) und Frey, der dazu bemerkt: „Was die alten sungen, lerten die jungen."[60]) Ähnliche grobe Bauern finden sich bei Kirchhof I, 272. II, 193, Frey 73, Melander 1, XI und Gastius S. 243.

Bisher haben wir nur die negativen Eigenschaften der Bauern aufgezählt und betrachtet. Es werden aber auch positive Dinge über die Bauern erzählt, die nun ebenfalls behandelt werden sollen.

Wickrams Verserzählung „Der Irr Reittend Bilger"[61]) ist das Musterbeispiel eines aufstrebenden Bauern mit guten Gewohnheiten und Sitten. Wickram erzählt von einem Mann, der eine Reise antritt. Er verirrt sich im Walde und wird von einem Bauern in sein Haus aufgenommen. Dort begrüßen ihn Frau und Kinder aufs herzlichste. Der Reiter wundert sich darüber und sagt das auch dem Bauern:

„... Da nimpt mich wunder
An diser einödi besunder,
Wer hat doch deine kind und dich
Underrichtet so wol und fleissiglich".
Das beurlin sagt: „Ich wil euch gern
Ewerer frag und bit gewern.
Merckend, es ist der vatter mein
Ein mayer auch diss hoffs gesein.
Und gar ein arbeitsammer man,
Hat nur acht auff gross arbeit ghan,
Kein arbeit was im nie zu schwer.
Gar offt langt an in mein beger,
Das er mich lies zu schulen gon.
Da wolt er gar nichts hören von
Und sagt: „Mein vatter hat mich glert,
Das ich mich bisshar hab ernert".[62])

Eines Tages stirbt der alte konservative Vater. Der junge Bauer heiratet, und einige Jahre später kommt ein fahrender Schüler bei ihm vorbei, der sich bereit erklärt, ihn das Lesen und Schreiben zu lehren.

„Also fieng ich an in gotts nammen,
Und eh dann zwen monat verging,
Da kund ich lesen alle ding,
So mir im teutschen nur fürkam".[63])

Und nun sagt der Bauer im Gegensatz zu seinem toten Vater:

„Als ich nun überkam ein kind,
Fünffjerig musst es dran geschwind
Und sich der sachen understohn,
Lernen, wie ich auch hab gethon.
Wann sie dann gut zur arbeit sind,
Ich sie harnach alwegen find
Und lernt sie in der jugent das,
Da keins zur arbeit noch gschickt was.
Also miend sie mit lesen, schreiben
In der jugent ir zeit vertreiben".[64])

Der Bauer lernt also lesen, und nun, da er es kann, müssen es die Kinder in der Jugend auch lernen. Es ist der typische Bericht der Zeit. Die Erwachsenen lernen lesen und schreiben. Erstaunlich scheint mir nur die Aufgabe einer Zeit von zwei Monaten zu sein, die er braucht, um das Lesen und Schreiben zu erlernen.

Wickram erzählt weiter, daß die Kinder des Bauern nach dem Essen zum Vater kommen, der ihnen den Katechismus abhört. Alle Fragen, die er stellt, können die Kinder beantworten. Der Bauer meint, daß schon Erasmus gesagt habe, die Kinder sollten frühzeitig mit dem Lernen anfangen.[65])

Was geschieht, wenn auf einem Bauernhof mehrere Söhne vorhanden sind? Wohin wenden sich die Söhne, die nicht mehr zu Hause bleiben, und welchen Beruf ergreifen sie? Auch darüber geben uns die Schwänke Auskunft.

Die Söhne, die den Hof nicht erben können, werden ausgesteuert. Sie gehen — das ist das Nächstliegende — sicherlich in eines der Nachbar-

dörfer, um dort in einen Hof ohne männliche Erben einzuheiraten, vielleicht gründen sie auch mit Hilfe des Vaters einen neuen Hof. Aber es setzte auch damals schon eine Abwanderung in die Stadt ein.

Lassen wir die Männer der Zeit sprechen.

„Im Wormbser gaw sass ein reicher baur, der nit mehr denn zwen sön hatte. Der eine, nachdem in sein vatter außgesteuret, wonete in einem andern dorff, da er vor dess vatters straffen, wie er es auch anfieng, sicher lebte. Derhalben der vatter gedachte, dem andern besser vorzustehen, gab im auch ein weib und behielt in bey sich in seiner behausung.“ [66])

Hier haben wir ein Beispiel dafür, daß der ausgesteuerte Sohn in ein anderes Dorf geht, sich dort verheiratet und Bauer wird.

Kirchhof erzählt eine Geschichte von einem Bauern, der in die Stadt zog, weil er glaubte, daß er dort ein einfacheres Leben hätte. Er scheitert jedoch, und so soll die Erzählung für alle eine Warnung sein, die sich große Hoffnungen auf die Stadt machen und glauben, dort ein faules Leben führen zu können.

„Fürwitz, ein zerrüttung guter sitten, ein verkleinerung und verderbung aller güter, hat ietzund in der welt bey allen stenden iren stul auff den höchsten ort gestellet, daß derhalben ein neuwerung über die ander auffkompt, immerdar einer, nicht allein deß andern und höhern, denn er ist, stand an sich zu nemmen wünschet, sondern viel mehr über in zu seyn sich understehet. Solcher gast, doetor Neuwlieb im Affenbeltz, war einem Düringer bauren, der nicht weyt von Erffurt wohnete, in dem busem gekrochen, welcher anfängklich von seinem vatter her einen sehr tapfferen meyerhof und sehr vil andere darzu gehörige güter besaß, die darnach soviel desto mercklicher, als er ein weyb bekommen, zunamen, doch hernach durch sein faul und nachlessigkeit und unersettige trunckenheit dermassen geschwecht und geschmelert worden, daß im gar kaum der hof und ein anzal acker, die doch nichts gegen dem verkeufften zu rechnen waren, bleiben mochten. Eins mals lag er die gantze nacht ungeschlaffen, und am morgen sprach er zu seiner haußfrawen: Wie gefelt dir mein anschlag? Ich hab gedacht, wie ich allhie der guten kundtschafft halber im dorff nimmer auß dem wirtshauß komm und nur das meine verprasse, auch darneben viel unsäliger tag und arbeit auff mich laden muß, darumb ein wiesen oder garten oder zwen für etliche hundert gülden zu verkauffen, in die statt zu ziehen und mich darinnen rüwiglichen zu nehren, dergestalt: ich sähe, wie das etliche, die nit den vierdten theil soviel darzu als wir haben, gleichwol darbey junckern seyn und auff dem marckt mit spatzieren mehr, denn ich mit arbeiten, zuwegen bringen; was mangelt mir denn daran, daß ich nicht so wol wie andere solchs thun köndte? Diesen unsern hof aber, und was noch darbey blieben ist, mögen wir einem umb nur genugsamen zinß vermeyern, daß uns alles zu dem, was wir darvon dem lehenherren pflichtig sein, gleich wie umbsonst vor die thür gefürt wirt, welchs denn eim, wie ich an den dumbpfaffen wargenommen, gar sanfft thut.“ So geschieht es denn auch. Der Bauer eröffnet in der Stadt eine Weinschänke. Scheinbar war er aber kein guter Gastwirt, denn bald muß er die Wirtschaft schließen und auf's Land zurückkehren.

„Erst und viel zu spaht gerauwet in sein unfleiß, stellet sich heußlich, und mußte schier wie von neuwen anfahen hauß zu halten. Und eins tages wolte er auff seinen acker gehen und fand einen großen kühdreck im weg, den hub er und legt in auff seinen hut, dieweil er anderst nichts hatte, fürter nach seinem acker zu tragen..."[67])
Diese hier von Kirchhof aufgezeichnete Geschichte scheint mir besonders wichtig zu sein, denn sie spiegelt den Geist der Zeit treffend wider. Die Stadt zog die Landbewohner an, man glaubte, daß man dort spazierengehe und nicht zu arbeiten brauche. Wie groß war aber die Enttäuschung bei vielen, die feststellten, daß in der Stadt sehr hart, vielleicht mitunter noch härter als auf dem Lande, gearbeitet werden mußte. Die Faulenzer und Nichtskönner sanken in kurzer Zeit ins Proletariat hinab, und dann war es besonders schwierig, wieder nach oben zu kommen. Sicherlich ist das auch ein Grund, der zur Entstehung des Proletariats im Mittelalter beitrug. Gewiß ging es nicht allen so gut wie dem Helden unserer Geschichte, der seinen Hof nur verpachtet hatte, der ihn zwar heruntergewirtschaftet wiederfand, aber immerhin wieder anfangen konnte. Waren es Knechte oder Landarbeiter, die in die Stadt zogen, dann wollten sie sicher auch nicht wieder auf das Land zurück.
Als besonders schöner Beruf muß damals der Kaufmannsberuf gegolten haben. Man glaubte, leicht reich werden zu können oder weite Reisen zu machen, fremde Länder zu schauen und sein Wissen zu erweitern.
Sicherlich war der Bauer konservativer als der Bürger, doch werden auch die Bauernsöhne des öfteren daran gedacht haben, ob sie wohl einen neuen Beruf wählen und ausfüllen könnten. Die Väter werden meistens davon abgeraten haben. Die folgende Geschichte berichtet von solch einem Fall:
„Einen sehr schönen meyerhof besaß vorzeiten ein reicher, junger baur, welcher mit seinem weib keine kinder zeugte. Ob er nun wol von gütern sehr reich, wo er anderst seines ackerbauws alleins gewartet und sich wol hett in ruwigem leben, seinem stand nach, ernehren mögen, trug er doch daran nit klein mißfallens, vermeinende einen säligern zu überkommen, ob er schon nit selbst die baurenarbeit triebe; nam alles sein bar gelt, kaufft zwey oder drey gschirr wägen und pferd, darmit ein weinkauffer zu werden, wie er auch thet. Es bestund nit lang, er ward, als einer solcher kauffmanschafft unwissend, übern tölpel geworffen, ietzt im kauff, denn im verkauffen, denn von seinen eygnen knechten, heut starb ein gaul, morgen der ander, einer, so ihm abgekaufft, hielt glauben, der ander soviel weniger. Dessen auch war er selbst nicht die geringst ursach, denn wo er hin kam, zuviel dem sauffen oblag und bancketirte. Als er aber dieses handels nun erst war innen worden, (denn mit schaden wirt einer weiß, spricht man), rühmpt im einer, da sie bey einander in der herberg lagen, wie so ein mercklichen gewin im das jar der viehkauff mit Polischen ochsen ertragen. Dieses nam er zu hertzen, verhandelt bald seine pferde, wagen und wein, begab sich gentzlich auffs ochsen treyben. Solchem gewerb bedaucht in aber das roßtauschen noch überlegen zu seyn, schlug die har wider umb, ward ein roßkam, zog nach der Lipp, Lübeck und Grünningen in Frißland, mönisch, späkisch, harschlachtig, vollhüffig,

hinckend etc. war alles gut vor in, dieweil er als ein unerfarner dieser kauffmannschafft solche und dergleichen feil nicht wußt zu erkennen, darumb zusetzen sein bester gewinn ward. Ehe sichs iemend versach, stellet er dieses auch ab, verhoffende, so er magere sew zusammen brechte und in die mast verdingte, würden im dieselbigen über allen kosten die helfft zum gewinn lauffen. Das gieng für sich, wie die krebs kriechen, denn die schwein wurden kranck und sturben ... etliche trug sonst der niemand hinweg, und hette solcher sein kauffmanns handel lenger weren sollen, alle seine güter weren nicht genugsam gewesen. Aller erst gedacht er hinder sich, sein vorig handtwerck, den ackerbauw, welcher durch seinen unfleiß gar verwüst und still lag, wider an die hand zu nemmen und den sack zu flicken, nach dem der weitzen herauß verzettelt war. Wiewol er also ein gute zeit seines lebens hinbrachte, war im doch, wie dem wolff, sein art schwerlich zu verlassen, derhalben in seine gedancken noch immerdar zu geitzen und neuwerung anreitzeten ..."[68])

Wir finden hier eine ähnliche Geschichte, wie wir sie gerade besprachen. Ein Bauer versucht ein Kaufmann zu werden. Er handelt mit Ochsen und Pferden und mästet Schweine. Aber er scheint nicht sehr begabt für diesen Beruf gewesen zu sein, zudem scheint er wirklich auch sehr viel Pech gehabt zu haben. Jedenfalls klingt auch hier wieder die Mahnung durch: „Schuster, bleib bei deinen Leisten" oder besser: Bauer, bleib auf deinem Hof. Geh nicht in die Stadt, fang keinen Handel an, es kann dir schlecht ergehen, und du kannst Schiffbruch erleiden.

„Wiewol er also ein gute zeit seines lebens hinbrachte war im doch, wie dem wolff, sein art schwerlich zu verlassen ..."

so hörten wir oben. Man muß staunen, wie gut Kirchhof die Zeit, die Menschen und die Stände kannte und wie sicher er über sie aussagte.

Der Bauer und die Kirche

Die Kirche scheint mit den Bauern nicht zufrieden gewesen zu sein. Auch das ist den Schwankerzählern aufgefallen. An vielen Stellen klagt man, daß der Bauer den Anforderungen der Kirche nicht genüge. Wir finden wenig Aussagen, daß der Bauer ein schlechter Kirchgänger gewesen, wohl aber, daß er nicht in die Tiefe des Glaubens eingedrungen sei. Da sagt ein alter Bauer, daß er nur das glaube, was er sehe. Er wird vom Pfarrer zur Rede gestellt, weil er anstatt „O du muter gots, durch dein geburt so sey mir gnedig bey deinem lieben kind!" sagte: „O du muter gotts, durch dein beschneidung so sey mir genedig bey deinem lieben grossvatter." Der Bauer antwortet darauf:

„Es ist also lang, das es geschehen, das es schier nit mehr zu glauben. Ich hab ihr keins gesehen, darumb kan ichs auch nit wol glauben. Wenn ein ding vor vier Wochen geschehen ist, so will mans yetz nit mehr glauben. Unser liebe fraw seye beschnitten oder geboren, so ist es alles geschehen, ehe ich uff erdtreich gewesen binn. Es mag sein, es mag nitt sein; ich glaubs nit, ich hets dann selber gesehen. Und in summa, was ich nit sihe, das glaub ich auch nit, das worden, herr pfarrher, ir mich nit überreden."[69])

Auch diese Aussage scheint mir für den Bauern der damaligen Zeit

bezeichnend zu sein. Er glaubt nur das, was er sieht. Und in der gleichen Zeit predigt Luther die Rechtfertigung durch den Glauben. Kann man diese sehen? Der Weg zum Christentum Luthers, erkennen wir hier, ist dem Bauern kaum möglich. Wir spüren deutlich die Schwierigkeiten, die zu Beginn der Reformation auftauchten und die nicht gelöst werden konnten. Der Schwankerzähler kann das natürlich nicht so klar erkennen. Deswegen soll Luther in einem späteren Kapitel selbst befragt werden, ob er die gleichen Beobachtungen machte.
Von Schwierigkeiten der Bauern mit der Kirche berichten auch andere Geschichten. Da geht ein Bauer zur Kirche und beichtet. Als ihn der Geistliche auffordert zu beten, sagt er: „Ich kans nit lernen, ich habs offt versucht". [70]) Ein anderer meint: „Was dürffen wir beten, denn warumb halten wir euch (die Pfarrer)? und warumb geben wir euch ewren lohn?" [71]) An anderer Stelle wird ebenfalls ein Bauer getadelt, weil er nicht beten könne. Der Pfarrer fragt, ob er sich dessen nicht schäme? Der Bauer antwortet:
„Herr, sintemal ir nun so wol betten gelehrnet, wisset ir auch wie vil keil in ein pflug gehören?"
Der Pfarrer verneint das, und der Bauer sagt, daß *er* also auch nicht alles zu kennen brauche. Es genüge ihm, wenn er über seinen Beruf Bescheid wisse. [72])
Von Bauern, die selten zur Kirche gehen und vor verschiedenen Zeremonien erschrecken, werde ich im Kapitel „Volksbräuche" noch ausführlicher sprechen. [73]) Über gottlose Bauern wird auch in den Beispielsammlungen berichtet.
Vgl. Melander 2, XLIV. LXXVIII, Hohndorff S. 61 a, Gastius I, S. 245

2. *Der Bauer in den Akten und Urkunden des Bauernkrieges*

Die zweite Quelle, aus der wir Aussagen über den Bauernstand des 16. Jahrhunderts schöpfen können, sind die Akten und Urkunden über die Unruhen von 1525 und über die vorangegangenen Beschwerden.
Es soll hier nicht versucht werden, den Verlauf des Krieges in seiner Vielfältigkeit nachzuerzählen. Das ist Franz [74]) wohl am besten gelungen. Es wird hier auch zu den Theorien über die Ursachen keine neue hinzugefügt. [75]) Die Verfasser sehen Richtiges und Falsches und überspitzen ihre Begründungen oft einseitig, ohne die Zeit in ihrer verworrenen Gesamtheit ganz zu erfassen. Von allen Theorie-Autoren sind wichtige Ereignisse erkannt worden, und es wäre an der Zeit, eine neue historische Gesamtdarstellung zu geben, bei der man sämtliche bisherigen Arbeiten berücksichtigen müßte.
Wie wir im vorigen Abschnitt Aussagen der Bürger der damaligen Zeit in der Schwankliteratur untersuchten, werden wir auch hier, wenn wir den Bauern fassen wollen, die bürgerlichen Einflüsse betrachten müssen, die wir in der wirtschaftlichen Entwicklung und in den Unruhen erkennen können. Wir werden dann von hier aus geistesgeschichtliche Gründe für die Niederlage der Bauern und in diesen wichtige Aussagen über die Stellung dieses Standes in der Zeit finden.
Im Mittelalter verändern sich mit den tragenden Schichten der Kultur auch die Wirtschaftsformen. [76]) Wir stellten schon in der Einleitung

fest, daß das Bestimmende für den Bauern der Hof, der Acker und das Vieh, für den Bürger aber der Gewinn, also das Geld sei. Wir hören, daß schon 825 am Hofe Ludwigs des Frommen bestimmte Naturalabgaben durch „Geld“ ersetzt werden konnten. Mit der Entstehung und Entwicklung der deutschen Städte in den folgenden Jahrhunderten tritt der naturalwirtschaftliche Charakter des Wirtschaftslebens immer mehr zurück. Die Geldwirtschaft ist die Wirtschaftsform der neuen, der bürgerlichen Zeit.

Seit dem 13. Jahrhundert erkennen wir auch in Deutschland erste Anfänge des Kapitalismus. (Es soll darunter der Trieb zum Gewinn und die Bildung von großen Vermögen, die in der Wirtschaft tätig sind, verstanden werden.) Der Kapitalismus hat in der Zeit, die wir betrachten, einen Höhepunkt in der „Monopolbildung“ erreicht.

Der konservative Bauernstand kann sich in die neue Wirtschaftsform nicht hineinfinden. Durch den Handel mit anderen Ländern werden landwirtschaftliche Erzeugnisse eingeführt, deren Preise von der bürgerlichen Kaufmannschaft bestimmt werden. Sie schwanken z. B. für das Korn, das Hauptnahrungsmittel der damaligen Zeit, in Nürnberg von 1433—1437 zwischen 5 und 35 Pfund für einen Sümmer; in Würzburg im Jahre 1437 zwischen 15 und 35 Pfund.[77]) Die Bevölkerung auf dem Lande nahm nach dem Ende der Pest im 14. und 15. Jahrhundert stark zu und drängte in die Stadt. Hier hoffte man seine soziale Stellung zu verbessern und — soweit noch eine Hörigkeit bestand — seine persönliche Freiheit zu erringen. Das Wort „Stadtluft macht frei“ ist der bezeichnende Ausdruck für diese Bewegung.

Wir erkennen die großen Züge dieser wirtschaftlichen Entwicklung am Phänomen des Aufstieges der bürgerlichen Kultur. Eine Aufzählung der vielen kleinen Spielarten im Aufbau der neuen Wirtschaftsform mit allen Vor- und Nachteilen würde die Unsicherheit des bäuerlichen Menschen diesen Dingen gegenüber noch besser zeigen. Es soll hier nur darauf hingewiesen werden. Es muß aber in diesem Abschnitt, der sich mit der Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung befaßt, besonders auf diese eingegangen werden, genau so, wie wir den Bauern im ersten Abschnitt in der geistigen Entwicklung der Zeit sahen und wie wir ihn im nächsten Abschnitt in der religiösen Entwicklung sehen werden. Die Anfänge der bäuerlichen Unruhen im 15. Jahrhundert und die bäuerlichen Beschwerden sind sicherlich mit der neuen wirtschaftsform eng verknüpft. Andere Gesichtspunkte treten im Laufe der Jahre hinzu, und bestimmt hat auch die Reformation Luthers die Entwicklung beeinflußt.

Ein besonderes Kennzeichen der damaligen Wirtschaft war die Unsicherheit der Preisbildung. Das Münzwesen war unvollkommen, das Geld nicht wertbeständig. Schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts zeigt sich in Deutschland eine Geldentwertung. Die ersten Preissteigerungen setzten etwa 1510 ein, nachdem aus neuentdeckten Gebieten große Mengen von Edelmetallen eingeführt worden waren.

„Der Wert des Goldes und Silbers fiel daher im Verhältnis zu den übrigen Waren. Die Arbeiter erhielten nach wie vor dieselbe Masse gemünzten Silbers für ihre Arbeitskraft. Der Geldpreis für ihre Arbeit blieb derselbe, und dennoch war ihr Arbeitslohn gefallen, denn im Aus-

tausch für dieselbe Quantität Silber erhielten sie eine geringere Summe anderer Waren zurück." [78])

Nach 1510 setzten dann auch, wie wir es nicht anders erwarten können, die Beschwerden der Bauern in stärkerem Maße ein. Hier soll nun die Untersuchung beginnen.

Die Fürsten, ja sogar der Kaiser, waren zum größten Teil verschuldet. Die Kirche wandelt — zusammen mit den Fürsten und Kaufleuten — zeitliche Sündenstrafen in finanzielle Leistungen um. Jetzt besinnen sich auch die Landesherren auf ihren Besitz, um durch die Untertanen Geld oder Naturalien zu erhalten, die sie in Geld umsetzen und in Kapital verwandeln können.

Die Grundherren wollen aus ihrem Recht auf Jagd, Fischfang und Waldnutzung möglichst viel herausholen. Da stehen z. B. Eichen und wilde Obstbäume auf den Äckern. Sie gehören natürlich den Grundherren. Die Früchte fallen im Herbst ab. Seit langer, langer Zeit hatte sich niemand darum gekümmert, jeder konnte sie für sich auflesen, oder man konnte das Vieh dorthin treiben, das die Früchte fraß.

„So haben wir armen bishör genossen die aicheln und die wilden büren, uf unserm veld wachsend, ist ietzund uns genomen". [79]) ... und wan das äcker darin erwachst, es sy von aicheln oder biern, so müsse wir das umb die vorstmayster besten und erkaufen ... das ist von alter nit gewesen". [80])

Viele, viele solcher Beschwerden, die unverständlich sind, wenn man sich nicht in die Zeit versetzt, finden wir in den Akten. Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, sie alle hier aufzuzählen. Nur einige krasse Beispiele möchte ich noch herausgreifen. Man gab sogar — tragfähige Begründungen können wir dafür nirgendwo in den Akten finden — das Verbot, daß die Bauern keine eigenen Hunde halten dürften. Man konnte sich einen Hund gegen eine Gebühr vom Forstmeister mieten. Sie werden jährlich, d. h. fürs Rechnungsjahr, gemietet. Liefen die Hunde weg, was ausgeliehene Hunde sicherlich taten, mußte man eine Strafe zahlen.

„Witer der hund halb ist von dem yetzigen vorstmaister der unzimlich brauch furgenommen und ietzo gut zyt her gehalten worden, so ain hirt oder nachtschutz by uns ain oder mer hund wil hon, so hat er die vom forstmaister ierlichs mieten und im von aim yeden hund 4 symerin korns allain ain sommer geben mussen. Desglychen so ain dorf by uns ain vichhund wil, hon wir von ieden hund dem vorstmaister ierlichs ain schöffel korns geben, und ist yetzo darzu komen, ob schon ain dorf kains hunds betarf und von im nemen, so mussen im dennoch ain ieder fleck ierlichs ain schöffel dinks geben (...). Betarf ouch denselben hund des mertail by der hand furende, damit das gewilt nit frölich ab unsern guttern recht uber den weg yechen ... damit by altem herkommen plyben zu laussen." [81])

Und in anderen Beschwerden:

„Wenn ain hirt ain aigen hund hat, so muß er dem vorstmaister 4 sumer habern geben, das vormals nie gewesen ist". [82])

Wo schon eine Steuer bestand, wurde sie — wie könnte man es anders erwarten — wesentlich erhöht, so daß die verzweifelten Bauern auch die Klage über diese Belastungen in die Beschwerden einfügten.

„So hat unser schulthays uns die herbst- und osterstur höher und größer ufflegen und anschlahen laessen, dann von altersher der bruch gewest ist und nemlich uf die herbstur und landschaden 10 ₰ h. mer geschlagen dann vormals; und als wir die gemeind das gericht by uns gefragt, ob es doch mit irem wißen gescheen sy, haben sy uns geantwurt, 6 ₰ syen mer uffgeschlagen, aber uber das haben wir nycht desterminder die ubergen 4 ₰ mer uff geben mussen. Und an der osterstur hat en uns auch 1 ₰ mer uffschlahen laessen, dann ain gericht erkennt hat und von altersher der bruch by uns gewest. Zu dem allem so ist er an der herbstur und landschaden fry, das dann vormals mit kainem amptman dergestalt nye gehalten worden.“ [83])

Interessant sind auch die Antworten der Landesherren, gegen die sich Beschwerden richten. Auch hier greife ich ein Beispiel aus dem Jahre 1524 heraus. Das Dorf Menzingen beklagt sich:

„Item vor jarn haben unser furfarn und wir brot in der mule gebacken, darzu der muller die beholzung in welden gehapt, das gibt ein warhaft urkunt und anzeygung, das die welde zum dorf gehörig, aber jetzunt, so wir unser brot selbs backen, mussen wir umb unser herschaft das holz zum deuersten kaufen, dan wir im (als wissentlich) eins jars 200 fl. umb holz geben haben, alles widder unser altherkommen und gerechtigkeit.“ [84])

Landgraf Philipp von Hessen antwortet darauf:

„Er habe dem Müller das Holz aus dheiner gerechtigkeit, sondern allein aus guttem freyen willen geben, (...) deshalben er Philips der ganze gemeyn zu geben gar nit schuldig“. [85])

Zwei Artikel vorher beklagt sich die Gemeinde über die Steuern bei der Nutzung der Wälder. Früher durften die Bauern dürres und grünes Holz sammeln, das Vieh durfte sich heruntergefallene Eicheln suchen und die grünen Blätter an den Büschen fressen. [86])

„... durch welchen abbruch und verbietung wir armen unserer eygentum der welde beraupt und hochlich beschwert, derohalben wir armen unserer welde nach laut unserer eltern usruff underteniglich widder begern.“ [87])

Darauf antwortet Philipp:

„Es mege sein, das der widerteyl in die weld (als er Philips noch jung und under syne onmundigen jaren gewesen) mit irem viehe in seine weld getrieben und die iren verschonet und gehayet haben, dadurch sein Philipsen weld merglich und groß beschedigt und verderbt worden. Als aber er zu seinen verstendigen jaren komen und soliche verderplicheit des waldes befonden, hat er solch gepot nit unbillich abgetan, damit er solichen schaden und andere nachteyl furkomen mocht, dan wo der vorbusch nit solt geschonet werden, so mochten die weld nymer zu iren kreften komen.“ Der Einung wegen berichtet er: „Es sey nit one, das so einer ein karch oder wagen mit holz gehauwen hab, so hab derselbig mit meher dan 12 ₰ zu eynung geben und doch ire eigen weld by 3 ₰ ader sonst by hoher peen verbotten. Dwyl aber durch solche cleyne eynung ime Philipsen seine weld so mergkliche verwunst, so hat er (als der vogtherr, dem gebot und verbot zusteet) nit unbilich ein ander gebot uf die weld, nemlich auch 3 ₰ gelegt,

dan wo er es den 12 ₰ het pleyben lassen, so mocht etwa einer fur 1 fl. pder einen halben holz gehauwen haben und, so er bedretten wurd, geb er allyen die 12 ₰."[88])
Zwei Punkte können hier herausgegriffen werden, die besonders interessant erscheinen.

1) Philipp gibt zu, daß die Beschwerden der Bauern durch seine Maßnahmen begründet seien. Er rechtfertigt sich, indem er sagt, daß es sein freier Wille war, wenn er den Bauern einige Rechte einräumte, und er glaubt, daß er jederzeit diese Rechte, „als der vogtherr, dem gebot und verbot zusteet" widerrufen könne. Die Untersuchungen von Dopsch[89]) haben dargetan, daß er im Recht war. Es ist nur interessant, daß sich die Grundherren gerade in dieser Zeit auf ihr Eigentum und auf die Steuern besannen.

2) Philipp wirft den Bauern vor, daß auch bei ihnen das Streben der Zeit nach Gewinn schon eingezogen sei. Er sagt, daß die Bauern Holz aus ihren Wäldern verkauften und zwar den Wagen für 3 Pfd. Für das Holz aus den Wäldern des Landgrafen zahlen sie aber nicht mehr als 12 ₰.
Es ist bisher bewußt auf die Programmpunkte der Bauern nicht eingegangen worden, weil darüber genügend Literatur vorliegt.
Besonders interessant und bezeichnend für unser Thema ist die „Tirolische Landesordnung", die Michael Gaismair verfaßt hat. Gaismair[90]), der eigentlich einer Bergmannsfamilie entstammte und sich bis zum Schreiber hinaufarbeitete, sprach hier die Ansichten der Tiroler Bauern aus und faßte sie zusammen. Die Bauern erkannten, woher die Schwierigkeiten der Zeit kamen. Sie sahen mit Neid das Aufblühen der Städte und das Abwandern ihrer Söhne und Töchter. Deswegen forderten sie, daß die Städte wieder Dörfer werden sollten. Sie haßten die Kaufleute, weil sie ihre Einstellung zum Geld nicht verstanden, deswegen forderten sie, daß der Kaufmannsstand wegen des Wuchers verboten werden sollte. Sie gingen so weit, daß sie selbst das Hausieren verboten wissen wollten. Die handwerklichen Erzeugnisse sollten vom Staat in wenigen Läden zum Selbstkostenpreis verkauft werden. Auch ausländische Waren wie Gewürze u. a. sind von diesen staatlichen Läden zu kaufen und abzugeben. Man forderte aber auch, daß sich der Staat so weit wie möglich von der Einfuhr unabhängig mache. Deswegen sollten Moore und Ödländer urbar gemacht werden. Man strebte also eine Zunahme der bäuerlichen Bevölkerung an, um durch ihren Bedarf eine Vergrößerung des Viehbestandes und der landwirtschaftlichen Nutzfläche zu erreichen. Der Ertrag der Weingärten sollte gesteigert werden. Auch hier könne man zwischen den Pflanzen Getreide bauen. Franz meint dazu: „Damals sprach aus ihnen (den Gedanken Gaismairs) ein Reaktionär, der hinter der Zeit herlief. Es war Rückschritt, nicht nur Utopie, in Tirol, dem Durchgangsland des internationalen Warenhandels, einen rein bäuerlichen Staat aufrichten zu wollen, der sich streng gegen seinen Nachbarn abschloß. Man konnte die Entwicklung Tirols nicht mehr auf die Stufe des benachbarten Graubündens zurückschrauben. Gaismairs Pläne schwebten dadurch, so klar sie auch durchdacht waren, in der Luft. Sie waren — im Unterschied zu den

Zwölf Artikeln — undurchführbar. Sie zeigen, bis zu welchen Grenzen ein einzelner die Folgerungen aus der Bauernbewegung zu ziehen entschlossen war."[91])
Ich meine, daß man hier ruhig noch einen Schritt weiter gehen kann. Bringen die Zwölf Artikel nur einzelne Punkte, die die Bauern zu ändern wünschen, so zeigt die „Tirolische Landesordnung" die konservative Gesinnung des Bauernstandes. Hier wird deutlich, wie sich die Bauern gegen die Entwicklung, gegen die Zeit stemmen. Hier wird ausgesprochen und formuliert, was der Bauer in Wirklichkeit will, nämlich zurückkehren zu den Zeiten seiner Vorväter. Hier macht er Pläne, (ein Bergmannssohn ist sein Sprecher), wie man die gute alte Zeit zurückgewinnen könnte. Die Tragik dabei ist, daß die Verfasser dieser Schrift nicht gemerkt haben, daß es endgültig zu spät war. Man hätte einige hundert Jahre zuvor die Entwicklung erkennen und anhalten sollen. Jetzt, da das Bürgertum mächtig geworden war, war es unmöglich, das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Die Entwicklung der nächsten Jahre wird zeigen, daß auch ein gewaltsames Sichentgegenstemmen nicht mehr hilft.
Eine ähnliche Schrift ensteht zu Beginn des 16. Jahrhunderts am Oberrhein. Auch hier wird der Bauer gelobt, während die Kapitalisten und Wucherer in den Städten gegeißelt werden. Die meisten der bäuerlichen Beschwerden sind in der Schrift des sogenannten „oberrheinischen Revolutionärs" enthalten. Das Eigenartige an der Schrift ist ihre pessimistische Endzeitstimmung.[92])
Wir haben soeben festgestellt, daß die „Tiroler Landesordnung" sich gegen die Kaufmannschaft und damit gegen den Gewinn und den Wucher stellte. Wir fragen uns nun, wie Streitpunkte zwischen Kaufmann und Bauer zustande kamen. In einer Flugschrift aus den Anfangsjahren der Reformation findet sich u. a. ein Gespräch, in dessen Verlauf sich ein Bauer über das viele Geld eines Bürgers wundert, der ihm dann auch dessen Herkunft erzählt. Durch irgend ein Mißgeschick sei ein Bauer gezwungen, eine Anleihe aufzunehmen. Er erhalte von einem Bürger den Betrag, nachdem er sein Anwesen als Pfand eingesetzt habe.
Der Bürger:
„... ich leihe im das gelt, er reicht mir ein jar zwei oder drei die gült, darnach so kan er die gült nit mer reichen, so nem ich das gut an und stoß den bauern davon."[93])
Diese Tatsache wird schon von Andreas bemerkt, wenn er schreibt „War aber ein Bauer aus irgend einer Ursache einmal verschuldet, was im südwestlichen Deutschland und in den Alpenländern nicht selten eintrat, so kam er nicht so leicht wieder aus den Schlingen der Wucherer los, die vergebens von Obrigkeit und Reichsgesetzgebung bekämpft, in der ländlichen Bevölkerung tief verhaßt waren. Unter Umständen sah sich der Bauer dem Äußersten gegenüber, dem Auskauf und Verluste des Guts."[94])
Die Tatsache, daß sich der reiche Bürger in den Besitz seines Hofes setzt und den Bauern entweder vertreibt oder ihn nur noch als Verwalter duldet, hat sicherlich starkes Mißfallen bei den Bauern erregt. Ist es verwunderlich, daß der Bauer auf den Kaufmann schimpft, wenn dieser ihm seinen Lebensinhalt nimmt, zumal er selbst sich mit

den neuen Gesetzen der Geldwirtschaft nicht zurechtfinden kann. So tragen — und das zeigt die „Tiroler Landesordnung" deutlich, — Fron und bäuerliche Lasten, der Kaufmann und die Geldwirtschaft zum Niedergang des Bauern bei.
Auch Wickram hatte das gesehen und diese Erscheinung in seinem Roman „Der Goldfaden" verarbeitet. Der Kaufmann Hermann hat sein Geld so angelegt, daß er sich einige Bauernhöfe, — in der Nähe der Stadt natürlich — gekauft hat.[95]) Er setzt einen Hirten als Verwalter ein und verlangt von diesem eine Abrechnung. Der Hirt meint:
„Noch ist mir als einem einfaltigen baursman, so mit der schrifft nie umbgegangen, nit müglich rechnung zu geben, dieweil in langen jaren mein herr kein von mir begert hat."[96])
Eine Art kaufmännisches Rechnen, die Abrechnung wird also von dem Pächter verlangt. Man sieht deutlich, wie das Geschäftswesen in das Bauerntum dringt.
In den Beschwerden der Salzburger Städte 1495 kommt die gleiche Unsicherheit gegenüber der neuen Geldwirtschaft, mit der der Bauer nicht fertig werden konnte, zur Sprache:
„Die Fleischer der Städte können kein Vieh im Gebirge kaufen, da es alles uber die Thauern und aus dem land den gesten verkauft wird, so daß die Fleischer in Pettaw, Rackerspurg, Furstenfeld, Peternel und anderen Märkten das Vieh kaufen müssen, so daß oftmalen ain kauf an die dritt oder vierd hand kommt und das Fleisch verteuert wird... Item die ursach des verkaufens ist di, der arm man wirt je zu zeiten versagt in den pfleger, in seinen aigen herrn, die sind inen schwer, mussen dem herrn seinen zins, ja etlichen edelleuten schwarze munz und aufwechsel geben, dem pfleger das wandel, dem pfarrer oder vicari gross selgerät; und so der arm man nicht hat zu geben den vorsprechen und untertaidingern, so kumpt der furkaufer und leicht im auf kunftig frucht lebendigs und tods und dringt den armen nach seinem willen aus dem vorteyl, wirt der käs, schmalz und schoten nit gut, wan der paur zalt, wie er mag, er hat wenig nutz darumb eingenomen."[97])
In den Beschwerden von Kirchheim in Österreich vom August 1525 ist von einer Verteuerung der Ware die Rede:
„Mer sagen die eltern, das man vor zeiten für 100 käss, die di käss nicht haben gehabt, zu dienen, haben darfur geben 3 ß 10 ₰, aber itzunt mueß ainer geben 7 ß 10 ₰ ... Mer sagen die eltern, daz man hat gedient 6 schultern aus ainen schwein und der die schultern nit gehabt hat, zu dienen, der hat dafur geben fur ain par 6 ₰, aber nun mueß man dienen fur ain par schultern 12 ₰."[98])
Bevor wir nun den Höhepunkt der bäuerlichen Bewegung betrachten, scheint es notwendig, auch auf die soziale Lage der Bauern einzugehen. Dazu stellt Franz fest:
„In diesen drei westeuropäischen Bauernkriegen des 14. Jahrhunderts (Flandern, Nordfrankreich und England) erhoben sich stets Bauernschichten, denen es wirtschaftlich nicht schlecht ging. Sie wandten sich in politischen Krisenzeiten gegen einen Staat, der durch allerhand Verordnungen und neue Aufsätze ihre mühsam gewonnene Freiheit wieder beschränken und sie in eine neue Art von Untertänigkeit herabdrücken wollte."[99])

„Die soziale Stellung des fränkischen Bauern scheint nicht unbefriedigend gewesen zu sein. Aus ihr allein ließe sich der Ausbruch der Niklashäuser Wallfahrt ebensowenig erklären, wie — ein Halbjahrhundert später — der des Bauernkrieges. Leibeigenschaft bestand in Franken nicht mehr. Sie wird daher weder in den Predigten noch in den Beschwerden des Bauernkrieges erwähnt. Für eine gewisse Wohlhabenheit sprechen schon die reichen Wallfahrtsgeschenke, die in wenigen Monaten in Niklashausen zusammenkamen. Drückend waren allem Anschein nach allein die staatlichen Lasten."[100]) Für die Schweiz hat H. Nabholz auf Grund einer Untersuchung des Züricher Quellenmaterials gezeigt, daß die Lage der Bauern keineswegs so ungünstig war, als von verschiedenen Seiten angenommen wurde."[101])

Im Maingebiet war die Leibeigenschaft ebenfalls zurückgegangen. In Rothenburg waren von 15 000 Bauern nur noch 200 leibeigen.[102]) In der Leibeigenschaft liegende Gründe für die Aufstände in Thüringen sind ebenfalls kaum vorhanden. Der Zehnt spielte hier kaum eine Rolle. „Der Thüringer Bauernkrieg läßt sich ebensowenig aus den Artikeln der Städte, wie aus den Forderungen der Bauern erklären. Er ist letzthin das Werk eines einzigen Mannes: Thomas Müntzer."[103])

Wir sahen also, daß allein aus wirtschaftlichen und rechtlichen Gründen der Bauernkrieg nicht erklärt werden kann.

Nach diesen Bemerkungen über die Beschwerden, die Aussagen, die wirtschaftlichen Verhältnisse und die oft vermutete Krisis im Bauerntum scheint es notwendig, auch den Höhepunkt der Auseinandersetzungen zu betrachten. Die entstandenen Unruhen werden der „Bauernkrieg" genannt, und nach den bisherigen Ausführungen könnte man annehmen, daß die Bauern sich in erster Linie gegen diejenigen, die die wirtschaftlichen Schwierigkeiten hervorriefen, nämlich die Stadtbewohner, und erst in zweiter Linie gengen die Landesherren erhoben.

Das geschah jedoch nicht. Der Bauer bekämpfte Obrigkeit und Kirche und plünderte die Klöster. Während der Unruhen schlossen sich die Bürger, soweit sie nicht neutral blieben, der Bauernbewegung an. So schreibt Franz über die Unruhen von Forchheim:

„Es ist das erstemal, daß nachweislich ein Pfarrer als Urheber eines Bauernaufstandes begegnet, das erstemal auch, daß sich von Anfang an Bürger und Bauern zur Durchsetzung ihrer Forderungen verbinden. Die Forchheimer Unruhen nahmen damit die Entwicklung des kommenden Jahres voraus."[104]) Und über andere Gegenden: „Gräflich leiningische Bauern schlossen sich mit Bürgern von Pfeddersheim in der Mainacht in Bockenheim zusammen (1525). Sie zwangen die umliegenden Dörfer in ihren Bund und plünderten die Klöster vor den Toren von Worms. Wormser *Bürger* halfen ihnen. Der Chorherr des Stifts Neuhausen wurde ihr Kanzler."[105])

Auch an früheren Gelegenheiten hat Franz dasselbe feststellen können: „Fast scheint es, als ob in der Tat engere Verbindungen zwischen der städtischen Bewegung und dem Bundschuh bestanden hätten. In Solothurn redeten um Ostern Bürger im Wirtshaus, daß sie den Bundschuh aufwerfen und die Reichen überfallen wollten. In Worms trumpfte der Führer der aufständischen Gemeinde dem Reichslandvogt gegenüber

auf: „Man soll zusehen, was man tue, denn es sei bereits ein Bundschuh gemacht und vorhanden und es werde noch ein größerer in das Spiel kommen.“ [106])

Es kann also angenommen werden, daß es Verbindungen zwischen den Bürgern und den Bauernhaufen gegeben habe. Gründe dafür gibt Franz nicht an, weil sie aus den Texten nicht festgestellt werden konnten.

Sind die Gründe, die den Bauern veranlaßten, zu den Waffen zu greifen, nach unseren heutigen Überlegungen sehr oft ungenügend, so kann man eine bürgerliche Beteiligung noch weniger verstehen. Gewiß gab es Teuerungen in den Städten, und der „kleine Mann“ hatte darunter zu leiden. Aber das Leben in der Stadt war freier als auf dem Lande, es war überhaupt ganz anders, und wenn man schon Gründe gehabt hätte, sich zu beschweren, so hätte man seine Beschwerden eigentlich beim Rat der Stadt vorzubringen gehabt. Es sind Unruhen in den Städten vorgekommen, aber die Ursachen lagen meist auf religiösem Gebiet und hatten weniger wirtschaftliche Hintergründe. Der Bürger rebelliert nicht gegen seine Stadtverwaltung, sondern schließt sich oft den Bauern an und tut das, was die Bauern für richtig finden.

Dem Bauern war alle Hilfe recht. Er kämpfte gegen die neue Zeit. Da er aber nicht wissen konnte, wie diese aussehen würde, setzte er seinen Hebel am verkehrten Ende an. Die Stadt, das Bürgertum hätte er bekämpfen müssen, statt dessen suchte er sich seine Bundesgenossen aus den Reihen des „Feindes“.

Sind das nun die einzigen bürgerlichen Strömungen in der bäuerlichen Bewegung, die Franz gesehen hat? Oder gibt es noch andere Möglichkeiten, den bürgerlichen Einfluß zu erkennen?

Wir wissen, daß eine Volksbewegung sehr abhängig von der Führerschicht ist. Das Volk wählt zwar seine Führung oder muß sie wählen, kann dann aber kaum in die Politik eingreifen. Die Führerschicht stellt ein Programm auf, und das Volk hat sich dafür oder dagegen zu entscheiden. So ist es heute, und so ist es auch im Mittelalter gewesen. Es ist deswegen unerläßlich, sich die Leute einmal näher zu betrachten, die das Programm der Bauernbewegung machten, und diejenigen, die überhaupt an der Spitze des Bauerntums standen.

Über die Verfasserschaft der „Zwölf Artikel“, der Programmschrift der deutschen Bauern im Bauernkrieg 1525, die immer und überall auftaucht, ist viel geschrieben worden. Es standen sich zuletzt zwei Ansichten gegenüber. Die eine wollte einen schwarzwäldischen Ursprung und als Verfasser Balthasar Hubmayer [107]), die andere einen oberschwäbischen Ursprung und als Verfasser Sebastian Lotzer sehen. Franz greift das Thema 1939 noch einmal in einer besonderen Untersuchung auf [108]). Er stellt zunächst fest, was Böhmer [109]) und Götze [110]) schon vor ihm fanden, daß die Baltringer Beschwerden und die „Zwölf Artikel“ sehr eng miteinander verwandt seien, ja daß jene als deren Grundlage dienten [111]). Er untersucht dann weiter den „Baltringer Haufen“ und kommt hier zu dem gleichen Ergebnis wie vor ihm Böhmer [112]), daß die Eingaben der Memminger Bauern an den Rat der Stadt von dem Kürschner und Laienprediger Sebastian Lotzer stammen, der von den Bauern als Feldschreiber angenommen war. Er stellt weiter fest, daß auch der Memminger Stadtpfarrer Christoph Schappeler, der den

Schriftbeweis für die Forderungen erbrachte, Anteil an der Verfasserschaft hat. Gegen eine Verfasserschaft von Hubmayer sprechen die Aussagen der Zeitgenossen und philologische Gründe [113]) Man kann also mit einiger Sicherheit annehmen, daß Lotzer der Verfasser der „Zwölf Artikel" war und Schappeler die theologischen Begründungen hinzufügte.

Hier haben wir also einige Männer, die wir als geistige Führer der Bauernschaft ansprechen können. Lotzer war Kürschnergeselle und Schappeler Pfarrer. Beide waren keine Bauern. Schappeler hatte studiert, stand also geistig weit über der Bauernschaft, während Lotzer als Bürger lesen und schreiben konnte und sogar als Laienprediger auftrat. Es hatte sich bis zum Anfang des Bauernkrieges noch keiner gefunden, der aus den Forderungen der Bauern ein Programm gemacht hatte. Das geschah nun durch einen Bürger. Ein Bürger bestimmte die programmatische Seite des Bauernkrieges, gab der Bewegung neue Impulse, förderte ihre schnelle Verbreitung und trug dazu bei, daß die Bauern sie überall hinbrachten und als Kampfschrift verwerteten. Diese taucht bald da, bald dort auf und ist in kurzer Zeit sowohl im Süden als auch im Norden zu finden. Es muß zugegeben werden, daß die Bauernbewegung durch das gedruckte Programm einen gewaltigen Auftrieb und eine Ausrichtung auf gleiche Ziele erhielt. [114]) Wenn man das so betrachtet, muß man auch die Bedeutung der beiden Verfasser zugeben. Wir hatten aber an anderer Stelle den grundsätzlichen kulturellen Unterschied zwischen Bauern und Bürgern festgestellt. Beide Verfasser gehörten nicht zum Bauerntum. Sie machten sich die Sache der Bauern zu eigen, nachdem sie von diesen gerufen worden waren. Es muß nun gefragt werden, ob die Verfasser der Kampfschrift die Bauern und ihre Forderungen richtig verstanden oder aber ihre (bürgerlichen) Gedankengänge in die Schrift brachten? Ist nicht das Zusammenstellen der Schrift, der Druck und die Verbreitung ein Zeichen der neuen Zeit? So etwas kannten die Bauern in dieser Art ja nicht. Für sie war die mündliche Weitergabe der Nachricht mit allen Unzulänglichkeiten der Nachrichtendienst schlechthin.

Sie ließen sich aber von diesen Schriften beeinflussen und hinreißen. Man kann sich ruhig die Frage stellen, wie wären die Aufstände verlaufen, wenn ihre Forderungen nicht in dieser Art verbreitet worden wären? Und es ist anzunehmen, daß die Bauern ohne die Schriften und Flugblätter sicherlich uneinheitlicher und in kleineren Gruppen ihre Forderungen erhoben hätten, so daß die Landesherren ihnen schneller und wirksamer, vielleicht auch mit Verhandlungen, hätten begegnen können. Stolze meint in Bezug auf die Flugschriften: „Und sie bildeten geradezu das Band, das alle Bauernhaufen, wo sie auch auftraten, zu einer Art geistiger Einheit verband." [115])

Sahen wir in den Verfassern der „Zwölf Artikel" bürgerliche Elemente, so wurde die Amorbacher Erklärung hauptsächlich von Angehörigen des Adels oder von ihnen nahestehenden Kreisen ausgearbeitet. Die Verfasser der Bestimmungen, die man als vernünftige bezeichnen kann, waren: Götz von Berlichingen, Wendel Hippler (Sekretär beim Grafen von Hohenlohe), der Heilbronner Ratsherr Hans Berlin, vielleicht auch Graf Georg von Wertheim, der eben dem Bauernbund beigetreten war,

und der Mainzer Rentamtmann Friedrich Weigandt von Miltenberg. Dieser schöpfte seinen Verfassungsentwurf weniger aus bäuerlichem Denken, als aus einem anonymen Reformtraktat, der unter Kaiser Friedrich III. Namen gehenden Flugschrift „Teutscher Nation Notdurft" von 1523[116]), dessen Verfasser in reichsritterlichen Kreisen zu suchen sein dürfte.

In anderen Beschwerden scheinen städtische *und* bäuerliche Interessen auf. Man kann deutlich erkennen, wie die Verfasser beiden Teilen gerecht zu werden versuchten. Man beschwert sich über „das Eindringen der großen Handelsgesellschaften, durch das der Handwerker in den Städten geschädigt würde. Der Bauer ging weiter und klagte über die Vorherrschaft der Städte. Er beschwerte sich über städtische Monopole (Balingen) und klagte, daß er den Stadtschreiber in seinen Geschäften benutzen müsse." [117])

Woher kamen nun die Führer, die die Bauernhaufen im Kampf befehligten? Selbstverständlich sind uns nicht alle Namen überliefert, aber aus den Akten und Urkunden kennen wir die Namen der bedeutendsten. Das Material dürfte genügen, um auch in der militärischen Führung bürgerlichen Einfluß zu sehen, obwohl Einzelheiten aus dem Leben der meisten unbekannt geblieben sind.

Wir beginnen mit den Pfarrern, die sich zu Sprechern und Helfer der Bauern machten. Sie kamen aus dem antikatholischen Lager und unterstützten direkt oder indirekt die Plünderungen und die Bilderstürmerei, ganz im Gegensatz zu Luther, der für solche Taten die höchsten Strafen forderte. Die meisten Namen dieser Helfer der Bauern, die ihnen Mut machten und ihnen immer wieder sagten, daß es recht sei, was sie täten, sind uns bekannt. Es erscheinen da Dr. Karlstadt und Thomas Müntzer. Der Vater des letzteren gehörte einer angesehenen Bürgerfamilie in Stolberg am Harz an. Die Mutter war sehr vermögend, und unter den Verwandten begegnen mehrere Geistliche. Müntzer gehörte zu den bekanntesten Geistlichen der Zeit, er wurde von Luther selbst einige Male empfohlen. Auch hier erscheint es sehr merkwürdig, daß sich dieser Mann der Bauernbewegung anschließt. Am Aufstand in Thüringen war außerdem der ehemalige Mönch Heinrich Pfeiffer beteiligt. Eine ähnliche Gestalt wie Müntzer, die jedoch in Süddeutschland wirkte, ist Anton Eisenhut.[118]) Man kann weiterhin den Forchheimer Prediger Georg Kreutzer[119]) nennen; außerdem den Pfarrer Röubli in Wytikon 1523[120]) und als sehr bekannte Gestalt Balthasar Hubmayer[121]). Aus Thüringen wird der Pfarrer von Dippertz genannt.

Aber wir finden nicht nur eine große Zahl von Geistlichen unter den Bauernführern, sondern auch Landsknechte, Gastwirte, Schreiber, Handwerker. Bei der Aufzählung der wichtigsten Namen fällt auf, daß *der* Stand nicht vertreten ist, nach dem man den Krieg als „Bauernkrieg" zu bezeichnen pflegt.

Es gab auch *adlige* Bauernführer. Herzog Ulrich von Württemberg nutzte die Bauernunruhen geschickt aus, um sein Land wiederzugewinnen. Er unterstützte die Bauern zeitweilig, doch ist es ersichtlich, daß es ihm nicht darum zu tun war, ihnen zu helfen.[122]) Die Gestalt des Götz von Berlichingen ist umstritten. Er wurde nicht aus Über-

zeugung Hauptmann der Bauern, wie aus seiner Lebensbeschreibung hervorgeht.[123]) Er trat an diese Stelle sicherlich nur im Interesse des Adels - um seine Standesgenossen vor Schaden zu bewahren. Das haben zahlreiche Zeugen in späteren Jahren ausgesagt. Eine feste Bindung zum Bauerntum bestand jedoch nicht, das zeigt die Lebensbeschreibung ganz deutlich. Er legte sein Amt auch bald nieder, wurde jedoch von den Bauern gefangengehalten und streng bewacht.[124]) Adlig war auch Florian Geyer. Er lebte in guten Verhältnissen und hatte ausgezeichnete Stellungen an Fürstenhöfen bekleidet. Er schloß sich - man kann es mit Sicherheit annehmen - den Bauern aus innerer Überzeugung an. Für sich persönlich braucht er keine Forderungen zu stellen, die den Bauern in Konflikt mit den Landesherren gebracht haben.[125])

An *Landsknechten* finden wir: den Führer der Aufstände im Südwesten, Hans Müller von Bulgenbach (Stühlingen)[126]); im Raum Tuttlingen Thomas Mayer von Vogelsberg[127]); in Langensalza treten als Führer ein Landsknecht und ein Schuster auf.[128])

Handwerker, die an leitender Stelle an den Aufständen teilnehmen, sind uns in großer Zahl bekannt. Beim Aufstand in Dorlisheim im Elsaß wirkt Erasmus Gerber mit. Er stammt aus der bischöflichen Stadt Molsheim. Man behauptet, daß er weder lesen noch schreiben konnte[129]; in Oberschwaben der Bleiknecht Jörg Schmidt gen. Knopf, der im Dienst des Kemptener Amtmannes stand[130]). Führer des Baltringer Haufens ist der Handwerker Ulrich Schmidt aus Sulmingen, der sich erst auf Bitten der Bauern zur Verfügung stellt[131]). In Pfaffenhofen haben wir den Baumeister Hans Wunderer[132]). Von den 114 Mann, die in den zum Bildhäuser Haufen gehörigen Ämtern gerichtet wurden, waren anscheinend nur 37 Bauern. Soweit Fries bei den Bürgern einen Beruf angibt, waren es Handwerker. Besonders werden genannt: Hans Schnabel und Hans Scharr und außerdem Goldschmied Heinrich Kumpfuss von Römhild[133]). In Fulda hören wir von dem Uhrmacher Hans Dalhopf.

Als weitere Anführer kennen wir eine große Zahl von Bürgermeistern und Stadtschreibern. Im Breisgau: Gregorius Müller (Stadtschreiber von Staufen)[134]). Im Raum Neckar und Odenwald: Wendel Hippler, Sekretär beim Grafen Hohenlohe[135]). Er und der Heilbronner Ratsherr Hans Berlin arbeiteten an der Amorbacher Erklärung mit[136]). Im Raum Würzburg: Johann Martel, Stadtschreiber von Königshofen[137]). In Lauterburg/Elsaß bildete sich nur ein kleiner Haufen unter der Führung des Bürgermeisters[138]). An der Spitze des Schlettstädter Bundschuhs von 1493 stand der damalige Bürgermeister Hans Ulmann. Schlettstadt war seit 1250 freie Reichsstadt[139]).

In Franken finden wir den Gastwirt Jakob Kohl aus Eibelstadt; Leutnant des gleichen Haufens war der Mergentheimer Ratsherr Michael Hasenbart[140]). In Bottwar (Württ.) steht an der Spitze der Wirt Matern Feuerbacher, der von Franz als besonders guter Bauernführer bezeichnet wird.

„Die Bauern scheinen in ihren Reihen keinen Führer gehabt zu haben und daher froh gewesen zu sein, einen so geachteten und bekannten Mann an ihre Spitze stellen zu können.“[141])

Das entspricht der Mentalität der Bauern. Den gleichen Beruf wie Feuerbacher hatte auch Georg Metzler aus Ballenberg. In Speyer rufen 50 Bauern die Bevölkerung auf, zu ihnen zu kommen, um das Evangelium, die göttliche Gerechtigkeit und die 12 Artikel zu retten. Sie finden Hilfe, doch „ . . . Bruchsaler Bürger traten an ihre Spitze: als Hauptleute der Ratsherr Friedrich Wormb und Johann von Halle als Sprecher der Stadtschreiber. Auch ein Adliger, Hans von Thalheim, wurde Hauptmann." [142]) Über die Aufstände in der Pfalz und in den Weinbaugebieten können wir Franz sprechen lassen:
„Der Aufstand in der Pfalz war mehr eine bürgerliche als bäuerliche Angelegenheit. Die Hauptleute der Haufen waren Schultheißen und Bürgermeister." [143]) „Wie in allen ausgesprochenen Weinbaugebieten trugen auch hier die Dörfer an den verkehrsreichen Straßen ein fast städtisches Gesicht. Die Bauernhäuser schlossen sich an die monumentalen Formen bürgerlicher Baukunst an. Fast jedes Dorf hat noch heute ein stattliches Rathaus, das zumeist aus eben diesem 16. Jahrhundert stammt. Das Rathaus zu Otterburg trägt als Wahrzeichen eine riesige Pflugschar und charakterisiert damit trefflich diese bürgerlich-bäurische Mischkultur." [144])
Klarer als in dieser Aufzählung kann der bürgerliche Einfluß in diesen Unruhgebieten nicht zum Ausdruck kommen. Aus Tirol hatten wir schon Michael Gaismair genannt. Er stammte aus einer Bergknappenfamilie und war lange Zeit Schreiber gewesen. [145]) Auch in Thüringen war der bürgerliche Anteil an der Führerschaft der Bauern sehr groß. Im Raum Fulda werden etwa 10000 Bauern vom Ratsherrn Hen Wilke, in Hersfeld ein kleinerer Haufen vom Bürgermeister Ottensass angeführt. In Erfurt trat besonders der Ratsherr von Mühlberg vom Hoff in Erscheinung. Über die Grafschaft Schwarzburg schreibt Franz:
„Die Führung aber lag wie in Henneberg und Fulda durchaus bei den kleinen Städten. Bürger standen an der Spitze. Hans Bauer aus dem hennebergischen Ilmenau, Jacob Scherf und sein Kreis aus Stadtilm, die alten Vögte von Rudolstadt und Langenwiesen, der Schulmeister von Paulinzella." [146])
Die bei den Frankfurter Unruhen von dem Patriziersohn Dr. Gerhard Westerburg verfaßten Artikel beeinflußten später den Rheingau. [147])
Schließlich findet man als Bauernführer noch eine Anzahl undurchsichtiger Gesellen, und man wundert sich, warum man diese Burschen zu Anführern machte. Man kann es sich nur dadurch erklären, daß es an Anführern mangelte. Zu dieser Gruppe gehören Männer wie: der Leibeigene Jäcklin Rohrbach aus Böckingen, der einen Klosterhof gepachtet hatte; er wird als besonders streitsüchtig bezeichnet; [148]) in Bamberg tritt Thomas Bauer auf, der eigentlich Thomas Graf von Reitzenstein hieß. Er hatte seinen Schwager erschlagen und „er war wirklich ein Verdorbener vom Adel, eine üble Erscheinung, die es auch jetzt nur auf fremdes Gut abgesehen hatte." [149]) In der Pfalz stellte sich ein verkommener Mensch Asmus von der Hauben an die Spitze eines Haufens. [150]) Durch das „Experiment" mit den schwimmenden Gewichten des Gaispeter, den Franz einen losen Gesellen bezeichnet, erhält der „Arme Konrad" einen großen Auftrieb. [151])
 Überaus viele Bauern können es also nicht gewesen sein, die die geistige

und militärische Führerschaft innehatten. Als Führer der Bauern in Ellwangen-Dinkelsbühl wird der Schmalzmüller, der sehr reich gewesen sein soll, genannt.[152]) Dieser Haufen hatte jedoch keinen stärkeren Einfluß auf den Gesamtverlauf. An leitender Stelle des „Armen Konrad" steht neben dem Gaispeter der Beutelsbacher Bauer Hans Vollmar.[153]) In den Schlußbetrachtungen zum Bauernkrieg scheint es Franz auch aufgefallen zu sein, wie wenig Namen aus dem Bauernstande er gefunden hat. Er meint aber, daß der Anteil der Bauern an der Führerschaft größer war, als man annimmt. Einen Beweis für diese Behauptung hat er allerdings nicht erbracht.[154])
Wir wollen die Ergebnisse der zuletzt durchgeführten Überlegung zusammenfassen.

1. Die Verfasser der Druckschriften — das sind die der Flugblätter und der 12 Artikel — kommen ausschließlich aus dem Bürgertum. Sicherlich haben Bauern an dem Zustandekommen der Schriften mitgewirkt. Sie brachten ihre Forderungen vor, die Bürger und auch einige Adlige zusammenfaßten, an diese manchmal einige städtische Beschwerden anhängten und dann als gedruckte Flugblätter verbreiten ließen.

2. Der größte Teil der militärischen Führer waren Handwerker, Bürgermeister, Stadtschreiber, Adlige, Pfarrer, Landsknechte und undurchsichtige Gesellen. Sie sind alle zunächst wenig an der Sache der Bauern interessiert, sie werden von diesen um Hilfe gebeten oder gezwungen, die Führerschaft zu übernehmen.[155])
Was für eine geistesgeschichtliche Folgerung ergibt sich daraus? Der Bauer, das sagten wir schon, war unzufrieden. Der Grund lag weniger an der schlechten Lage, — es ist mehrfach nachgewiesen worden, daß die soziale Lage der Bauern nicht so schlecht war, wie man es nach den Beschwerden annehmen müßte. Warum aber war der Bauer unzufrieden? Wir stellten fest, daß ein neuer Stand, der sich in den letzten Jahrhunderten entwickelt hatte, die Gestaltung der Zeit übernahm. Städte entstanden, der Kaufmannsstand blühte auf, und eine neue Wirtschaftsform setzte sich durch. Das alles war neu für den Bauern. Dieser lehnt zunächst aus seiner konservativen Haltung alles Neue ab. Hierzu kam, daß der Bauer mit den neuen Wirtschaftsformen nicht fertig wurde. Es traten überall Krisen auf, die auf das gesamte Reichsgebiet bezogen, nicht so schwerwiegend waren, es aber für den Bauern, der sich nicht nach dem Reich, sondern nach seinem Hof orientierte, gewesen sind. Unzufriedenheit erregten die Anfangsstadien des Kapitalismus. Sie kam in den Beschwerden zum Ausdruck. Die Bauern wollten den „alten Zustand" wiederherstellen. Das war zu sehen in der Tiroler Landesordnung und in den verschiedenen Punkten der 12 Artikel. Aber sie fanden den richtigen Weg nicht. Militärisch waren sie den Landesherren unterlegen, die sich gegen ihre murrenden Untertanen stellten. Außerdem waren die Bauern uneinig. Für die Sache der Landesherren war diese Uneinigkeit günstig.
Zu all dem Angeführten kommt die Reformation, die bisher noch nicht erwähnt worden ist, die aber der Bewegung einen sehr großen Auftrieb gibt.[156])

Die Gegenspieler der Bauern sind nicht nur die Landesherren, sondern in erster Linie die Bürger, die eben die Umwandlung und damit auch indirekt die Krisis im Leben der Bauern verursachen. Das wird in der Tirolischen Landesordnung deutlich. Überall aber holt man sich aus dem Bürgertum die geistigen und militärischen Führer. Es liegen zu wenig Angaben vor, um festzustellen, wie das Verhältnis der Stände innerhalb der Bewegung gewesen ist. Die Haltung des Adels ist uns bekannt. Außer Florian Geyer kennen wir keinen adligen Bauernführer, der es wirklich ehrlich gemeint hat. Von den Bürgern wissen wir zu wenig. Wir wissen nur, daß ein großer Teil von ihnen als Anführer gefallen ist oder hingerichtet wurde. Ein wirklicher Grund dafür, warum es anscheinend wenig Bauern als Führer gab, ist aus den Akten nicht zu ersehen, vielleicht aber aus der Mentalität der Bauern zu erklären.
Wir wenden uns nun dem Bürgertum zu. Die 12 Artikel sind zum größten Teil Forderungen der Bauern. Für die Bürger in den Städten hatten sie kaum Gültigkeit, weil dort ganz andere Lebensbedingungen herrschten. Die Beschwerden der Stadtbewohner fanden ihren Ausdruck in eigenen Schriften. Das Bürgertum drängte nach oben. Viele Angehörige dieses Standes trieb es, mehr zu leisten, sich zu bewähren und damit zu zeigen, daß sie befähigt waren, zu einer oberen Schicht zu gehören. Es waren ihrer viele, zu viele. Da diese bürgerliche „Revolution" wenn ich sie hier zur besseren Kennzeichnung einmal so nennen darf, in aller Stille und ohne große Kriege vor sich ging, so gab es für den neuen sozialen Stand viel zu wenig Gelegenheiten, bei denen er seine Kräfte erproben konnte. Die Bauernbewegung war nur ein Teil der Erscheinungen, in die die Bürger hineindrängten. Sie wurden vom Bürgertum geleitet, wesentliche geistige Impulse gehen von ihm aus.
So betrachtet, muß uns der Bauernkrieg in einem neuen Lichte erscheinen. Sein Heer, die Masse, wird vom Bauerntum gestellt, das die Entwicklung der Zeit aufhalten will und sich soziologisch unverstanden glaubt. Die geistige und militärische Führerschaft stellt das Bürgertum, der Stand, der in dieser Zeit die meisten Ideen und die meisten Kräfte hat. Die überschüssige Kraft des neuen Standes verbindet sich also mit der murrenden konservativen Masse des Volkes, dem Stande, der bisher die Führung innehatte. Die Masse will zurück, die Führerschicht drängt nach vorn, in die Zukunft. Es ist unmöglich, daß beide zu einer Einheit verschmelzen. Der Bauernkrieg war für den Bauern also schon verloren, bevor er begann, weil die Bauern keine aus ihrem Stande hervorgegangene Führer besaßen und weil die Zeit gegen sie war und schließlich — weil ihre „Führerschaft" ganz andere Ziele hatte als die Masse, die den Anstoß zur Bewegung gegeben hatte. Hätten die Bauern zusammen mit den Bürgern gesiegt, so wäre die Auseinandersetzung mit diesen später gekommen. So aber hatte das Bauerntum diesen Kampf schon zu Beginn verloren. Das scheint mir der eigentliche Vorgang und zugleich die Tragik dieses Bauern- und Bürgerkrieges zu sein.
Die Karte zeigt, daß der Bauernkrieg nicht auf alle Gebiete Deutschlands übergegriffen hat. Hauptgebiete sind Thüringen (Zentren Frankenhausen, Mühlhausen), das mainzische Eichsfeld, das Gebiet der Abtei Fulda, Franken südlich Lahn und Mosel, Elsaß, Schwaben, besonders der Schwarzwald, die Schweiz, sodann Tirol, Salzburg und Kärnten.

Es fehlen Norddeutschland (die nördlichste Grenze ist Goslar), Westdeutschland; im Osten bildet das schlesische Sagan eine Ausnahme. Ebenso fehlt das Ordensland. Völlig ausgespart sind außerdem das Herzogtum Bayern und das Königreich Böhmen — das Land der Hussiten — das seinen Bauernkrieg schon gehabt hatte.
Immer wieder hat man versucht, Gründe zu finden, warum diese Länder von den Unruhen nicht betroffen worden sind. Man glaubt, daß der Sieg Philipps von Hessen bei Frankenhausen eine weitere Ausdehnung nach dem Norden verhinderte. In Bayern sollen die Maßnahmen der Herzöge und Leonhard Ecks, die das Land von der lutherischen Bewegung frei hielten, die Motive des Aufruhrs beseitigt haben. Franz stellt jedoch fest, daß die Bayern die gleichen Lasten zu tragen hatten wie ihre Nachbarn. Außerdem erheben sich die Bauern in den vorwiegend römisch-katholischen Ländern Tirol, Salzburg und Kärnten.
Eine m. E. wichtige Tatsache blieb aber von der Forschung bisher unberücksichtigt. „Die ruhende Kraft („potentielle Energie") oder die Spannung, welche zu einer Erhebung führen kann, ist zu verschiedensten Zeiten im Volk vorhanden, aber ihre Bestätigung (ihre Umsetzung in „aktuelle Energie") bedarf besonderer Voraussetzungen oder Anlässe, die oft schwer feststellbar sind." [157]) Eine Voraussetzung für die Aufstandsbewegung war die „Zusammenarbeit" zwischen den Bauern und den Bewohnern der Städte, da von diesen der größte Teil der Führerschaft gestellt wurde.
Diese Zusammenarbeit aber war in den großflächigen Ländern, die zur damaligen Zeit nicht sehr dicht besiedelt waren und die nur wenige Städte besaßen, nur unter erschwerten Bedingungen möglich. [158]) Die potentielle Energie war zwar auch hier vorhanden, sie konnte jedoch nicht in aktuelle Energie umgesetzt werden, da sich nicht genügend Führer fanden.
Die bürgerlichen Führer aber stürzten sich im Bauernkrieg in ein erfolgloses Unternehmen. Auf anderen Gebieten, wie in der Staatsverwaltung und im Geistesleben, leistete das Bürgertum dagegen Hervorragendes und schuf die Voraussetzung für unsere heutige Zeit.
In einer Schlußbetrachtung ist Franz der Ansicht, es bedeute eine besondere Tragik, daß es den Bauern nicht gelang „ . . . die anderen Stände für die Verwirklichung dieses Bauernstaates zu gewinnen." [159]) Hier scheint er die historische Entwicklung der bäuerlichen zur bürgerlichen Kultur nicht erkannt zu haben. Die bäuerliche Zeit war zu Ende, da half im frühen 16. Jahrhundert auch kein Krieg mehr. Das Bürgertum hatte endgültig die Herrschaft an sich gerissen.
Nach unseren Ausführungen muß zugegeben werden, daß die Bezeichnung Bauernkrieg nicht genau auf die Unruhen zutrifft. Der Anteil des Bürgertum am Kriege darf nicht zu gering eingeschätzt werden. Der Bürger erkannte seine eigene Niederlage — veranlaßt durch seine Führerschaft — nicht. Der bürgerliche Mensch drängte nach vorn, und dieses Drängen war so stark, daß man die Niederlage nicht beachtete. Der Bauer hatte endgültig ausgespielt, und man konnte ihn — wir sahen es in der Untersuchung im vorigen Abschnitt anhand der Schwankliteratur — ungestört verlachen und, begünstigt durch technische Neuerungen wie z. B. die Druckkunst, wurde er zu einer Witzfigur der Zeit.

3. Luthers Aussagen über den Bauern

Auf der Suche nach Nachrichten über den Bauernstand des 16. Jahrhunderts kann man an einer wichtigen Quelle nicht vorübergehen, an den Aussagen Dr. Martin Luthers. Sein Werk ist so sehr mit der damaligen Zeit verbunden, seine Gestalt steht unauslöschlich in den Geschehnissen, daß man immer zu seinen Werken und zu seinen Aussagen greifen muß, wenn man die Übergangszeit verstehen will und sie zu deuten versucht.

Der oberflächliche Beobachter der Zeit mag sich sagen, daß die Aussagen Luthers über den Bauern sicherlich positiv ausfallen werden, da Luther einem alten Bauerngeschlecht entstammt und viele seiner Handlungen unverkennbar bäuerliche Züge tragen. Wir werden die Aussagen untersuchen, die Luther über die Bauern getan hat, und selbstverständlich auch die blutmäßige Bindung zu seinen bäuerlichen Vorfahren nicht außer acht lassen.

Luther hat seine Abstammung vom Bauerntum niemals geleugnet. Er betont sie auch in späteren Jahren immer wieder. „Ich bin eins Baurn Sohn, mein Vater, Großvater, Ahnherr, sind rechte Baurn gewest. Da sagte er drauf: Ich würde ein Oberster, Schultheiß, Heimburger, und was sie mehr fur Aemter im Dorfe haben, oder irgend ein oberster Knecht über die andern worden seyn. Darnach, sprach ich, ist mein Vater gen Mansfeld gezogen, und daselbst ein Berghauer worden; daher bin ich.“ [160])

Im Sommer 1540: „Habuit egenos parentes, Pater fuit rustici filius in Morn (Möhra), pago non procul ab Eisenach. Inde cum uxore et filio profectus est Mansfeldiam et factus est metallicus, ein berckhauer.“ [161])

Die Familie stammte also aus Möhra bei Eisenach, wo der Vater Luthers als erster Sohn eines Bauern geboren wurde. Nach dem in dieser Gegend gültigen Erbrecht ging der Besitz des elterlichen Hofes auf den jüngsten Sohn über. Es ist anzunehmen, daß der Vater, bevor er nach Eisleben und in das Mansfelder Gebiet zog, auf dem väterlichen Hofe geholfen hat, daß er seinem Werdegang nach also auch Bauer war. Lucas Cranach des Älteren geschickter Pinsel hat uns die Porträts der Luthereltern aus späteren Jahren überliefert. Der Bauernschädel des Vaters zeugt von Tatkraft und Energie, das Gesicht deutet Skeptizismus, Starrsinn und Klugheit an. Die Augen bestätigen das; die Fältchen am Mund lassen Schlauheit und Überlegenheit erkennen. Die kurzen, gedrungenen Hände beweisen, daß er sich sein Leben lang vor keiner Arbeit gescheut hat. — Die Mutter, die die Tochter eines Zieglers in Neustadt a. d. Saale war, könnte eine wirkliche Bauersfrau sein. Ihr Gesicht zeigt neben der fraulichen Güte die Spuren eines arbeitsamen und entbehrungsreichen Lebens. „Parentes Lutheri primo pauperes fuerunt. Pater ist ein armer heuer gewest. Die mutter hat alle ihr holtz auff dem rucken eingetregen damit sie vns ertzogen hat. Duros labores perpessi sunt, quos mundos iam non ferret,“ sagt Luther 1533, und das kann man ihm gern glauben. [162]) Es gehört heute noch zu den Aufgaben der Bauersfrauen in der Mansfelder Gegend, das Holz zum Feueranmachen

zu besorgen. Das ist bäuerlich gesehen kein Zeichen von Armut, wohl aber hält es der hochgestiegene, zum „Bürger" gewordene Sohn dafür. Man kann aus dieser Nachricht schließen, daß auch bei Luthers Eltern im großen ganzen bäuerliche Verhältnisse geherrscht haben werden.

Es ist wichtig, auf Einzelheiten seines Lebens hier etwas ausführlicher einzugehen, um Luthers spätere Aussagen besser verstehen zu können. Während seiner gesamten Lebenszeit schätzt er den Bauern und seine Arbeit. So sagt er 1533 am Tisch: „Den Acker bauen ist ein göttlich Werk, das Gott befohlen hat, wie Genes. 1: ‚Bauet die Erde und machet sie euch unterthan'; ob es schon Dornen und Disteln trägt, so kehret euch nicht daran, es soll euer theil dennoch wachsen."[163]) Er betont immer wieder, daß die ländliche Arbeit von Gott gewollt sei, und verurteilt den mühelosen Verdienst des Kaufmanns. Jesus war der Sohn eines Zimmermanns, die Propheten stammten von armen Leuten ab, und arme Hirten auf dem Felde erhielten von Gott die Verheißung von der Geburt des Heilands.

1540 wurde einmal ein Gespräch über die Abstammung der Menschen und ihre Berufe geführt. „Deus exaltat humiles, Severus dixit; Dominus Phillipus natus est in quodam tuguriolo. — Respondit Doctor: Haec est laetitia Dei, quod exaltas humiles et deponit potentes de sede."[164]) Im Verlauf des Gespräches stellte Luther fest, daß er ebenfalls von einfacher Herkunft sei. Er gebraucht dabei den Ausdruck: „ego rustico loco natus." Er setzt da also die bäuerliche Herkunft mit der Herkunft aus niedrigem Stande gleich.

Sein Denken bleibt auch in späteren Jahren bäuerlich. Oft, wenn er einen bildlichen Vergleich in seine Reden einfügt, nimmt er ihn aus der Welt des Bauern. „Die Geburt ist sehr fein und wol in allen Creaturen von Gott geordnet, wie im Mann und Weib; denn Niemand kann das Werk der Geburt aussinnen, noch bedenken, wie die Frucht in der Geburt heraus komme und in einem halben Tag so wachse, streckt sich, daß mans merkt. Und wenn man ein Hühnlin, so diese Stunde aus der Schalen gekrochen ist, wieder in die Schalen bringen wollte, so wäre es unmöglich."[165]) Oft folgen Bilder aus dem bäuerlichen Milieu, und mancher Stadtbewohner von heute wird niemals in seinem Leben solche Beobachtungen gemacht und solche Überlegungen angestellt haben wie der Wittenberger Professor Luther. 1542/43 im Winter:

„Wie viel meinet ihr, daß Leute sind, die das Brot erwerben? Ich halte, daß ein Bauer die wenigste Zeit des Korns warte etc., denn sonst gehet er mit seinem Holz um, Gersten, Bräuen etc. Item der dritte Theil der Aecker träget kaum Korn, noch werden wir ernähret. Mein Vater sagte einmal zu mir, er gläubte nicht, daß so viel Garben wüchsen, als Menschen auf Erden wären; aber ich gläube, daß mehr Garben wachsen, aber das gläube ich nicht, daß so viel Mandeln Korn wachsen, als Menschen sind. Eine Mandel aber gibet kaum einen Scheffel davon sich kann ein Mensch nicht das Jahr uber ernähren, und werden doch alle ernähret, ja es bleibet noch Getreide ubrig, wenns Jahr um ist. Das ist ja ein wunderlich Ding, daran wir sollten Gottes Gnade und Segen spüren."[166])

Er lehnte die Grossen Hansen ab. In der theologia crucis, die zugleich eine theologia pauperum war, heißt es: „Arme Bauern und Kinder ver-

stehen besser Christum, denn Pabst, Bischöfe und Doctores."[167]) Der Bauer wird ihm in dieser Zeit zur Idealgestalt. Jedoch versteht er den tieferen Sinn von Luthers Schriften nicht. Er nimmt das für ihn Passende heraus.

„Luthers Ethik gebot ihm, den Herren mit dem Aufruhr zu drohen als einem Gericht Gottes über sie, aber dem Volke den Aufruhr zu wehren als eine furchtbare Sünde wider Gottes Gebot, ein Doppelsinn, unbegreiflich für einfache Herzen."[168])

Die Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" wird von den Bauern falsch verstanden. Sie glaubten ihre eigenen Nöte beantwortet und mißbrauchen den Titel, demzufolge der freie Christ fordern könne, ein „freier Mensch" zu sein.

Luthers Schriften zum Bauernkrieg entstanden, als die Spannungen sich gerade entladen wollten oder die Unruhen in Mitteldeutschland auf dem Höhepunkt waren. Der Inhalt ist also auf diese Geschehnisse zugeschnitten, und wir werden kaum andere Äußerungen finden, die mehr über den Bauern aussagen.

Schöffler hat überzeugend dargetan, wie sich der organisatorische Aufbau der Reformation entwickelte.[169]) Sie hatte ihren Anfang in einem Landstädtchen ohne Patriziat, in einer Hochschule ohne Tradition. Die Dozenten der Theologischen Fakultät waren jünger als Luther, sehr viele waren als Studenten hier herangebildet worden. Die ersten Anhänger Luthers waren die Bürger dieser Stadt.

Und ähnlich war es auch im übrigen Deutschland. In den Städten hielt die Reformation schnell ihren Einzug. Sie, die Vorwärtsstrebenden, spürten etwas Neues. Die Reformation ist für sie die neue Zeit. Sie finden hier neue Ziele, neue Gedanken, die sie ausbauen konnten und mit denen sie von der Vergangenheit ein großes Stück abrückten.

Bei den ersten Erfolgen, die verhältnismäßig ohne große Mühe erreicht wurden, blieben Luther und seine Helfer nicht stehen. Sie wollten das gesamte Deutschland der protestantischen Kirche zuführen. Es wurde schon in der Einleitung gesagt, daß der Bauernstand einen sehr großen Teil der Bevölkerung stellte. An ihm konnten die Reformatoren nicht vorübergehen. Und so setzte sich gleich von Anfang an das Bestreben ein, die Bauern für die neue Lehre zu gewinnen. Flugblätter wurden verfaßt, die die Bauern ansprechen und ihnen helfen sollten, den neuen Weg einzuschlagen.[170]) Einige der Flugblätter sind uns erhalten geblieben, und man darf annehmen, daß sicherlich eine große Anzahl dieser „Propagandaschriften" von Hand zu Hand ging. Aber die Bauern verstanden Luther nicht. Sie konnten ihn auch nicht verstehen, da sie, wie ich es schon im vorigen Kapitel dargelegt habe, ein ganz anderes Ziel im Auge hatten. Sie wollten nicht das Neue erreichen, sondern das Alte wiederherstellen. Sie benutzten die Lutherworte für ihre konservativen weltlichen Ziele. Hätte man die Schriften Luthers wirklich verstanden und danach gehandelt, so wäre der blutige Bauernkrieg sicherlich unterblieben.[171])

Wie sagte er doch?

„Ein Christenmensch ist ein freier herr über alle ding und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbar knecht aller ding und jedermann untertan."[172])

Oder

„Ein Christenmensch ist niemand untertan" und gleich darauf: „So wird der freie Christ ein untertan von jedermann." [173])

In einer Flugschrift ist es besonders deutlich ausgesprochen:

„die Christliche freyheit ist ein freyheit des Geistes vnd Gewissens vnd ist nicht ein freyheit des Leibs vnd fleisch vnd der guter." [174])

Das ist Luthers Begriff von der Freiheit, den aber die Bauern überhaupt nicht verstanden.

Einige Jahre später, nach den bitteren Erfahrungen mit den Bauern, die die gesamte Reformation in eine arge Bedrängnis bringen, ist Luther durch die Mißerfolge verbittert. Das kann man gut verstehen, da er sich ja gegen den Stand seiner Herkunft entscheiden mußte. Er will von den Flugblättern nichts mehr wissen. Er fragt am Tisch, welche Religion, welche Lehre, welches Verfahren bei den Bauern die richtigen seien. „Auf eine andere Zeit sagete D. Martin Luther: ‚Die Predigt, so da heißt Deus est misericors (denn er läßt sich selbs creuzigen), die gehört nicht für die Bauern, sondern man soll den Bauren predigen von dem Gott, der die Welt straft mit Pestilenz, Hunger, theurer Zeit und mit Kriege, auf daß die Bauren kirre werden und sich fürchten müßten'." [175])

Zu den Unruhen der Bauern äußert sich Luther dreimal.

1) Ende April 1525: „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben".

2) Anfang Mai 1525: „Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern".

3) Im Juli 1525: „Ein Sendbrief vom harten Büchlein wider die Bauern". [176])

In der ersten Schrift macht er Front gegen die Herren *und* gegen die Bauern. Er schlägt einen sehr heftigen Ton gegen die Fürsten an. Pracht und Hochmut könne der gemeine Mann nicht mehr länger ertragen. Gottes Zorn werde dadurch erregt.

„Es sind nicht bawren, lieben herren, die sich widder euch setzen; Gott ists selber, der setzt sich widder euch, heymzusuchen ewer wueterey". [177]) „... Er kan wol steinen zu bawren machen und widderumb und durch eynen bawren hundert von der ewren erwürgen, das euch alle ewer harnisch und stercke zu wenig sind". [178])

Den Vorwurf, daß er der Anstifter der Unruhen sei, weist er energisch zurück und bittet, auf die Forderungen der Bauern einzugehen. Die Bauern redet er mit liebe Freunde, liebe Herren und Brüder an. (Schon mit der Anrede will er sie beschwören, von ihrem Tun abzulassen.) Er sagt weiter, daß die Bosheit der Obrigkeit noch keine Rotterei entschuldige. Christus befehle, der Obrigkeit gehorsam zu sein. „Nu fallet yhr myr dreyn, wöllet dem Euangelio heffen, und sehet nicht, das yhrs damit auffs aller höhest hyndert und verdruckt". [179]) Er geht dann auf die zwölf Artikel ein. Er bestätigt den Bauern das Pfarrerwahlrecht. Den Zehnten besitze die Obrigkeit zu Recht. Über die anderen Artikel sollen die Juristen entscheiden. Zum Schluß ermahnt er die Obrigkeit und die Bauern: wenn man auf seine Worte nicht höre, so werde Deutschland verwüstet werden und viel Blut fließen. Auf beiden Seiten sei Unrecht geschehen. [180])

Die Bauern aber kamen den Ermahnungen nicht nach. Die Unruhen nehmen zu. So wendet er sich in der zweiten Schrift, da er keinen andern Ausweg mehr weiß, an die Obrigkeit.

„... syntemal die bawrn nu nicht mehr umb das Euangelion fechten, sondern seind offentlich worden treulose, meineydige, ungehorsame, auffrürissche mörder, reuber, gottslesterer, welche auch Heydenissche oberkeyt zu straffen recht und macht hat, ia dazu schuldig ist, solche buben zu straffen“.[181])

Sie hat also jetzt das Recht zur Notwehr gegen den Mißbrauch des Evangeliums. Die Schrift endet: „Drumb, lieben herren, loset hie, helfft hie, erbarmet euch der armen leute. Steche, schlahe, würge hie, wer da kan, bleybstu drüber tod, wol dyr, seliglichern tod kanstu nymer uberkomen, Denn du stirbst ynn gehorsam göttlichs worts ...“[182])

Luther weiß natürlich, daß längst nicht alle Bauern Aufrührer und Räuber sind, sondern daß es einige gibt, die die Unentschlossenen oder die den Gedanken Luthers Nahestehenden mit Gewalt, unter Drohungen, zu den Unruhestiftern ziehen. Gegen diese geht er sehr scharf vor.

„... Denn die bawren lassen yhn nicht benügen, das sie des teuffels sind, Sondern zwingen und dringen viel frumer leute, die es ungerne thun, zu yhrem teuffelisschen bunde, und machen die selbigen also theylhafftig aller yhrer bosheyt und verdamnis. Denn wer mit yhm bewilliget, der fert auch mit yhn zum teuffel und ist schuldig aller ubelthat, die sie begehen und müssens doch thun, weyl sie so schwachs glaubens sind, das sie nicht widder stehen.“[183])

In der dritten Schrift sehen wir deutlich, daß Luther unter allen Umständen sein Werk, die Reformation, verteidigt. „... denn der teuffel hatte es ym synn, er wollte deutschland gantz und gar verwusten, weyl er dem Euangelio sonst nicht weren kundte“.[184]) Der Teufel aber bedient sich der aufständischen Bauern.

„Im Krieg der Bauern gegen den Adel kriegen — mit Lutherischen Worten — Gott und Teufel, kriegen das Evangelium und alle Schwärmerei, kriegt Luther und Karlstadt, Luther und Müntzer ... die große Auseinandersetzung hatte statt, als sich die Reformationen miteinander auseinandersetzten, und unter diesen war doch die lauteste und die für Deutschland wohl auf lange Zeit bedeutendste die des großen Bauernkrieges“.[185])

Ein wenig Schuldgefühl trotz aller Rechtfertigungen hat aber Luther immer behalten. So sagt er 1533 bei Tisch:

„Ich hab im Aufruhr alle Bauern erschlagen, denn ich hab sie heißen todtschlagen; all ihr Blut ist auf meinem Hals. Aber ich weise es auf unseren Herrn Gott, der hat mir das zu reden befohlen. Der Teufel und die gottlosen Leute tödten sonst auch, aber dieselbigen haben nicht Recht“.[186])

Wir sehen in dieser Äußerung, fünfzehn Jahre nach dem Bauernkriege, wie sehr er sich mit der Vergangenheit beschäftigt und wie genau er die Vorgänge noch beurteilen kann.

Es soll nun im weiteren Verlauf auf die Tischreden weiter eingegangen werden, damit wir eine Vorstellung bekommen, wie Luther auch in späteren Jahren die Bauern einschätzte.

 Eine immer wiederkehrende Äußerung über die Bauern ist, daß sie

undankbar seien. Gerade sie, die von Gott alles geschenkt bekommen, danken ihm am allerwenigsten. So sagt er 1532:
„Die Bauern sind nicht werth so vieler Wohlthaten und Früchte, die die Erde bringet und träget. Ich danke unserm Gott mehr um einen Baum oder Staude, denn alle Bauern fur alle ihre Aecker".
Da sprach Philipp Melanchthon:
„Ei, Domine, Doctor, nehmet etliche Bauern und Ackersleute aus, als Adam, Noah, Abraham, Isaac, der auf seinen Acker hinaus ging, daß er bedenken wollte Gottes Gaben in den Creaturen. Genes. 24." [187])
Als einmal, im gleichen Jahre, junge gebratene Hühner auf den Tisch gebracht wurden, sprach Luther zu Magister Nicolas Hausmann:
„Da sehet ihr der Bauern Schätze und Lust, die sie doch nicht erkennen, daß sie von Gott kommen und gegeben werden, danken ihm auch nicht dafür". [188]) Oder „Ego ante biennium nonnunquam putabam consultum esse, ne admitteretur, ut Christus rusticos quaereret, quoties eis vult praedicare, sed ut ipsi cogerentur aliquot miliaria Christum quaerere praedicantem. Nunc autem videmus hanc rem optari non oportere, quia aperte videmus ingratitudinem ipsorum; hoc plus quam dici potest, mereri, ut paulo post id sit futurum". [189])
1532 redet Luther noch einmal von den ungehorsamen Bauern:
„Rusticorum inoboedientia est ineffabilis. Ideo acerrime cogi deberent imperiis et legibus, vnd were nicht gut, das das fronen ab wer gangen. Der Teuffel kund on das der pauren genissen, wen sie es nicht mussen thun." [190])
In diesen Aussagen Luthers urteilt er als Schöpfer der neuen Kirche und als gläubiger Christ, der über den Bauernstand enttäuscht ist. Die „Schätze" der Erde, — Luther versteht die Produkte des Landes sowie den Besitz der Bauern darunter — nehmen die Bauern als selbstverständlich hin. So sind sie undankbar gegen Gott.
Wir hatten im ersten Kapitel die Meinungen der Bürger über die Bauern überprüft, und es soll jetzt unsere Aufgabe sein festzustellen, ob in den Tischreden der Jahre 1530—1543 Parallelen zu den Angaben der Schwänke gefunden werden können.
Wir stellten am Schluß des ersten Kapitels fest: die Bürger hätten gemerkt, daß das Verhältnis der Bauern zur Kirche kein sehr gutes sei. Es ist verständlich, daß die Verfasser der Schwänke die Gründe dafür nicht deutlich aussprechen können, vielleicht schon deshalb, weil sie diese selbst nicht erkannt haben. Wir wissen aber auch, daß die Bauern das Anliegen Luthers nicht verstanden.
Die bürgerlichen Schwankerzähler stellten fest, daß die Bauern nicht beten könnten, weil sie glaubten, daß dazu die Pfarrer angestellt seien und dafür bezahlt würden. Oder wir erfuhren, daß Bauern, die selten in die Kirche gingen, über die verschiedenen Zeremonien erschreckten. [191]) Sind diese Geschichten erfunden oder haben sie sich wirklich zugetragen? Luther bestätigt sie:
„Doctor Martinus Luther sagete, ‚daß der Pfarrherr zu Holsdorf (ein kleines Dorf im Kurkreis, östlich von Schweinitz) seine Baurn nicht hätte wollen zum Abendmahl gehen lassen, dieweil sie nicht hätten gekönnt die Häuptstück des Katechismi. Nun verklagen ihnen die Baurn für die Visitatoribus. Da antwortete der Pfarrherr: „Lieben Herrn,

ich gestehe es, daß ich sie nicht hab wollen zum Abendmahl gehen lassen, denn sie können nicht beten". Da fuhr einer aus den Baurn herfür und sprach: ,Wir dürfen nicht beten, denn darüm halten wir Euch und geben Euch Euren Lohn, daß Ihr für uns beten sollet'."[192])
Dasselbe stellte er auch 1539 fest:
„Ultima Martii dicebat de licentia rusticorum, qui nihil minus essent quam christiani darumb solde man ihnen nichts einreuhmen: dan ich gedacht erstlich, es wehren alle christen, ließ ihnen zu viel nach, tertium et quartum gradum matrimonii Ex ipsi elector Joanne dixisse fertur: Mich dunckt, das die pawren nicht fromb sein."[193])
Eine andere negative Eigenschaft der Bauern, der Kornwucher, wird bei Luther und in der Schwankliteratur gleich stark verurteilt. Kirchhof erzählte eine Geschichte von einem Bauern, die sich 1538 zutrug. Ein Bauer will sein Getreide auf dem Markt verkaufen. Weil seine Preise aber zu hoch sind, wird er es nicht los. Er nimmt es wieder nach Hause, um es evtl. später, wenn das Korn knapp ist, abzugeben. Da kommen aber die Mäuse und fressen alles auf.[194]) Es liegt Wunderglaube, aber auch ein wenig Verachtung und eine gewisse Schadenfreude in dieser Geschichte. Für unser Thema ist sie aber besonders interessant. Der Bauer hat beim Kaufmann gesehen, wie man kauft, verkauft und dabei einen mehr oder weniger großen Gewinn einsteckt. Das Prinzip heißt: zu einer günstigen Zeit kaufen, die Ware lagern und, wenn sie knapp geworden ist, zu teuren Preisen verkaufen. Wenn man als Kaufmann tüchtig ist, kauft man bestimmte Waren in großer Menge ein und kann dann den Verkaufspreis bestimmen. Der Bauer, von dem uns Kirchhof berichtet, war ungeschickt. So erhielt er noch nicht einmal den Marktpreis für sein Getreide. Luther verurteilt die Geldgier und den Gewinn des Kaufmanns und die Versuche des Bauern, es ihm gleich zu tun. Auch ihm sind solche Geschehnisse zu Ohren gekommen:
„Anno 39 war D. M. sehr zornig und heftig wider den Geiz der Baurn, die das Getreide hinschütten und liegen lassen, bis es theuer werde, ,daß sich, Gott Lob', sprach er, ,drei Baurn albereit gehängt haben. Solche Gesellen, so das ganz Land berauben und schinden, sind solcher Strafe werth. Denn diese Theurung ist eine muthwillige Theurung. Gott hätte noch gnug gegeben, es wächset auch alle Tage; allein daß uns der Teufel besessen, muthwilliglich Theurung zu machen, werden Mörder und Diebe an unserm Nähesten."[195])
Die oben erwähnte Geschichte von Kirchhof (V. 144) kam schon 1538 am Tisch zur Sprache.[196]) Kirchhof, der sie in die Sammlung aufnahm, hielt sie also für besonders wichtig. Er stimmte mit Luther in dieser Angelegenheit überein.
Besonders geizig werden bei Luther die Bauern in Bezug auf den Pfarrer geschildert. Es ist klar, daß solche Angelegenheiten Luther oft zu Ohren kamen.
„Zu Lochau wurde Doctor Martin Luther gesagt, daß im Bischofthum Würzburg 600 reicher Pfarren ledig wären, die keine Pfarrherrn hätten. Da sprach der Doctor: ,Daraus wird nichts Guts folgen; aber also wird es einmal auch bei uns gehen, wenn wir in solcher Verachtung Gottes Worts und seiner Diener werden fortfahren'. Und sprach D.

Luther darauf: ‚Wen ich itzt wollte reich werden, so wollt ich nicht predigen. Es sagten die Bauern einmal zun Visitatoren, da sie gefraget wurden: Warum sie nicht wollten ihre Pfarrherrn ernähren, da sie doch müßten Kühehirten und Säuhirten unterhalten? Ja, sprachen sie, einen Hirten müssen wir haben. Meineten, sie könnten eines Pfarrherrn wol entrathen.' "[197])

Diese Schwierigkeiten sollten eigentlich, meint man, nach dem Bauernkrieg überwunden sein. Die Bauern hatten eine schwere Niederlage erlitten, und man nimmt an, daß diejenigen, die die Kämpfe und die anschließenden Gerichtsverfahren gut überstanden hatten, „kirre" waren und es nicht wagten, gegen die Bestimmungen der Obrigkeit aufzutreten. Die Kriegsereignisse scheint man aber schnell vergessen zu haben, denn aus dem Jahre 1532 wird eine ähnliche Äußerung von Luther bezeugt:

„Man sagt von einem Fürsten welchs Bauern ihrem Pfarrherrn nicht hatten wollen den Zehnten geben, als sie nu deshalben fur dem Fürsten verklagt waren, und die Bauern Ursach anzeigen sollten, warum sie dem Pfarrherrn nicht hätten seinen Zehenten gegeben, und sie geringe lose Ursachen anzeigeten, da sprach der Fürst: ‚Es ist Recht, lieben Bauern, ihr sollt dem Pfarrherrn den Decem nicht geben; ich will denselbigen ihme reichen, und ihr sollt hinförder frei von ihme sein, aber mir sollt ihr zweifach so viel geben'. Und sprach D. Luther darauf: ‚Also muß man die groben Gesellen Mores lehren'."[198])

„Ingratitudo mundi. Eh das euangelion kam, stunden alle Beuttel vnd kasten auff, da war korn genung, ja auch geld genung; nun ist alles geschlossen. Darumb wenn das euangelion kompt, so horet alle barmhertzigkeit auff. Aber was wird einmahl Christus sagen am jungsten gericht? Ihr Bauern, habt ihr auch einen pfarhern in euerm dorff gehabt? Tunc respondebunt: O ja, Lieber Herr, solten wir nith? Tunc Christus: Wie habt ihr ihn gehalden? Do wird sichs den finden, wie sie den Christus getrenckt, gespeyset, gekleydt und beherbergt haben."[199])

„Wenn das Evangelium kommt", so sagt er, „da hört alle Barmherzigkeit auf". Ist das nicht ein trauriges Fazit, das der Reformator am Ende seines Lebens erkennen muß?

Der Bauer denke nur an das irdische Leben, klingt es durch viele dieser Äußerungen durch. Luther hat vergeblich versucht, ihm seine Lehre beizubringen und ihn zu Gott zu führen.[200])

Eine weitere Übereinstimmung mit den Schwankerzählern haben wir in der Behauptung, daß die Bauern überheblich seien. Ein Bauer erhält da etwa eines Tages das Amt des „Bürgermeisters". Dabei besteht seine Gemeinde nur aus einigen Familien. Nun aber wirft er sich in die Brust, er wartet darauf, daß er gegrüßt werde und hält Abstand zu den anderen Dorfbewohnern.[201]) „Wenn der Löwe fühlet, daß ihm die Zähne und Klauen wachsen, so spielet er nicht mehr".[202])

„... Der adel vnd die pauern können das euangelium besser denn S. Paul oder Doctor Martinus Luther. Sie seind klug vnd duncken sich gelerter sein, denn all ir pfarrer."[203])

„Der adel, vnd die leien können das euangelium, ich aber nicht; sie seind klug vnd duncken sich klug sein". „Domit verachten sy dj pfarrer".[204]) Bei einer großen Überschwemmung würden die Bauern sagen,

meint Luther: „Hast Du (Gott) mir das Getreide ersäuft, so hast Du mir doch nicht die Thaler ersäufet".[205])
Er kritisiert so ihre stolze Vermessenheit. Aber bei anderer Gelegenheit zitierte er Salomo: „Darum saget auch Salomo: Drei Ding machen die Welt rege, und das vierte kann sie nicht leiden: 1) Wenn der Baur Herr wird, 2) Wenn der Narr voll wird, 3) Wenn die Magd Frau wird, 4) und die Frau Herr wird. Denn wenn die Laus in Grind kömmt, so wird sie stolz."[206])
Aus allen Tischgesprächen, die Luther führte und in denen er sich über die Bauern äußerte, kann man zwei Punkte besonders heraushören. Es sei mir gestattet, diese zusammenfassend darzustellen.
1) Luther ist von der Notwendigkeit des Bauernstandes überzeugt und lobt immer wieder die bäuerliche Arbeit.
2) Die Menschen aber, die diese Arbeit verrichten, tun nichts für das spätere Leben, sie haben das Evangelium nicht verstanden und sind Feinde Gottes.
Zu 1) „Den Acker bauen ist ein göttlich Werk, das Gott befohlen hat".[207]) „Die armen leut befestigen die stedt, vorgessen der weilen der bauren. Wenn sie die nicht haben, so ist es mitt inen vorlorn. Wo wollen sie kes vnd butter vnd fleisch nemen?"[208]) „Große Herrn und Fürsten haben große wichtige Sachen und Händel zu verrichten, müssen derhalven desto mehr Sorge und Gefahr haben; aber Bauern haben dagegen gute Tage, sind sicher und sorgen nicht viel, noch bekümmern sich um Rechts Händel und wie es zugehe. Wenn ein Baur die Fährlichkeit und Mühe eines Fürsten wüßte, er würde Gott danken, daß er ein Baur wäre und in dem seligsten und sichersten Stande. Aber sie sehen noch erkennen ihr Glück und Wolfahrt nicht, sehen nur auf den äusserlichen Schmuck und Gepränge der Fürsten, als, daß sie hübsch gekleidet, und mit güldenen Ketten behänget sind, haben große Schlösser und Häuser, leben herrlich, sind reich und gewaltig etc. Sehen aber nicht die große Sorge und Gefahr, darinne Fürsten leben, wie in eim Feur und Sündfluth, da ein Baur hintern Ofen liegt, brätet Birn und ist sicher!"
Drüm sagte Herzog Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, zum Präceptor zu Lichtenberg, Doctor Reißenbusch, daß der Bauren Leben in niedrigen gemeinen Ständen das allerseligste Leben wäre. Denn also hätte er nach einander gradatim einen Stand nach dem andern immer einzeln vom untersten bis zum höchsten bedacht. Der Kaiser wäre in der höchsten Gefahr, Angst, Noth und Sorge; andere Fürsten hätten auch mancherley Anstöß, Mühe und Arbeit; desgleichen die vom Adel auch ihre Beschwerung und Unlust; Bürger, ob sie ein besser Leben hätten denn diese, doch würde ihnen ihre Nahrung sauer, käuften mit Sorgen und Arbeit, und verkäuftens oft wieder mit Verlust und Schaden; ja, die da wollten anders aufrichtig und ehrlich handeln, müßten viel Gefahr des Lebens haben in der Nahrung; aber den Baurn alleine wüchse Alles durch Gottes Segen fein, ohne große sonderliche Arbeit und Sorge. Was ihnen wächst, verkäufen sie mit Rath, und leben ohn alle Sorge, allein geben sie ihre Zinse und Decem, denn das Land ist der Fürsten. Der Baurn Arbeit ist am fröhlichsten, und voller Hoffnung, denn ernten,
 pflügen, säen, pflanzen, pfropfen, abmayen, einschneiden, dreschen,

Holz hauen, das hat alles große Hoffnung. Und das ist, wie Virgilius schreibet, ‚felices nimium Agricolae, bona si sua norint' (O, wie selig wären die Bauren, wenn sie ihr Gutes erkenneten!. . .“[209])
Und bei einem Gespräch über die Verantwortung der Berufe meint Luther: „Rusticis sum inimicus, quia sedent in summo loco benedictionis et minimas aut nullas peccandi habent occasiones“.[210])
Zu Punkt 2:
„Es war ein große Dürre... Da betete Doctor Martin Luther immerdar, und endlich sprach er mit großem Seufzen: ‚Ach Herr, siehe doch unser Gebet an um deiner Verheißung Willen! Wir haben nu gebetet, unser Herz seufzet; aber der Baurn Geiz hinderts und hemmts, nach dem sie durch das Euangelium nu zaumlos sind worden, daß sie meinen sie mögen thun, was sie gelüstet. Fürchten sich, noch erschrecken für keiner Hölle oder Fegfeuer, sondern sagen: Ich gläube, darum werde ich selig...' “[211])
Die anderen Äußerungen sind schon zitiert worden. Wir müssen sie an dieser Stelle noch einmal durchgehen. Die Bauern danken Gott nicht für ihre Arbeit, für ihre Ernten und ihr Vieh.[212]) Es trifft nicht zu, daß Christus während des Gottesdienstes bei den Bauern sei.[213]) Sie können auch nicht beten, noch kennen sie den Katechismus.[214]) Die Bauern sind geizig und geldgierig. Sie lassen lieber Getreide verkommen, als daß sie es zu einem normalen Preis verkaufen.[215]) Den Pfarrer wollen sie nicht bezahlen, weil sie nicht einsehen, daß er notwendiger als der Viehhirt sei.[216]) Luther behauptet weiter, daß die Bauern überheblich seien.[217]) Der Herr gibt den anderen Menschen nicht mehr als den Bauern, aber sich selbst gibt er ihnen nicht.[218]) Diese harten Urteile Luthers seien mit folgender Aussage Luthers beschlossen: „Ein baur, der ein christ ist, ist ein heltzern schireisen“.[219])
Zusammenfassend ist zu sagen, daß Luther sich in den ersten Jahren seiner Tätigkeit um den Bauern bemüht hat. Nach dem Bauernkrieg aber — zeigen die Tischgespräche — ist die Einstellung des Reformators zum Bauern vorwiegend eine negative. Er sagt, der Bauer sei ungehorsam, undankbar, überheblich und geizig, er denke nur an das irdische Leben und habe das Evangelium nicht verstanden. In mehreren dieser Feststellungen stimmt er mit den Schwankerzählern überein. Die bäuerliche Arbeit aber wird von ihm auch weiterhin anerkannt und geschätzt.

II. Volkskundliche Elemente in der Literatur

Bei der Sammlung des Materials für den ersten Teil der Arbeit stellte es sich heraus, daß in den Quellen Volksbräuche und Sitten geschildert werden, die das Leben der Menschen im 16. Jahrhundert deutlich charakterisieren. So ergab sich ganz von selbst, daß dem geistesgeschichtlichen ein volkskundlicher Teil angeschlossen wurde. Doch enthält dieser keinen erschöpfenden Bericht zur Volkskunde des 16. Jahrhunderts. Das meiste Material wurde in den Schwanksammlungen gefunden. Doch sind die Mitteilungen nicht reichhaltig, da sie nicht auf Einzelheiten eingehen; die Verfasser dieser Literatur verfolgten ja auch keinen volkskundlichen Zweck. Für die gesammelten Aussagen ergab sich folgende Gliederung:

1) Sitte und Brauch im Leben des Menschen.
2) Sitte und Brauch im Jahreslauf.
3) Der Volksglaube.
4) Kleidung und Mode.
5) Die Volksnahrung.

Über andere volkskundliche Themen lag entweder kein oder zu wenig Material vor, sodaß von einer Bearbeitung Abstand genommen wurde. Zwei Aussagen über Volksmedizin sind in das Kapitel Volksglaube eingearbeitet worden.

Da die Schwankerzähler in Süddeutschland oder im Elsaß gelebt oder — wie Lindener und Schumann — einen großen Teil ihres Lebens in Süddeutschland verbracht haben, so werden wir hauptsächlich Sitten und Bräuche aus diesen Landschaften angegeben finden. Kirchhof berichtet dagegen meist (mit genauen Ortsangaben) über seine Heimat, das Hessenland. Soweit Orte angegeben worden waren, sind sie in die Darstellung übernommen worden.

1. Sitte und Brauch im Leben des Menschen

Zu allen Zeiten stellten sich die Menschen Fragen über Gott und die Welt sowie ihr eigenes Dasein und versuchen, diese aus ihrer Zeit zu beantworten. Es ist klar, daß die Antworten im Mittelalter anders ausfielen als in unserer Zeit, und es läßt sich aus dem volkskundlichen Gut — wie die Forschung nachgewiesen hat — eine Vorstellung davon gewinnen, wie die Menschen in vergangenen Zeiten sich mit diesen Fragen auseinandergesetzt haben.

Sitte und Brauch im Lebenslauf des Menschen lassen uns das Fragen nach Woher, Wohin und Wozu erkennen: das Leben soll erhalten, gute Mächte sollen gefördert und böse abgewehrt werden. Es ist selbstverständlich, daß das religiöse Mittelalter auch im Brauchtum kirch-Llich-religiös gebunden oder beeinflußt war, sodaß unsere volkskundlichen Betrachtungen immer wieder in diese Bezirke des Lebens führen werden.

Die Geburt.

„Die müter am warmen in eim umbhang sechs wochen kindtbeth inligen, gute hüner essen, die kinder thund ir gleich in ein wiegen, legends in gute waiche windelen, küsslin und decklachen yngewicklet und gebend in gute beppe mit der besten milch gekocht, zu essen. Maria, die muter gots, hats nit also gehapt; sie ist am kalten gelegen in eim stall, hat grob rindtfleisch in ruben gekocht gessen. Und hat Joseph das kindlin in kein wiegen, sunder in ein kripff gelegt, mitt hew und stro zugedeckt, das ihm der frost nit geschadt, in allte hosen ingewicklet und gebunden unnd darnach ihme ein guten dicken schwäbischen haberbrey gekocht; damit hatt er das kind ufferzogen bitz in sein alter, davon es auch gewachsen unnd ein starcker man worden. Es ist auch sein lebtag nie kranck gewesen, bitz in die juden gekreutzigt haben; da hat er wol sterben müssen. Sunst, das ir ewere kinder also zart ziehen, so werden nichts dann eytel göwitzen darauss, sind

für und für stetigs furtzfellig, kranck und sterben! So überkommen und behalten ir auch starcke junge kinder, wann ir ihnen solche gute starcke haberbrey zu essen geben."[220])
Der Bauer glaubt, daß die Frau nach der Geburt unrein und so den bösen Mächten in die Hand gegeben sei. Dieser alte und überall vorhandene Glaube wird ihm durch die Bibel bestätigt. Erst sechs Wochen nach der Aussegnung wird sie wieder rein. Die Hühnersuppe, die die Wöchnerin von den Nachbarinnen erhält, dient der Stärkung ihrer Gesundheit und der Hebung ihrer Arbeitskraft. Sie wird auch heute noch auf dem Lande für die Wöchnerin gekocht.
Gleichzeitig möchte aber Frey erzieherisch wirken, indem er glaubt, daß das Kind schon in der Wiege fest angefaßt werden müsse, damit es sich später im Leben besser halte.

Die Taufe[221])

Melander bestätigt, daß die Kinder schon bald nach der Geburt getauft wurden. Er erzählt, daß in Kassel während der Marktzeit eine Bauersfrau einen Sohn geboren habe, der noch am gleichen Abend in der Stadt getauft worden sei.[222])
Über das Brauchtum in der Kirche haben wir verschiedene Berichte.
Kirchhof erzählt von einer Taufe in einer katholischen Kirche. Die „kindsfrauw" muß den Namen des Kindes nennen, dann nimmt es der Pfarrer, wickelt es aus den Windeln und während er es mit der linken Hand hält, begiesst er es mit der rechten mit Wasser.[223])
Durch weitere Berichte wird Näheres über die Personen bei der kirchlichen Taufe mitgeteilt. Die Hebamme muß nach der Einsegnung das Kind aufbinden.[224])
„Auff ein zeyt täuffet man ain kindt, und wie dann der brauch ist, das etliche weyber mit gehend und die hebamm, also auch da geschach".[225])
In anderen Geschichten spielt der Vater des Kindes bei der Taufe eine besondere Rolle. Der Pfarrer fragt: „Wie soll das Kind getauft werden?" Der Vater muß dann den Namen des Kindes, hier eines Mädchens, nennen.[226]) In München bittet der Vater einen Bekannten, daß er „... seinen newgebornen son solt auß der tauff heben". Dieser hält dann das Kind und sagt dem Pfarrer den Namen.[227])
Von einer Nottaufe berichtet Pauli:
„Vf ein mal was einem buren ein kind worden, das must man notteifen, das teifft er selber. Wan wen ein man da ist so sol es kein fraw teiffen, wan ein geweichter da ist oder ein priester so sol es der selb teüffen". Das Kind starb. „Der buer thet es in ein schindellad..." und brachte es dem Priester, damit es begraben ward.[228])
Kirchhof, der mehrere Jahre lang Landsknecht war, erlebte dabei in diesen Kreisen auch Geburten und Taufen. Wenn das Lager in der Nähe einer Stadt war, ging man in eine Kirche, wo die Taufzeremonie vom Lagerprediger vorgenommen wurde. Sonst taufte man im Lager. In der vorliegenden Geschichte trägt die Frau eines Landsknechtes das Kind, Gevatter und Landsknechte folgen. Manchmal wurde der Zug auch von einem Pfeiffer oder Trommler begleitet.[229])
Wohlhabende Leute waren schon damals als Gevatter sehr beliebt.
„Es hat sich bey wenigen Jahren an einem orth zugetragen / daß ein

armer Bawersmann einen reichen Bawern am selben orth zu Gevattern bittet / vnd sonderlich begeret / daß er auß Christlicher lieb ein werck der Barmhertzigkeit an jm erweisen / vnd seinem Jungen söhnlein bey der H. Tauff den namen geben wölle". [230])

Aus Frankreich weiß Kirchhof zu berichten, daß derjenige, der den Täufling zu tragen habe, einen Kranz auf das Haupt setzen müsse.

„Wie man vorzeiten vom sacramente der heiligen tauff gehalten, wer sie, warumb sie eingesetzt und was fürnemlich dabey zu bedenken von nöhten, gelehrt, gewust und geglaubt, ist aus nach beschriebenem gut anzunehmen, wie ich, schreiber, dieses buchs, zu Blangas einer stadt in Gasconien, anno 1548 von einem bürger ward erbetten, ein kindlein (wie wol ein mägdlein, damit daselbst kein unterschied) und ietzt vor dem tauffstein stunde, setzt mir die kindsamm einen grossen rosamareinkrantz auff, wie ein storchsnest, welchen ich wider abzuwerffen unterstunde; war dieselbige fraw bald da und sagte, ich solte es bleiben laßen und mich dem gebrauch des orts nicht widersetzen, welchs sonst für ein grosse unvernunfft würde geachtet. Wolan, ich must es geschehen lassen, stundt derwegen gekrönet mit der schappel, biß alles nach ihrem gesetz wardt vollendet. Alsdann name gedachte kindsamm mir denselbigen krantz vom haupt, warff ihn hinden unter den umbstand, darüber sich ein großes unglaublich reißen und gezänck erhube, sintemal ieglichs, welchs das größte stück von diesem rosamarein, deßen vollauf daselbst und sehr gros wächset, bekäme, sich befließe und viel glückseliger schetzet, weil der exorcismus und andere gebettlein hierüber gesprochen worden. O unglaub über unglaub!" [231])

In Deutschland ist ein ähnlicher Brauch aus Neckarsulm bekannt, wo kleine Mädchen, die den Täufling tragen, einen Kranz erhalten. [232])

Das Zerreißen ist sonst nur von Brautkränzen bezeugt. [233])

Kirchhof betont in diesem Zitat — das scheint mir besonders wichtig zu sein — „wie wol ein mägdlein, damit daselbst kein unterscheid". Es scheint also in Deutschland, zumindest in Hessen, bei den Zeremonien ein Unterschied zwischen Knaben und Mädchen gemacht worden sein.

Ein anderer Brauch in der katholischen Kirche, der heute kaum noch bekannt sein dürfte, ist ebenfalls von Kirchhof aufgezeichnet worden. Leider gibt er hier weder Ort noch Zeit des Erlebnisses an.

„Auff ein zeit, da ein jung kindlein ward zur heiligen tauffe getragen, und unter andern ceremonien, wie im papstthumb breuchlich, die kindsfrauw oder diejenigen, so das kindlein auff den armen hette, staub von der erden auffheben und dem pfarrherr reichen wolte, darvon einen speichel zu machen und dem kindlein in dem mund zu streichen". [234])

Kirchenstaub galt schon im frühen Mittelalter als besonders heilkräftig. [235]) In dieser Geschichte sollte der Staub sicherlich dazu dienen, um den Täufling gegen böse Mächte besonders widerstandsfähig zu machen. Daneben wurde Kirchenstaub als zauberkräftig angesehen. Man glaubt z. B., er löse bei Stummheit die Zunge. Kinder sollen durch ihn schneller sprechen lernen.

Wie in Kassel zur Taufe eingeladen wurde, ist von Kirchhof aufgezeichnet worden.

 „Welcher wil, daß man umb fünff oder halbweg umb sechß uhren soll

anfahen zu essen, muß den gesten ein tag zuvor (dann sie etwa anderst hin berufft werden möchten) solches anzeigen und umb drey uhr zu kommen sie bitten lassen. Darnach, wenn schier die drey herzu, seinen botten wider umbher, daß sie die geladnen auffs neuw bitten und daß alles fertig sey, inen zu verkündigen, schicken. Zum dritten, denn keiner wil der erst und Gerngast genennet seyn, auch ehe die weiber sich butzen und spiegeln, muß ein halbe stund nach vieren, der, so das mal zugerichtet, seine diener wider auff der post umbher zu rennen und schier, daß die krafft und die herrligkeit in ewigkeit ist, umb gottes willen umb erscheinung der übrigen zu flehen, abfertigen." [236])

Die Ehe

Gedanken über die Ehe

Mit dem Heranwachsen der Kinder gewinnt die Frage ihrer künftigen Eheschließung Bedeutung. Man beobachtet, wo und wie sich die Burschen und Mädchen zusammenfinden und die ersten Fäden einer kommenden Verbindung geknüpft werden, soweit diese nicht durch die Eltern bestimmt wurde. Für die Mädchen wird früh durch eine Aussteuer gesorgt, wenn sie nicht, wie es besonders beim Adel und Bürgertum üblich war, in ein Kloster getan wurden.

„So hab ich noch zwo schwestern in einem frauwenkloster, die schreiben mir zu vil malen ir andechtig gebett zu. Dieselbigen hat mein vatter selig allein darumb inn das Kloster gethan, das ich mein stat destor bas mag erhalten, sunst hett er in vil zur heimsteur geben müssen, so mir ein grosser abbruch gewesen wer." [237])

Selbstverständlich haben sich die Schwankerzähler auch Gedanken über eine ideale Ehe gemacht. So Schumann über die Wahl des Partners und das Heiratsalter:

„Darumb so sprich ich, das ein alter mann sehr närrisch thut, das er ein junges weib nimpt; wann sie nit alle jar ein kind tregt, darmit ihr die zeyt und weyl vergehet, so ist es warlich müh, und sonderlich wo man essen und trincken, auch was man bedarff, genug hat, wie dann dise bäurin. Und die eltern thun sehr närrisch, das sie ire kinder nach dem gut verheyraten und brüffen nit von ersten, ob ire kinder seyen genaturt, das sie nichts nach der kleinen haußarbeit fragen. Dann als auff ein zeyt Diogenes der grosse philosophus wurde gefragt, wann ein mann möcht am besten heyraten, gab er zu antwort: „Der junge mann soll verziehen und sich nit zu jung in den ehestandt begeben". Wie jetzt zu unsern zeiten wir sehen und sehen müssen, das kinder wider kinder machen. Wenn einer ist kaum herauß krochen, so will er schon ein weib haben, darmit er künde am feyrtag spatzieren gehn; und wann er hat ein jar oder zwei haußgehalten, so wolt er, sie wer ein wolff und lieff im wald." [238])

Schumann meint dann weiter, daß viele junge Männer wegen ihrer schlechten Ehen zu den Landsknechten gehen. Hinsichtlich der Altersunterschiede hat er nichts dagegen, wenn ein alter Mann eine junge Frau nimmt. Er macht jedoch auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die sich später einstellen können. Vor einem Auseinandergehen warnt er. Endlich gibt er zu, daß es auch in den Ehen, die zwei *junge* Menschen geschlossen haben, oft nicht klappe.

Besonders aufschlußreich ist die Stelle: „Und die eltern thun sehr närrisch, das sie ire kinder nach dem gut verheyraten..." Er meint damit, daß er nicht mehr einverstanden sei, daß besonders im Bauerntum bei der Heirat der Besitz beachtet wird.

Montanus erzählt eine Geschichte von einem Hochstapler in Augsburg und kommt auf das gleiche Problem zu sprechen:

„Es geschicht denen gesellen etwann recht, die ihre kinder nach gut und nicht nach frumkeit verheurhaten... helff ihn doch Gott nach diser welt, da warlich nicht nach gut oder reichthumb geurtheylt werden würt, sunder allein nach unserm verdienst". [239])

Nicht mehr der Besitz dürfe bei einer Eheschließung maßgebend sein, so meint Montanus, sondern die „frumkeit". Ich möchte darunter die Tüchtigkeit im bürgerlichen Sinne verstehen.

Die Werbung

Für eine Brautwerbung durch beauftragte Werber ist kein Zeugnis vorhanden. Dagegen wird über eine Werbung der Eltern für ihre Kinder mehrfach berichtet:

Da möchte in einem Dorf bei Breisach ein Bauernsohn gern ein hübsches Stadtmädchen zur Frau haben. „Unnd von stundan der bawr sampt seiner frauwen unnd auch der gantzen freüntschaft in die stat giengen, nach der junckfrauwen hauß fragten, darein tratten. Und nach dem sie der junckfrawen eltern gefragt, was ir zu hauß kommen bedeut, fieng einer undter inen an und warbe dem jungen umb die tochter."

Die Eltern des Mädchens lehnen die Werbung ab, weil sie glauben, daß die Tochter noch eine bessere „Partie" machen könne. Sie sagen jedoch höflicherweise, daß ihre Tochter noch zu jung zum Heiraten sei.

„.. unnd bedanckten sich gegen ime, das er sie umb ir tochter vor andern hette angesprochen".

Als der Bauernsohn aber von seiner Wahl nicht abzubringen war und sogar aus Liebeskummer krank ward, ging die Familie erneut in die Stadt, um mit den Eltern des Mädchens ein zweites Mal zu sprechen. Jetzt überließen die Eltern die Entscheidung der Tochter, und als diese nein sagte, ward die Werbung erneut abgelehnt. [240])

Von einer bäuerlichen Werbung berichtet auch Pauli. Da kommen die zukünftigen Schwiegereltern und die zukünftige Frau zu dem Bräutigam und besichtigen eingehend dessen Haus und Hof. Das ist eine für die bäuerliche Welt typische Form, die Bauschau. [241])

Nach der Zimmerschen Chronik wurden im Hunsrück für den Bräutigam Bürgen verlangt, daß er seinen ehelichen Pflichten genügen würde, während sich die Familie für die Braut verbürgen mußte, daß sie noch Jungfrau sei.

„...da wurt under dem gemainen man von unverdechtlichen jaren here und zu achten, noch von der heidenschaft, ein gewonhait gehalten, also, wann ain junger gesell sich verheiraten will und umb eine wurbt, so mueß zuvor er irer freundtschaft burgen setzen, das er ain hertbarer gesell seie (das sein die verba formalia), das ist sovil, das er wol haspeln kunde uf der betziehen. Dargegen aber so muß im der hochzeiterna freuntschaft verburgen, das iren dochter oder verwantin ein raine jungfraw seie." [242])

Schumann bestätigt, daß es nicht Sitte war, daß die Frau beim Kennenlernen der aktive Teil sei:
„Dann es steht junckfrawen nicht zu, das sie sollen zum ersten umb die jungen gesellen oder mann bulen“.[243])
Von einem Brauch in „... mittnächtigen ländern“, also wohl in Skandinavien, berichtet uns Kirchhof. Allerdings gibt er keine Quelle an. Hier beteiligen sich Eltern, Verwandte und Bekannte ebenfalls an der „Werbung“. Sie bewaffnen sich, umstellen das Elternhaus des Mädchens und versuchen, dieses mit sich zu führen, während sich die Eltern und Nachbarn der zukünftigen Braut heftig dagegen wehren. Ist der „Raub“ geglückt, so wird das Mädchen auf einem Schlitten mitgenommen. Im Hause des Bräutigams wird gegessen und getrunken und dann
„... die braut zu dem bräutigam in ein kammer allein geführet, und nachdem sie eine nacht oder zwo bey einander gewesen, und ir geliebt, da zu bleiben oder wider zu den ihren sich zu verfügen, stehets zu irem wolgefallen; ohne solche vorhergehende ceremonien wirdt zwischen inen keine ehe beschloßen oder bestätigt...“[244])
Es geht aus dieser Äußerung nicht hervor, ob es sich um eine Abart der Nachtfreierei oder um eine Probeehe handelte, da die Angaben nicht ausführlich genug sind und Kirchhof sie wohl auch aus einer mehr oder weniger zuverlässigen Quelle schöpfte.
Schumann bezeugt auch das Zusammensein der Burschen und Mädchen in den Spinnstuben in einem Dorf bei Basel. Darin soll sich ein Bauernbursche befunden haben, der auffiel, weil er
„... fraget nichts weder nach pracht oder nach der gungkel oder rockenstuben, wie yetzt die baurenknecht thund. Ja, solt einer in dem winter nicht alle nacht in ein rockenstuben lauffen unnd löfflen oder fensteren, wie sie das dann heyssen, er blybe nit drey tag im dorff.“ ... „Auch so thuns die bawren nicht allein, man kans inn stätten auch. Wann unsere sönlein von dem wein heym gehn, so muß das metzlein solches wissen“. Man bringt „ihr“ ein Ständchen, sie tritt ans Fenster und gibt ein Zeichen, daß sie es gehört habe.[245])
Auch die Kuppelei wird in den Schwänken erwähnt.
„Wie wir sehr offt erfahren, auch erfahren müssen, das die losen alten bösen huren, auch kuplerin, (wiewol mans yetzt nit heyßt kuplen, sonder man heyßt es zubringen fein glimpflich) die manchem frommen, redlichen, auch ehrlichen mann sein weybe oder tochter auch bißweylen die haußmägdte verkuplen oder zubringen umb deß heylosen gelts wegen, unnd sonderlich in grossen stätten seind ihr, der alten huren gar vil. Wie mir dann selber eines herren diener hatte erst newlich gesagt, es sey ein altes weyb zu seinem herren kommen und hab zu ihm gesagt: „Herr, wölt ihr eine haben von 12 jaren oder 13, 14, 15, 16, 18, 20 oder 24 jaren, elter oder jünger?“ Das solt er ihr nur sagen, so wolt sie ihm eine zubringen.“[246])
Manche ältere Frau in den Städten verdiente sich ihren Lebensunterhalt durch Heiratsvermittlung und Kuppelei.

Die Verlobung

Streng mußte das Eheversprechen eingehalten werden, auch dann, wenn es unter ungünstigen Bedingungen oder vielleicht erpreßt worden war.

So erzählt Montanus, wie ein Bauer und sein Sohn den törichten Knecht in der Nacht verabredungsgemäß bei der Magd erwischen, die sie selbst geliebt haben. Der eingeschüchterte Knecht wird gezwungen, ein Eheversprechen zu geben. Doch am andern Tage weigert er sich, das Versprechen einzuhalten, und ruft das Gericht an.

„Umb mit einander für das consistorium kamen, fürbracht, wie er zu solchem gelübdt were gezwungen worden, mit bitt ihne zu absolvieren. Die herren richter nicht bedachten, das die gelübdt, so gezwungen und aus forcht geschehen, nicht statt haben, und dem guten gesellen die verfelt dochter zusprachen." [247])

Als äußeres Zeichen der Verlobung wurden bei den Patriziern einer Reichsstadt Ringe getragen.

„... da aber eine jungfraw ein gülden ringlein am finger hette, war ein anzeigung, daß sie verlobt war ..." [248])

Die voreheliche Liebe

Der Apostel Paulus empfiehlt der Frau die Jungfräulichkeit vor der Ehe, weil sie dadurch vor Drangsal und Sorge bewahrt werde, vor allem aber, weil die innere Freiheit eine größere Hingabe an den Herrn ermögliche. [249]) Wohl ist dem Christen gestattet, alles zu tun, was nicht sündhaft sei; aber unter Umständen könne eine Handlung ihm oder anderen Schaden bringen und dadurch unerlaubt werden. So sei der Genuß einer Speise an sich eine rein natürliche und gleichgültige Handlung, nicht aber die Unzucht. Denn nach Gottes Willen habe der Leib eine höhere Bestimmung, er sei ein Glied am Leibe Christi und solle am jüngsten Tage an der Herrlichkeit des Auferstandenen Anteil haben.

„Flieht die Unzucht! Jede andere Sünde, die ein Mensch begeht, bleibt außerhalb des Leibes; wer aber Unzucht treibt, versündigt sich an seinem eigenen Leibe". [250])

Die geschlechtliche Liebe vor der Ehe wird als Unzucht betrachtet und ist also eine Sünde. Paulus stellt Betrachtungen an, wie sich Menschen verhalten, die diese Sünde begehen.

„Es ist eine frage wie kumpt es das die, die der tüffel zusamen fügt in der bulschafft, in eins sanckszweisz, die kan niemans von einander bringen, vnd die got zusamen fügt, die kan niemans bei einander behalten. (Quos deos coniunxit homo non separaret)." [251])

Und an anderer Stelle:

„Darumb was der tüffel zusamen bringt, das kan niemans scheiden, wan er das feüer vnordenlicher liebe so grosz macht, vnd daryn blaszt, das es für vnd für brent, wan sie aber got zusamen fügt in dem Sacrament der heiligen ee, so macht der bösz geist das feüer der liebe in dem anfang der ee grosz, vnd brint doch klein, wan wen sie einander für vnd für lieb hetten als den ersten tag, vnd die weil das hochzeitsbrot wert, so würden sie nimer vneins, das feüer erlöscht der bösz geist, er macht, das es ab nimpt von tag zu tag, bisz sie einander spinnenfeint werden vnd gantz kalt in iren hertzen." [252])

 Montanus behauptet dagegen in einer Geschichte das Gegenteil. [253])

Durchführung der Hochzeit und Feierlichkeiten

Hatte man einen Termin für die Hochzeit festgesetzt, so wurde das Aufgebot bestellt.

„Zuuor drey Sontag nacheinander müssen auff der Cantzel offentlich proclamirt vnnd auffgeruffen werden".[254])

Über Hochzeitsfeierlichkeiten wird oft berichtet. Nicht umsonst gelten in bäuerlichen Gegenden die eigene und die Hochzeit der Bekannten der Dorfgemeinschaft als Hauptereignisse des Lebens überhaupt. Wenn man sich die Schwänke ansieht und mit der heutigen Zeit Vergleiche zieht, erkennt man, daß sich wenig geändert hat. Das Einladen vieler Gäste, das übermäßige Essen und Trinken, all das besteht bis in die heutige Zeit fort. Je wohlhabender ein Bauer ist, um so größer ist die Feier. In der Schwankliteratur finden sich folgende Beschreibungen.

Kirchhof berichtet, daß in einer ihm bekannten Stadt der Brauch bestand, die Braut einzuholen. Er bemerkt, daß die Schilderung nach einem Erlebnis aus dem Jahre 1541 erfolge.

„... daß die braut kommen und man ihr entgegen ziehen und sie, wie alters hergebracht, ehrlich und freundlich emphahen solte".[255])

Die Familienmitglieder werden selbstverständlich zu solch einer wichtigen Feier gerufen, auch wenn sie einen sehr weiten Weg haben.

„Ein student studiert zu Frankfort an der Ader, der was ein geborner Düring, von ehrlichen leuten erboren; dem selben ward von seinen ältern geschriben, er solt heim kummen; sein schwester wer vermähelt..."[256])

Die eigentliche Feier beginnt mit dem Kirchgang und der Trauung durch den Pfarrer. Die Trauung geschah damals wohl allgemein noch vor der Kirche. Davon erzählen Wickram und Montanus. Im Elsaß wurde das Brautpaar beim Betreten der Kirche an der Brauttür eingesegnet:

„Als nun der priester under die kirchenthur kam, die braut wolt einsegnen..."[257])

Das gleiche berichtet Montanus, allerdings ohne Angabe eines Ortes: „Als nun der tag der hochzeyt vorhanden ware, unnd der jung mit seiner newen braut für die Kirchen trat wartende, wann man in wolt einsegnen..."[258]) Die Braut trägt einen Kranz. „Wie aber die brawt vor der kirchen stundt und mit einem kräntzlein gezieret war... Ist es der brauche, daß die huren kräntzlein tragen wie die jungkfrawen?"[259])

In Köln trug die Braut einen Kranz aus Rosen im Haar, und es wird bestätigt, daß ihn ebenfalls nur Jungfrauen tragen dürften.[260])

Auch die Hochzeitsgäste tragen Blumenschmuck (woran man erkennen kann, daß sie zur Hochzeitsgesellschaft gehören).

„Ein baur fand ein krentzlin auff einer hochzeit; geriet im dadurch, das er ein gut mal aß... Es begab sich auff ein zeit, das er zinskorn in ein statt furt, deren namen ich hier underlas anzuzeigen. Nun was in derselbigen statt ein gros hochzeit, darauff vil erlicher leut aus andern stetten geladen waren. Als nun der kirchgang volbracht was und

man yetzung zu dem imbis gon solt, hat einer der hochzeitsmenner seinen krantz vom hut oder paret fallen lassen; denselbigen hat gemelter baurßman funden und auff seinen hut gesteckt, ist also dem brautvolck nachgefolget bis an das ort, da der imbis bereit gewesen ist. Also haben die, so darzu verordnet, yederman einen yeden nach seinem stath und wirdin zu tisch gesetzt. Als man aber schon gesessen, ersicht einer des brütgams verwanter den bauren mit dem krantz, fürt in von stundan hinauff in die stuben, setzt in zu einem tisch zu andern karchern, so die frembden brautleit dargefürt hatten. Der gut baur nams zu grossem danck an, zecht und was gut muts."[261])

Von dem bei der Hochzeit sich äußernden Volksglauben gibt Kirchhof zwei Beispiele. Wer am Hochzeitstage als erster zum Altar tritt, wird zuerst sterben.[262]) Wenn die Frau nach der Rückkehr von der Trauung zuerst nach der Haustür greift, wird sie das Regiment überkommen.[263])

Nach dem Kirchgang beginnt die häusliche Feier mit einem gemeinsamen Essen. Das wird von allen Erzählern übereinstimmend bezeugt.

„Als nun der kirchgang verbracht, die malzeit, der tantz und andere gebreüch den tag außgerichtet waren..."[264])

Spielleute machen die Hochzeitsmusik.

„Nit weit von Altzen hielt ein baur seinem son ein hochtzeit. Zu solcher hochtzeit unnd frewden bestelt er zwen spilmänner, ein tromenschlaher und ein pfeiffer; die warend burger zu Altzen".[265])

Pfortzheim: „Als nun der tag kam, das sie solten zu kirchen gon, lud er vil eerlicher leut zur hochzeit. Auff die ward ein gutes mal zugericht, wie dann gemeinlich an allen orten brauch unnd gewonheit ist. Des morgens fürt man sie zu der kirchen mit pfeiffen und trumen, und was alle freud da."[266])

„Solcher hochmut vertrug auch ein scheffer auff dem Eißfeldt anno 1540, denn als in einer nahend bey im wonende ansprach, daß er im zu seinen ehren und hochzeitlichen tag mit der sackpfeiffen die geladenen wolt frölich machen..."[267])

Von der Sitzordnung bei Tisch erzählt Schumann:

„Es wont ein bütner oder binder zu Nördlingen im Rieß, der heist mit namen Jörg Schmid, auch ein sehr guter zecher; der ward auff ein zeit auff ein bauren hochzeit geladen, zoch dahin mit seiner frawen. Als man nun zu tisch saß, setzt man den bütner hinnauf an den herren tisch; dieweyl er dann ein frembder hochzeyt mann war, muste er bey den herren sitzen; gleichwol ihr seind nicht vil da gewest, wie er selbert saget."[268])

Anläßlich der oben schon erwähnten Hochzeit in Thüringen geht Frey als einziger auf einige Einzelheiten beim Hochzeitsmahl ein.

„Also legt man ihme ein henn für, die er zerlegen solt und andern auch, die weil er der braut bruder sey, fürlegen. ... so schütt er zwey gleser foll rotes weins inn die supp und uff den tisch, das die gleser zerbrachen."[269])

Auf einem Holzschnitt von 1550 sieht man auch Würste aller Art auf dem Tisch.[270])

Einen bei seiner Hochzeit besonders gastfreien Wirt in Kolmar erwähnt Wickram.

 „Zu Colmar zum wildemann hat der würt hochzeyt, und was für gest

in denselbigen zweyen tagen inn die herberg kamen, vonn denselbigen nam er gar kein ürten, sonder hat sy allsamen zu gest".[271])

Den Tag und den Abend verbrachte man bei Spiel und Tanz.

„Nun als man zu nacht geessen, fienge man an zu tantzen".

Es wurde zu zweien getanzt.[272])

Einen Volkstanz in der deutsch-französischen Stadt Metz bei einer Hochzeit hat Kirchhof beschrieben.

„... wie sie nach ihrer weise und welschen sitten nach gewonheit auff den hochzeiten einen tantz, nemlich einen rundtantz, da erstlich ein manns- ein weibsperson, diese wider ein jungen gesellen etc. bey der hand faßet, und also fein zierlich und gemach herumb im circkel tantzen oder springen anhuben, dünckt es ihn sehr seltzam und närrisch und sagte, das tantzen nach teutschem gebrauch, da immer zwey oder ein par mit einander frölich dahin springen, were viel lustiger, stünd auch artiger und höfflicher."[273])

Auch bei einer Hochzeit im Lager der Landsknechte findet ein Kirchgang statt. Ist keine Kirche in der Nähe, so wird die Trauung im Lager vorgenommen. Ein fröhlicher Hochzeitstanz schließt sich an.[274])

Im niederen Hessen war es Brauch, die Geschenke dem Paar nach dem Essen zu überreichen.[275]) Es werden Geld und — als Beitrag zum Mahl — auch Lebensmittel wie z. B. Fleisch geschenkt.[276])

In Kassel können Gäste, die am Hochzeitstage am Erscheinen verhindert sind, am nächsten Tag kommen, um die sog. Nachhochzeit zu feiern.[277])

Wenn die Feierlichkeiten vorüber sind, dürfen die Eheleute zum ersten Mal rechtmäßig zusammen schlafen gehen.

„Als nun der kirchgang verbracht, die malheit, der tantz und andere gebreüch den tag außgerichtet waren und beide newe eeleüt schlaffen gefürt wurden..."[278])

Das Brautbett wird durch den Pfarrer geweiht, der selbstverständlich dafür eine Belohnung fordert:

„So einer brutlouff gehept, so hat er dem pfaffen vor der kilchtür sy inzesegen 5 ß und 1 ₰, darnach der brutbeth ze wyhen ein hun und ein stuck fleisch geben mussen, ist ein unpillichs, werden sollichs fürter ze geben nit gepunden sein".[279])

Oft wird, wie es heute noch in vielen ländlichen Gegenden üblich ist, auch am nächsten Tag gefeiert. Dabei wird besonders das junge Paar wegen der ersten gemeinsamen Nacht geneckt.

„Volgents morgens aber kamen die frawen, seine verwandte und andere junge weiber mit ihnen, zu schawen, wie allenthalb gewonheit ist, ob die braut noch lebte, brachten darneben, so sie daheim gekocht, ein gerichtlein (an etlichen orten heißet man es ein weinsauffen oder weinsuppen, in Francken eßen sie ein eyer und schmaltz des morgens, wenn die braut, die erste nacht beygeschlaffen) gedachten, der bräutigam würde was den vorigen hochzeittag überblieben, darzu suchen und mit ihnen frölich sein."[280])

Das Zusammenleben zwischen Mann und Frau

Ein sehr großer Teil der Schwänke macht sich über die Ehe lustig. Es wird viel von unglücklichen Ehen gesprochen, von Frauen, die ihre

Männer betrügen, von dummen Männern, die sich betrügen lassen und den Ausreden der Frauen Glauben schenken. Schauen wir uns die Verfasser der Schwänke an und überlegen wir, für welche Personen die Erzählungen geschrieben, in welchen Kreisen sie erzählt und weitergegeben wurden, so handelt es sich vor allem um männliche Leser und Zuhörer. Nun wissen wir, daß eheliche und erotische Probleme ein beliebtes Thema der Gespräche in Männergesellschaften sind und daß über alles darauf bezügliche Witze gemacht werden. So darf es nicht wundern, wenn hier — stark übertrieben — die negative Seite der Ehe zutage tritt. Außerdem wissen wir, daß in Umbruchzeiten, wie im 15. — 16. Jahrhundert, die Sitten und die Moral sich lockern und die Derbheit der Menschen zunimmt. Peuckert schneidet das Thema in der „Großen Wende" an. Er stellt das Gleiche bei den Fastnachtsspielen fest und schreibt:

„Sie haben die Freude an diesen Schilderungen, ergötzen sich an Zoten und — es ist dabei nichts Krankhaftes, Anormales hinter ihren Worten, es ist die Geilheit eines Übergesunden, sich seiner unverwüstlichen Kraft bewußten Jungen, die so über alle Stränge schlägt". [281])

So muß man die Schwänke verstehen, auch wenn die Frauen der Bürger und der Bauern in erotischer Hinsicht besonders derb geschildert werden.

Es liegt im Wesen dieser literarischen Gattung, daß immer etwas Außergewöhnliches geschildert wird, sei es nun komisch oder tragisch. So darf es uns nicht wundern, wenn wir weit weniger Erzählungen über gute als über schlechte Ehen finden. Aus diesen Gründen wäre eine Behandlung dieses Themas auf Grund der Schwankangaben einseitig und würde ein ungenaues Bild ergeben.

Der Ehebruch

Montanus schließt sich der Meinung Boccaccios an, daß die Liebe das höchste Gebot sei, auch wenn sie einen Ehebruch nach sich ziehe, und daß auch ein Mann mit zwei Frauen oder eine Frau mit zwei Männern gut leben könnten.

„Unnd hienfür yegliche fraw zwen mann und yeglicher mann zwey weiber hett. Alsó lange zeit mit einander in lust und freuden lebten". [282])

Sonst aber wird der Ehebruch [283]) scharf verurteilt, soweit die Verfasser der Schwänke ein Urteil aussprechen und die Angelegenheit nicht mit einem Witz abtun. [284])

„Nun vermag aber die stattordnung alda (Freyburg), so ein radtsherr die ee bricht wird (er) von allen eeren gesetzt". [285])

In den Beschwerden der Stadt Biel im Bistum Basel vom 28. 5. 1525 heißt es:

„das furhin kein offenlicher gotzlesterer oder wydersprecher des wort gottes, kein offenlicher ebrecher und offenlicher meineyder oder wucherer in rat gesetzt werd oder, der in sollichen lastern vergriffen behalten werd". [286])

Man versucht jedoch, die Veranlassung zum Ehebruch festzustellen. Wer ist schuldig, der Mann oder die Frau? Schumann schreibt darüber

und kommt zu der Überzeugung, daß man vom menschlichen Standpunkt manche Dinge verzeihen müsse. Er erzählt von einem Bekannten, der eine Zeitlang nachts zur Arbeit gehen mußte und deswegen seine Frau vernachlässigte. Bald „erkrankte" diese. Erst als der Mann die Ursache erkannt und sie befriedigt, wird sie wieder gesund.

„Hiebey sollen lernen die, die weyber nemen wöllen, das sie zum ersten besinnen und betrachten, ob sie ein weib können mit leibs notturfft versehen, als kleyder, essen und trincken, unnd alsdann auch mit nächtlicher notturfft. Wenn einer ein weib nimpt unnd kan das klein haußarbeytlein nit, so hab ich doch sorg, er müsse offt übel fressen und hart ligen... und wenn dann der mann nicht kan, so muß denn ein junger gesell herhalten. Dem henget man denn an, was der ander ergrimmet und erkratzet, damit das gutlein an galgen gehet. Ist man denn arm, so geht man gen Schweinaw oder gen Boppenreut. Das muß dann der mann sehen, unnd geschicht im auch recht. Er mag offt einer gleich wol, er kan dannoch kein recht thun. Das es aber christlich ist, das sag ich nit aber göttlich; dann gott sprach zu Noa Genesis am 8: ‚Seyt fruchtbar unnd mehret euch!' Darum handelt der wider gottes gebot, der ein solches von im weißt und doch darüber heyrat: er erzürnet gott und macht schand unnd laster, verfürt leib und seel, sich mit gedancken und sein weib mit den wercken. Von dem genug." [287])

An anderer Stelle erzählt Schumann von einem Ehebruch in Leipzig. Ein Kaufmann, der meist auf Reisen ist, bemerkt, daß seine Frau mit einem Studenten buhlt. Er läßt beide verhaften. Kurze Zeit darauf bereut er es und bittet für die Frau, die auch wieder freigelassen wird.

„... dann er hat wol gewußt, das die sächssischen recht vermögen, das der ehebruch den halß nympt". [288])

Montanus vergleicht die Sünden dieser Erde und stellt fest:

„... die fraw, die des mans willen in freundtschafft begert, das ist ein natürliche sünd; aber ein mann berauben tödten und inn das ellent verjagen das ist ein sünd, die von böser untugent des gemüts kompt". [289])

Diese Stelle ist der „Kriminalgeschichte" „Thebaldus und Ermilia" von Montanus entnommen. Die Quelle zu ihr ist Boccaccios Decamerone 3,7. Es wird geschildert, wie ein junger Ritter ein Mädchen aus der Stadt Florenz liebt. Die Kirche aber und die Familie sind gegen diese Liebe, und der Ritter geht in die Fremde, um dort ein Kaufmann zu werden. Nach seiner Rückkehr nach sieben Jahren ist das Mädchen verheiratet. Thebaldus gelingt es, ihren Mann aus dem Gefängnis zu befreien, in das er wegen eines Mordverdachts geraten war. Das Wiedersehen ist überaus herzlich. Während der Ehemann noch im Gefängnis sitzt, geht seine Frau mit Thebaldus ins Bett. Der Mordfall wird aufgeklärt, und die Erzählung schließt:

„Und Thebaldus reich und mechtig wider haim kam und in stetter lieb lange zeyt mitt seiner frauwen inn freuden lebte. Also wölle auch gott alle liebhabende menschen mitt freuden zu einander schaffen." [290])

Der Schluß einer anderen Ausgabe lautet:

„Und Thebaldus reich und mechtig wider haim kommen, denn er hatte groß gut mit dem kauffman zu Antona gewunnen. Darnach lebt

er ein lange zeit mit seiner bulschafft, Aldobrandins weib, in freuden, und solches der gute fromme mann nie mochte gewar werden."[291])
Montanus will die Möglichkeit zeigen, daß eine Frau mit zwei Männern leben könne, er will zeigen, daß Ehebruch keine Sünde sei, wenn es sich um wirkliche Liebe handelt. Es darf uns deswegen nicht wundern, wenn die Niederländische Übersetzung von 1570 auf den Antwerpener Index gesetzt wurde.
Schumann zählt die Entschuldigungen auf, „die ein theyl unserer weyber vorbringt", wenn sie einen Ehebruch begangen haben.
1. „Er hat mich vol gemacht (mit Wein)
2. und also in der vollen weyse mit gutten worten beredet
3. oder inn der vollen weyse bezwungen
4. für das vierdte so hat er mir schöne ring oder schawgroschen geschencket, geldt und kleynot geben und mich mit gelt dahin bracht ich wer sonst lang nicht dahin kommen;
5. darzu so hat er mir verheyssen, er wölle mich nymmer lassen weder mit gelt oder mit gut, dieweyl ich und er leben."

Und schließlich die Entschuldigung einer Wirtin, deren Mann lange Zeit im Kriege war:
„Ja, mich hat die grosse schuld darzu bracht, und so hat er mich mit gelt uberschütet. Was wolt ich sunst meine schulden haben bezalt, wann er nicht gwesen were."[292])

Die Ehescheidung

Wir wissen, daß die katholische Kirche auch heute die Ehescheidung nicht gutheißt und grundsätzlich keine Ehescheidung vornimmt. Schwierigkeiten in dieser Frage treten selbstverständlich auch in der protestantischen Kirche auf. Viele protestantische Pfarrer weigern sich, bei einer neuen Eheschließung Geschiedener die bekannte Stelle aus dem „Neuen Testament" zu verlesen: „Jesus gab ihnen zu Antwort: Habt Ihr nicht gelesen, daß der Schöpfer im Anfang den Menschen als Mann und Weib geschaffen und gesagt hat: Darum verläßt der Mann Vater und Mutter und hängt seinem Weibe an, und die zwei werden ein Fleisch. Was aber Gott verbunden hat, darf der Mensch nicht trennen."[293])
Ich zitiere zu diesem Problem das „Neue Testament" weiter. Paulus geht im ersten Korintherbrief auf diese Frage näher ein und erläutert sie. Danach rät er, aus physischen Gründen eine Ehe einzugehen. Die Ehe zwischen Gläubigen sei unlöslich. Dagegen kann die Ehe zwischen einem Gläubigen und einem Heiden aus Glaubensgrüden geschieden werden. „Das Weib darf sich vom Mann nicht trennen; hat sie sich aber doch getrennt, so soll sie nicht wieder heiraten oder sich mit dem Mann aussöhnen. Ebenso darf der Mann das Weib nicht verlassen."[294])
Es gibt also Ausnahmen. Nach der Scheidung oder — besser gesagt — nach der Trennung dürfen die Parteien nicht wieder heiraten.
Die Schwänke berichten wenig über Ehescheidungen. Ihre Mitteilungen stehen nicht im Widerspruch zu den Weisungen der Kirche. Es wird immer nur über die Scheidung gesprochen, jedoch nicht gesagt, wie sich die Parteien danach verhalten haben, ob sie neue Ehen eingingen und mit der Kirche Schwierigkeiten hatten.

Eine des Ehebruchs angeklagte Frau wird geschieden, als sich ihre Unschuld herausstellt. Ihre in die Ehe mitgebrachte Mitgift darf sie mitnehmen. Der Mann war eheuntauglich.[295])

Der Sohn eines reichen Bürgers heiratet die Tochter einer armen Witwe. Nach der Hochzeit verspricht ein Edelmann der Mutter 100 Gulden, wenn es ihr gelingt, die junge Frau dazu zu bewegen, sich scheiden zu lassen. Nun gehen beide Frauen zum Gericht und beschuldigen den Mann „daß ir man in denen dingen, die zum ehebett gehörig, unkrefftig befunden wurde".[296]) Der Ehemann behauptet, daß seine Frau des Nachts zuviel von ihm verlange. Die Scheidung wird ausgesprochen, die beiden Frauen werden für Huren erklärt und aus der Stadt gepeitscht.

Wir sehen also, daß eine Ehescheidung möglich war. Gründe dafür waren Ehebruch, falsche Anschuldigung auf Ehebruch und physische Eheunfähigkeit.[297])

In der Zeit, als diese Geschichten entstanden, wurde das Problem der Ehescheidung viel erörtert. Im 19. Jahrhundert wurde diese Angelegenheit vom Staat und den staatlichen Gerichten übernommen.

In Jahren des Umbruchs beginnt der Kampf gegen die Bevormundung des Privatlebens durch die Kirche und ihre Berechtigung, in private Dinge einzugreifen, ein Kampf, der noch heute nicht beendet oder entschieden ist.

Der Todesfall

Der Mensch weiß, daß jedem Erdendasein durch den Tod ein Ende gesetzt ist. Er fürchtet sich vor dem Sterben. Wie vor jeder drohenden Gefahr achtet er auch hier auf Vorzeichen, die den Tod ankündigen. Sieht jemand auf dem Wege zur Christmette seinen Schatten ohne Kopf, hört man einen Kauz auf dem Dach schreien, so wird man bald sterben. Todesvorzeichen können auch im Traum erscheinen: z. B. wenn man von der eigenen Hochzeit träumt oder im Traum einen Zahn verliert.[298])

Liegt jemand im Sterben, so ist man bemüht, es ihm zu erleichtern. So berichtet Wickram:

„Damit zuckt er dem krancken das kissen, so er under seinem haupt hatt, gantz frevenlichen hinweg; von stund an verschied der kranck".[299])

Todesursachen werden in der vorliegenden Literatur nicht erörtert, außer Altersschwäche und Seuchentod.

Die Bekanntgabe eines Todesfalles erfolgte im Mittelalter — ähnlich wie es noch heute in den Dörfern Brauch ist — durch den Ausrufer mit der großen Klingel.

„Letzlich thet er ihm also: er dinget zwölff außschreyer oder ruffer, die in der stadt (wie an etlichen enden und städten der brauch ist, so iemand sonderlich was fürnemes verstorben) solten den tod seines vatters, der etwan zehen oder zwölff meiln von dannen in einer andern stad verschieden were, durch alle gaßen vermelten und anzeigen."[300])

Sogleich nach dem Eintritt des Todes legen die Hinterbliebenen Trauerkleidung an. Als Trauerfarbe wird — bis auf eine Ausnahme — schwarz angegeben.[301])

„Zu Colmar im Elsas waren zwen gebrüder; ir vatter was ein schumacher, ein alter betagter mann. Der elter sun was auch ein schumacher, gar ein bescheidener mann. Der junger was ein maler, gar wild, wunderbarlich und gar verthüig, wie dann der maler brauch ist. Dann sobald er ein batzen verdient, so waren sechs krützer zuvor verthan; kam oft darzu, das er kunst und kunstladen versatzt, domit er gelt zum schlam überkeme.
Es begab sich das ir vatter mit todt abgieng und man in nach christlicher ordnung solt zu grab tragen. Der elter son thet sich gantz schwartz an, hieng ein leitzipfel an sein hals, wie sich dann gebürt. Der jung aber, der maler, hat ein schwebelgelbi frantzesische kappen, die er gewont was zu tragen, kam darinn in seines vatters haus gelauffen, wolt auch der leich nachgon. Der bruder und andere freundtschafft sagten, er solt seines vatters seligen schwartzer röck einen anthun; dann es gebürt sich nit, das er also in der gelben kappen der leich nachgon, dieweil sein vatter so ein eerlicher mann unnd des radts gewesen were. Er aber behart in seiner kappen. Als aber die freundtschafft nit nachlassen wolt, er solt ein schwartzen rock anlegen, sagt er: ‚Das euch botz marter all mit einander ob einem hauffen schend! Es ist mir der todt meines vatters wol so leid in meiner gelben kappen als meinem bruder, schwager und euch allen mit einander in euweren schwartzen röcken. Ir werdend mir auch keinen anderen rock zu disem mal anbringen.‘ Also müsten sie im recht sein weis lassen.“ [302])
Die Nachricht über weiße Trauerfarbe findet sich in der Zimmerschen Chronik.
„Grave Gotfridt Wernher hat sie in lauter weiser beclaidung und beschuung ein ganz jar clagt“. [303])
Sonst gibt man auch hier Schwarz als Trauerfarbe an. [304])
Die Aufbahrung der Leiche: Da...
„... deckt sein weib ein schwartz tuch mit einem weissen kreütz auff in, und zwey liechter also brünnen zu im, eins zu haupten und das ander zun füssen...“ [305])
Wenn sich der Leichenzug zum Kirchhof bewegt, läuten die Glocken. [306])
Kerzen werden mitunter vorangetragen. [307])
Nach der Beerdigung wurde im Elsaß der Tote beklagt.
„... da man in nun begraben het vnd man da stund vnd iederman kam da zu im vnd klagten in, wie dan in etlichen steten und dörffern gewonheit vnd brüchlich ist“. [308])
Nach der Rückkehr vom Friedhof wird getrunken und gegessen. Je wohlhabender der Tote war — so ist es heute noch in vielen Gegenden der Brauch —, um so größer ist das Gelage, sonst wird die Familie als geizig bezeichnet und verachtet. „... war eben desselben tags der Pfarrherr im dorffe begraben, darbey die Pawren nach alter gewonheit ein gut faß Bier zuuertrincken hatten“. [309])
Wickram berichtet einen Brauch im Elsaß:
„Es begab sich eines tags, das sy einen zunfftbruder zu der begrebniß begleiten. Als er nun zu der erden bestattet, wurden etlich under inen zu radt, zugen mit einander auff ire zunfftstuben und fiengen an den schlemmer zu singen, damit sy des guten abgestorbnen kärlins dest

ehe vergessen möchten. Als sy aber auff die stuben kamen, funden sy bald irs glychen..." [310])
Bestimmte Trauerzeiten werden nicht angegeben. Vom Grafen Gottfried Werner von Zimmern hören wir, daß er ein Jahr trauerte. [311]) Kirchhof gibt ein halbes Jahr an. „Nachdem sie aber fast ein halbes jar hefftigklich getrauwret..." [312]) Dann aber berichtet er wieder von einer Frau, die sich innerhalb eines Jahres den dritten Mann nahm, weil die anderen an der Pest gestorben waren. [313])
Die Erzähler der Schwänke waren in der Stadt beheimatet, stellten wir in der Einleitung fest. Wir erkannten im ersten Kapitel, welche Ansichten die „bürgerlichen" Schreiber vom Bauerntum gehabt haben. Was zeigte sich nun in ihren Betrachtungen über Sitte und Brauch?
Die Mahnung des Pfarrers, die Kinder nach der Geburt nicht zu verwöhnen, war sicherlich mehr für die Stadt- als für die Landbewohner gedacht. Vielleicht ist deswegen die Geschichte auch in drei Schwanksammlungen aufgenommen worden.
Die Kinder von klein auf mit Haferbrei zu füttern sollte eine Rückkehr zur einfachen bäuerlichen Ernährung bedeuten, von der der Bauer abzurücken versuchte. (Kirchhof I, 164)
Die Einladung zu einem Fest in der Stadt Kassel zeigte bäuerliche Einflüsse, wie auch der Bauer die förmliche Art liebt.
Die bäuerliche Art, vor der Ehe das Heiratsgut auszuhandeln, wurde von zwei Erzählern abgelehnt. Die Tüchtigkeit der Menschen solle den Ausschlag geben.
Über die Dorfjugend wurde berichtet, daß sie an den Winterabenden in Spinnstuben zusammenkäme und Bindungen anknüpfe. Dieser Brauch ist uns aus der Stadt nicht überliefert. Bei den Hochzeitsbräuchen fanden sich keine Unterschiede zwischen Stadt und Land.

2. *Sitte und Brauch im Laufe des Jahres*
Fasching, Fastnacht

Da die Faschingszeit dem Jahresbeginn am nächsten liegt, so soll mit dem vorliegenden Material entnommenen Berichten über diese begonnen werden.
Über eine lange Faschingszeit, wie wir sie heute kennen, wird nichts ausgesagt. Die lange sich ausdehnenden Feiern sind auscheinend noch jung. Sie scheinen von den mittelalterlichen Städten auszugehen, weil der weitaus größte Teil der zahlreichen Zeugnisse über den Fasching in den Städten handelt. So werden Augsburg [314]), Straßburg [315]), Köln [316]), Nürnberg [317]), Wittenberg [318]), Salzburg [319]), Wurzen [320]), Landsberg [321]), Riedlingen [322]), Ulm [323]) Kassel [324]), dann Thüringen [325]), Schlesien [326]), und Brandenburg [327]) sowie Lyon in Frankreich [328]) genannt. Es scheint also, als ob das närrische Treiben in allen Teilen Deutschlands üblich war. Die von Wähler beschriebene, vor wenigen Jahren noch in Mitteldeutschland übliche Fastnacht, klingt noch sehr an die mittelalterlichen Bräuche an [329]), während der Karneval in Süd- und Westdeutschland eine andere Entwicklung genommen hat.
Über das Brauchtum der Fastnachtszeit finden wir folgende Zeugnisse: Fastnacht in Wittenberg: Hier geht es lustig zu. Man trinkt viel, verkleidet sich und kann unerkannt tun, was man will. [330])

Fastnacht in Nürnberg: man ist fröhlich, ißt und trinkt gemeinsam und „hebt man an zuspilen und karten auff mancherley arth und spilen umb hering, bratwürst, wein unnd letztlich umb das bad unnd zuber... do die narren mit hauffen sich regten unnd her flohen wie die weyssen mucken." [331])

„In der fassnacht, als die reichen burgen zu Cöln große banketen halten (beschicht gemainlich nach mitternacht umb zwai uren, das weret schier um die viere, so schaidt man dann von ainandern), do beredt grave Christof von Gleichen baid gebrueder, das sie sich mit ime und ainem reichen burger zu Cöln, hieß... in ain mommerei begaben, das waren grune hosen und kurze röckle, auch grune huet, alles uf waidmenisch gemacht, wolten vogler sein..." (Köln) [332])

Fastnacht in Leon: (Lyon in Frankreich). Die Geschichte erzählt, daß ein Mann unerwartet schnell von einer Reise aus Paris zurückkommt; die Frau hat aber die Türen des Hauses fest verschlossen und will ihn nicht einlassen. Sie spricht zur Magd:

„Sihe zu, hüt dich, daß du die thür verschloßen haltest, es seind der vermumten, trunckenen und umblauffenden faßnacht butzen". [333])

Fastnachtsbräuche ohne Angabe des Ortes:

„Auf einer faßnacht hett ein fürst viel andere herrn zu eim bancket, rennen, stechen, turnieren und anderer ritterlicher kurtzweil beschreiben lassen, welchs auch mit großem kosten und triumpffieren fröhlich ins werck gebracht ward". [334])

„da die narren hauffenweyß lauffen, das ist eben in faßnachten". [335])

„Nur. was ein junger kauffmann an der tafel, so kurtz darvor in einem spil ein teufel gewesen was, und hat im gar ungehewers kleid drauff machen lassen. Derselbig sagt zu den anderen: ‚Mögt ir das leiden, wil ich ein fein faßnachtspil... anrichten... Er schicket nach dem scheutzlichen kleid, legt das an..." [336])

In einem anonymen Meisterlied des 16. Jahrhunderts aus Weimar wird erzählt, daß die Fastnacht durch den Messner eingeläutet ward, der sein Gesicht schwärzte, einen Besen in die Hand nahm und durch das Dorf lief. Dabei rief er aus:

„Faßnacht, Faßnacht!
Bald krapffen bacht.
Undt thutt fressen vnd sauffen!
Die Faßnacht kumpt mit gantzer macht." [337])

Fastnachtskrapfen („Kräpfel"), ein Schmalzgebäck, werden noch heute in Thüringen gegessen.

Hier scheint man auch mit besonderer Vorliebe in der Fastenzeit Heringe gegessen zu haben.

„Döringen, darinn reiche bawren waren, die gute dicke grosschen haben, das seind Joachims-thaler, darinn auch gut weyß brot ist, aber leyden untrewe lawren sind sie. Und inn der fasten haben sie einen seltzamen brauch, henget ein yeder ein härings-nase auff den ermel, darvon er dann die gantze fasten sein narunge nimpt und sich reichlich erholt." [339])

Noch in jüngster Vergangenheit hatten die Thüringer den Spottnamen: „die Heringsnasen". Wähler meint, daß dieser Name nicht auf eine besondere Bescheidenheit im Essen, sondern auf den mittelalterlichen

Heringshandel zurückgehe.[340]) Eine andere Erklärung wäre aber auch der oben erwähnte Spott, der die armen Thüringer verhöhnt.

In der Mark Brandenburg pflegte man sogar zur Fastnacht Schweine zu schlachten.

„In der Marck Brandenburgk ist es gebreuchlich, das menniglich die Fastnacht gern pfleget ein schwein zu schlachten, vnnd gute kuchen zu backen, solche gewonheit wollte Clawert auch begehn, damit er nicht der geringste geachtet würde, schickt derhalben zu seinem nachparn Peter Wolter, das er folgenden tags kommen, vnnd jhm ein schwein schlachten solte ..."[341])

Die Fastnacht war aber im Mittelalter auch ein fester Zinstermin, an dem man seine Abgaben zahlen mußte. Die Abgabe eines Fastnachtshuhnes an den Grundherren wird sehr oft in den Beschwerden der Bauern erwähnt. So heißt es in der Schrift der Gemeinde Hartmannsweiler im Elsaß:

„... so hat ein yeder burger alle jar ein vaßnachthun dem hern mussen geben, ist uns beswerlich und unser beger, dasselb nachzelassen".[342])

Die Antwort darauf lautet:

„ist eyn altharkomen und allenthalben der bruch, gedenkent die anweld darbey zu bleiben, und so denen von Hartmanßwiler sollich vermeint beschwerden nochgelassen wurd, so geben sie irer herschaft nit eyn heller und weren freyer dann keyn undertonen in tutschen landen und must u. g. h. sie nitdestminder vor gewalt schutzen und schirmen, ouch bey recht handhaben, wer irenthalben nit eyn bose sache".[343])

Es ist verständlich, daß den Bauern die Abgabe der Hühner im Frühjahr unlieb ist, weil man die zu dieser Zeit nicht schlachtet. Die Legezeit hat gerade begonnen und die Bauern wollen die jungen Legehühner nicht verlieren.

Der Gregoriustag (12. März)

Vom Gregoriustag erzählt Kirchhof, daß an ihm in vielen Orten die Schule begann.

„... solchen iren sohn liess durch die schüler in die schul tragen, hieng ihm etwan für vier pfennig bretzeln an den halß ..."[344])

Palmsonntag

Die Fastenzeit beginnt 40 Tage vor Ostern, der Palmsonntag ist der letzte Fastensonntag vor Ostern. Frey erzählt, daß der Pfarrer die Aufgabe hatte, die Fastenzeit zu verkünden. Am Palmsonntag werden auf dem Markt Palmzweige für die Palmweihe verkauft.[345]) Das Gleiche hören wir in einem anonymen Meisterlied aus Weimar. Darin wird behauptet, daß am Palmsonntag Palmen zur Kirche getragen wurden.[346]) Seit dem 10. Jahrhundert kennen wir die mimische Darstellung des auf einem Esel in Jerusalem einreitenden Jesus.[347]) Über diesen Brauch finden sich mehrere Berichte.

„Wie die magd eilet, begegnen ir die pfaffen, die wolten den Herrn mit dem esel umb die kirche führen, wie denn der brauch ist".[348])

Lindener berichtet aus Schwaben:

„Wie aber die zeyt herzu kam, das man den esel herumb füret, und den palmtag nennet ..."[349])

„Alius in iisdem montibus habitans habebat filium pastorem; qui cum semel in vita sua in die palmarum venisset in delubrum dei, vidit pueros simul et iuvenes cum senioribus proiicientes ramos palmarum in viam domini, sic illus viam honorantes, ut moris est". [350]) (Bebel)
„Quidam alius in die palmarum ingressus templum, vase lactis pleno onustus, cum in coemiterio (ut moris est nobiscum) reperisset Iesum super asino ibi stantem, deposuit apud illum lac suum atque ingressus sacram aedem oravit ibi aliquamdiu." ... Unterdessen beschmieren böse Buben das Maul des Esels mit Milch, worauf der kleingläubige Bauer den Erlöser ausschimpft. [351])
Bei Kirchhof heißt es:
„... auff ein palmtag ... sach er, wie alles volck, alte und junge, zweygen von palmbeumen dem höltzern salvatori (wie es der zeit nach gebreuchlich, und die guten leutlein für einen angenehmen gottes dienst hielten) entgegen und in den weg streweten. Achtet er, es war ein übeltheter, weil er so auff eim esel gefüret und nach im geworffen ward..." [352])

Karfreitag, Ostern

Nun geben uns alle diese Belege nichts Neues. Sie bestätigen und ergänzen nur die bekannten Zeugnisse über diese Bräuche. Wir wissen, daß der Einzug des Herrn in Jerusalem sowie die folgenden biblischen Ereignisse (Gefangennahme, Kreuzigung, Wiederauferstehung) Ostern den Gemeinden in einfacher Form gezeigt wurden. Man sollte nicht nur das Bibelwort hören, sondern die Ereignisse mit eigenen Augen sehen und nacherleben. Ebenso wurden die christlichen Ereignisse am Karfreitag und Ostern dargestellt.
Die Gefangennahme des Herrn: Ein Gebirgsbauer geht in die Mette:
„Et cum solito more extinctis luminibus tumultus fingeretur, quem Iudaei concitasse creduntur in captione Christi..." Die Lichter werden dann wieder angezündet und die Pfaffen tragen ein Bild Christi umher. [353])
Die Geschichte wird oft erzählt. Frey:
„Von einem, der sein lebtag nie in der finstern mettin was gewesen. In Sybental im Schweitzerland da heißt das dorff Erlebach; da kam eins mals ein alpenknecht in die finster mettin uff den charfreitag zu nacht. Unnd demnach, die mettin aus was, der pfarrer das kyrie eleyson zu singen anhub, und die bauren gleich druff die liechter gelescht und in der kirchen das groß boßlen unnd rumplen anfiengen, erschrack der gut Heine, stund in ein winckel, zuckt sein wehr von leder unnd forcht sich übel; dann er vermeint, der lerman wer über in zuthun. Als man aber die liechter wider angezündt... so bringt der pfarrer unnd sigrist ein crucifix und tragend daß embor in den chor." [354])
Ein Mann „... der von jugend auff bey dem vihe in den Alpen gewohnet, und darumb, daß er vil ancken und ziger verkauffen möchte, gantz zeitig sich darzu hielte, dass er auch sein tag nicht vil in der kirchen gewesen und derer gebrauch erfaren war. Einsmals durch seiner nachtbarn einen dahin beredt, gieng er mit im am karfreitag in die metten. Nun hat es an etlichen örtern bey den alten die gewonheit gehabt, daß sie umb die zeit, wenn sie achten, daß die Juden den herrn gefangen haben, mit grossem zugerichtetem gerümpel und gepölder all liechter

und kertzen außlescheten. Als diß geschache, sprang gedachter Schweitzer in ein ecken, zoch sein schwerdt auß der scheiden, hielt es vor sich und schrey seinem nachtbarn, daß er ein mannlich hertz hette, zu. Nach solchem rumor und wider angezündten liechtern fragt er seinen nachtbarn, ob im neuß was gebreste. Und in das ersicht er die pfaffen ein crucifix tragen, welches er einen todten zu sein vermeint, sprach er: Wolan ich hab mirs vorhin gedacht, daß dieser erregter aufflauff on todtschlagen nit abgehen würde."[355])

Die Darstellungen selbst waren einfache Pantomimen, bei denen der Hauptdarsteller durch eine Holzfigur ersetzt wurde. Dazu gab es bei der Gefangennahme des Herrn Gepolter, Auslöschen der Lichter und für die Darsteller einfache Requisiten. Von besonderen bühnentechnischen Einrichtungen, wie wir sie aus den Städten kennen, wird nichts gesagt.

In den zuletzt zitierten Schwänken ist es besonders der Bewohner des Einzelhofes, der als Spottfigur diente.

Die Grablegung Christi wurde an vielen Orten ebenfalls dargestellt: „Am charfreitag ist im bapstum der brauch, das man die biltnus Christi in das grab legt den kindern und jungen volck zu einer gedächtnüs".[356])

Ostern ist das Hauptfest der Christen. Man gedenkt der Auferstehung des Herrn. Die Mysterienspiele werden fortgesetzt. Man läßt lebende Personen in ein Grab klettern und aus diesem Fragen beantworten, um dem Volk vorzuspielen, daß Jesus noch lebe. Um das Erlebnis noch echter zu gestalten, nimmt man als Sprecher der Stimme aus dem Grabe möglichst unbekannte Personen, die später im Dorf die Angelegenheit nicht lächerlich machen können.

Es sind folgende Belege zu finden:

Bebel:

„Et cum in matutinis Christianae resurrectionis sacerdos in specie Mariarum (ut moris est) dominum in sepulcro quaerere vellet, iussit scholasticum in sepulcrum intrare, ut loco angeli responderet".

Der Schüler geht aber heimlich davon, ohne der Bitte zu entsprechen. Als der Pfaffe nun mit Gesang zum Grabe kommt, muß er seine Gemeinde enttäuschen, da keine Stimme aus dem Grabe antwortet.[357])

Kirchhof nach Bebel:

„In der fasten kam zu einem dorffpfarrherrn der losen fincken und landstreicher einer ... Der pfaff gedacht: Disen musstu biss in die charwochen bey dir behalten, kan er dir mit singen und anderm ein gehülfen geben... Er solte aber im Grab den Marien antworten." Der Bursche reißt jedoch aus. „Mit gewonlichen ceremonien do es die zeit erforderte, giengen die Marien zu dem Grab und niemandt darinnen sich mercken liesse, der geantwortet hette..."[358])

Kirchhof:

„Unzalbar ist im pabstthumb das narren- und gauckelspiel gewesen, darmit sie, das gemein volck zu narren, sein umbgangen, under welche diss auch als das fürnempst gezelet, nemlich, dass sie in der osternacht mit grossem gespreng, mit kertzen, fanen und gesang ein höltzern crucifix auss dem grab namen, dasselbig umbher trugen und ein thür, in der figur Christus nach seiner aufferstehung die hellen gestürmet,

darmit auffstiessen. In solcher action waren sie auff ein zeit auch zu Fulda..." [359])

Kirchhof:

„In einer osternacht ... hetten die pfaffen sampt den bauren in irem dorff die aufferstehung zu spielen angerichtet. Darumb die yenigen alle, so darauff bescheiden, als der herr im grab, der engel und die drey Marien, wie inen gezimen wolte, sich in irem habitum geschmuckt, darzu die hüter mit erschrecklichem harnisch, wehren und gespanneten armbrüsten sich versehen und bey das grab gesetzet hetten, und nach dem nun die zeyt da war, dass der herr aufferstanden und auff dem altar sass, die Marien beym grab gewesen und man an statt dess aufferstandnen ein höltzin crucifix (wie man pflegt) ins grab gelegt, hette auff dasselbig der eine hüter sein armbrust, noch gespannet, dass er mit der gemein dester bequemlicher singen möchte, verborgen." [360])

Dann ging man zur Osterzeit selbstverständlich zum Abendmahl. [361])

Volkskundlich-kirchliche Bräuche finden wir auch am Tage der *Himmelfahrt Christi.*

„Mos est apud Germanos, ut in die ascensionis dominicae imago Crucifixi iam triumphantis elevetur cum canticis a terra usque trans tabulata superiora templi in memoriam et figuram ascensionis Domini".

Ein Bauer findet das Crucifix und ist enttäuscht, daß alles nur ein Spiel und keine Wirklichkeit war. In Cannstatt hat es, wie Bebel andeutet, einen ähnlichen Brauch gegeben. [362])

Über das Sprachliche bei diesen mimischen Aufzügen wird nichts ausgesagt, doch kann nach der Mitteilung von Kirchhof [363]), nach der ein Landstreicher die Stimme des Herrn nachmachen sollte, angenommen werden, dass die wenigen Worte deutsch gesprochen wurden.

Die Speisen zur Osterzeit

März — April ist bekanntlich die fleischärmste Zeit des Jahres. Geflügel, Enten und Gänse, die im Frühjahr aus dem Ei schlüpfen, sind erst im Herbst schlachtreif. Die Bauern wehren sich in den Beschwerden gegen die Abgabe des Osterhuhns und fordern: „Das burgrechte, namlich das oster- oder vassnachthun nachzulassen." [364]) Zur Osterzeit gibt es nur noch die Zuchttiere, die brüten sollen. Die Schlachtzeit der Schweine ist im Winter, weil sie dann erst fett sind. Außerdem hält sich bei Kälte das frische Fleisch länger als in der sommerlichen Hitze. Ostern ist das eingesalzene Fleisch meist verzehrt. Nun beginnt man das Fleisch zu essen, das sich am längsten gehalten hat, das ist das Räucherfleisch. (Geräuchertes Fleisch hält sich bekanntlich länger als gesalzenes.) [365])

Es ist in vielen Gegenden heute noch Brauch, mit dem Abschneiden von Speck und Schinken zu warten, bis der Kuckuck ruft. Jetzt weiß man: der Frühling ist gekommen, es beginnt die schwere Arbeit, jetzt muß wieder tüchtig gegessen werden. Nun kann man auch bald säen, und eine neue Ernte wird folgen. Man kann an die Vorräte herangehen, da Aussichten für neue Vorräte gegeben sind.

Wir haben im März — April auch eine gemüsearme Zeit. Die Sommersaat wird gerade erst in die Erde gebracht.

 Und doch gibt es zur Osterzeit etwas sehr köstliches und frisches: das

Ei! Das frische Ei war im Mittelalter genau so beliebt wie heute. Es war auch eine Zinsabgabe.
Pauli erzählt: eine Bäuerin sprach zu ihrer Tochter:
„Nim die eyer vnd bringe sie meinem beichtuater für seine ostereyer, dem leszmeister zu den barfüssern, ich hab ein predig oder fier von im gehöret; vnd bin wol daruon gebessert worden, er würt vnsz den passion auch predigen zu Kolmar vff dem blatz". Die Tochter nimmt gleichzeitig noch einen Behälter mit Milch mit, den sie auf dem Marktplatz verkaufen will.[366])
Wickram berichtet:
„Ein barfüssermünch gienge auff der termeney, umb käss unnd eyer zu samlen, der hat in einem dorff sunderlichs vertrauwen bey einer alten reichen beürin, sy gab im allweg mer dann einem andern münch. Auff ein zeit kam er aber, käss zu bättlen und als sy im ein kass und die ostereyer geben hett..."[367])
Kirchhof:
„Sigershaussen heisset ein dorff im ampt Homberg in Hessen, darin ward einer, den ich wol kenne, für ein opffermann oder messner angenommen, derselbig samlet auff ostern alter gewonheit nach von den baurn in seine pfarr gehörig die ostereyer".[368])
Ostereier gibt es also im Elsaß und in Hessen. Andere Landschaften werden in den Schwänken nicht genannt. Nur das ist aus den Texten noch zu ersehen, daß es sich um eine feste Abgabe handelt. Bemalte Ostereier werden nur einmal erwähnt:
„Es war Clausen ein schön gemahlet Oster Ey gegeben worden".[369])

Das Osterlamm

Es ist nicht bewiesen, daß das Essen von Lämmern und Ziegenböckchen zur Osterzeit ein christlicher Brauch sei. Eher ist anzunehmen, daß dieses einem praktischen Grunde entspringt und schon in vorchristliche Zeiten zurückgeht. Die Hauptlammzeit der Schafe und Ziegen ist bekanntlich der Spätwinter. Die männlichen Tiere sind dem Bauern meist weniger erwünscht als die weiblichen. Hat z. B. eine Ziege ein Lamm und einen Bock geworfen, so wird man diese nur selten aufziehen. Zwei Lämmer hätte man sicher behalten. In der ersten Zeit benötigen die kleinen Tiere noch nicht viel Futter. So hält man sie, bis die Zeit kommt, wo man ihr Fleisch essen kann. Das ist etwa die Osterzeit. Dazu kommt nun noch der Anklang der biblischen Geschichte:
„Am ersten Tage der ungesäuerten Brote traten die Jünger zu Jesus und fragten: „Wo sollen wir das Osterlamm für dich bereiten?" Er antwortete: „Geht in die Stadt zu einem bestimmten Mann und sagt zu ihm: „Der Meister läßt sagen: Meine Zeit ist nahe, bei Dir will ich mit meinen Jüngern das Osterlamm essen." Die Jünger taten, wie Jesus ihnen aufgetragen hatte und bereiteten das Osterlamm."[370])
Frey erzählt:
„Das richte sich ein yedes, das es in seinem hauss mit jungen lemmern und fladen fürsehen sey..."[371])
Die Abgabe von Osterlämmern kennen wir auch aus den Beschwerden:
„Wir armen in den sechs dörflin sigen ouch des beschwert mit dem

jungen vihe, der kelber und lemer, die wir zu der österlichen zit uf das schloss zu der Nuwenburg zu dem gesegenten geben müssen... 3 kelber und 6 lemer und zicklin".[372])

Der Osterfladen

Wir sahen, daß zur Osterzeit das Ei ein sehr begehrtes Zins- und Nahrungsmittel war und auch in das Recht einbezogen wurde. Man verspeiste es nicht nur gekocht, sondern verwendete es auch zu anderen Speisen. Kuchen wird besonders wohlschmeckend, wenn man einige Eier hineintut. Der Osterfladen, der so häufig in der Literatur erwähnt wird, wurde mit Eiern gebacken.
„... verschafft bey euwern weibern, dass sie in der ietzigen fasten der eyer nicht zu viel in die statt tragen und verkauffen, sondern auch etwas auff künfftige Ostern eyer, kuchen und fladen, welches das fürnembst ist, diss fest angenem und begierlich zu machen, zu backen".[373]) (Rheinland)
Es scheint üblich gewesen zu sein, die Fladen am Abend vor Beendigung des Fastens zu backen. Da sie als „Fladen" ohne Triebmittel zubereitet wurden, schmeckten sie allein, wenn sie frisch waren. Bei längerem Stehen werden sie kalt, „fest" und bekommen einen Wasserstreifen. Pauli erzählt, daß ein Graf aus Böhmen den Papst bittet, ob die Fladen nicht schon am Osterabend gegessen werden dürfen, weil sie frisch besser schmecken. Der Papst soll aber geantwortet haben: „... haben ir die gantze fasten gewartet, so wartet die nacht auch".[374])
Wickram berichtet:
„... es war eben nach osteren, dass man die guten warmen eyerfladen feil hat".[375])
Es gab in den Städten kleine Stände, wo Fladen gebacken und sofort verkauft wurden.

St. Georgs Tag (23. April)

Dieser Tag wird bei Bebel[376]) einmal erwähnt. Er erzählt von einem Bauern, der seinen Sohn an diesem Tag zum erstenmal in die Schule schickt. Wir können annehmen, daß in Süddeutschland am St. Georgstag die Schule begann.

Der 1. Mai

Die Bräuche am ersten Mai sind sehr mannigfaltig. Ihre Herkunft kann ziemlich genau bestimmt werden. Am ersten Mai pflegten meist die Musterungen (Maifeld) zu beginnen. Am ersten Mai wird in vielen Gegenden das Vieh zum erstenmal auf die Weide getrieben. Es ist also in alter Zeit ein wichtiger Tag gewesen. Der Maibaum wird schon 1225 in Aachen erwähnt, der Brauch seines Aufrichtens breitet sich von Deutschland nach Schweden aus. In den Ostkolonisationsgebieten tritt er weniger häufig auf. In den untersuchten Schwänken sind zwei Maibräuche erwähnt:

„Am meytag steck ir eynen meyen!
Damit wirst Du ir hertz erfreyen.
Schneid ir ein hüpsche wintmül dran,
Die rumhar laufft, muss schellen han![377])

Auch magst seim bülin gebn eyn meyen,
Von mir, der wirt sein hertz erfrewen.
Denselben steckt er auff sein schlappen,
Paret, hut oder auff die kappen,
Thut yhn mit wasser offt erquicken,
Damit er yhm nit mag ersticken
Im sommer von der sonnen schein.
Darbei gedenckt er lang zeit dein,
Und so er auff eyn kirweih gaht,
Sein mey yhm vor den augen staht
Und mant yhn, dir der kirweih z kauffen,
Damit thut er schnell zu dir lauffen." [378])

Wie Wickram berichtet, schenkten sich im Elsaß die Burschen und Mädchen kleine grüne Zweige. Die Männer steckten sie an den Hut und bewahrten sie bis zum Kirchweihfest auf. An den Maien der Mädchen war eine kleine selbstgeschnitzte Windmühle als Schmuck befestigt.

Schumann erzählt von einem Maibrauch in Thüringen.

„Als sie also von weg giengen unnd kamen auff die höhe, da sahen sie ein schönes edelmanns sitz oder schloss vor in ligen. Darinn so ward der edelmann das mayenbad halten, und stunden pfeyffer, auch drummelschlager vor dem thor, das es durch das thal erklang, also schlugen sie darauff..." Wie der Landsknecht nun näher kommt, sagt der Edelmann: „Landtsmann, wilt du auch baden?" der gut bruder sprach ja. Da musst man ihm auch ein badwannen giessen." [379])

Zu Beginn des Frühlings erfolgte die Flurbegehung oder das Flurumreiten. Ein Beleg dafür fand sich in den bäuerlichen Beschwerden, da die Pfarrer, die mitgingen oder mitritten, um die Felder zu weihen, eine Abgabe forderten.

„Der umbreitkäss halben ist erkennt, wofehr der pfarrer mit dem hochwirdigen sacrament umb das feld, wie daselbst gebreichig, umritte, sollen sie ime denselbigen oder das gelt darfür zu raichen schuldig sein, der zehendkäss aber und hiener sollen, wie von alter herkommen ist, gegeben werden". [380])

Die Flurbegehung fand meist zur Himmelfahrt Christi statt.

Das Pfingstfest

Über das Pfingstfest haben wir verhältnismäßig wenig Zeugnisse. Schumann erwähnt es einmal in einer entlehnten Geschichte und teilt mit, daß Pfingsten gefeiert wurde. [381]) Und Frey berichtet aus Straßburg:

„Zu Strassburg kame eins mals ein fraw morgends under der mess auff den pfingstmontag, als man mit creutzen dar gangen, in das münster. Und wie man also herrlich orglet... [382]) [383])

Pfingsten in Thüringen wird in den Akten zum Bauernkrieg erwähnt. Von Pfingstfeierlichkeiten und Belustigungen spricht auch Büttner: „Als man den Pfingst Vogel abschusse vnd einer ein flügel / ein ander den schwantz / in die Gezelt truge..." [383]a) Man kann aus der weiteren Beschreibung entnehmen, daß es sich um einen hölzernen Vogel gehandelt haben muß, nach dem dieses Preisschießen veranstaltet wurde.

Fronleichnamstag

Von ***Fronleichnamsprozessionen*** wird ebenfalls berichtet.
„... an unsers herrn fronleychnamstag, welches ein gross fest ist, alssdenn tregt man inn der procession den himmel und sacrament darunder umb... Wie man in der procession anhebt zu gehen, fieng man mit allenn glocken an zu leuten.“ [384])
Pauli:
„Als man etwann vor zeyten vnd noch in vil stetten der bruch ist, das man vff vnsers herren Fronlichnamstag den Passion spilt. Also thet man hie auch, da was ein Herrgott, als man jr dann in eim solchen Passion etwann drey oder vier musz hon, als ein der das creütz tregt, vnd ein im nachtmal vnnd ein auff dem balmesel etc.“ [385])

St. Veitstag (15. Juni)

Am Tag des ***Heiligen Veit*** (15. Juni) pflegte man zu tanzen und zu feiern, wie es ein Lied bezeugt.

„Wenn dann die Pfingsten fürhin gan,
so kumbt der lieb sant Veit,
so heb wirs tanzen wider an
in manchem schönem kleid, ...“ [386])

Johannistag (24. Juni)

Johannes der Täufer soll ein halbes Jahr älter gewesen sein als Jesus. Deswegen wird der Johannistag am 24. Juni gefeiert.

„Wenn uns kumbt sant Johannes tag,
so trink wir met und wein;
wer dann ain obs gehaben mag,
der sparet nit das sein.
Darnach tun sie dann wallen,
das ist ein böser sit,
freundlich werden sie kallen (plaudern) ...“ [387])

In Dresden spielte man die Passion:
„Zu Dresden wie man alle jar bey sechtzig järigen zeiten die Passion spielt auff s. Johannestag...“ [388])
Das Johannisfeuer wird ebenfalls erwähnt:
„Als man Frewden oder Johannesfeuwer machte / vnd grosse Biervaß anbrandte / da brandten dieselben sehr / vnd loheten hoch an den Himmel / das verdroß Clausen / vnd sprach: Sünde vnnd Schade / daß man so viel gut Bier verbrennet / Meinet / es were Bier in den Vassen...“ [389])
Von Bebel sei noch das Sprichwort hinzugefügt, das aus Schwaben stammt, wenn der Johannistag heiter sei, so gerieten die Haselnüsse. [390])

Die Erntezeit und Erntebräuche.

Über Erntebräuche und Erntefeste sind keine Zeugnisse vorhanden. In einem Volkslied des 16. Jahrhunderts heißt es nur:

„Der lieb heilig sant Jacob
Der füllet uns die schewrn“. [391])

 Der Tag des Heiligen Jakob ist der 25. Juli.

Die Kirchweihe.

Die Kirchweihe, in vielen Gegenden abgekürzt Kirmes, wird an den Sonntagen gefeiert, an denen die Gotteshäuser geweiht worden sind. Das war an den Tagen der Heiligen, von denen die Kirchen ihren Namen hatten.
Schon im Mittelalter wird die Kirchweihe zu einem jahrmarktähnlichen Volksfest. Während dieser Zeit wird wenig gearbeitet, aber viel gegessen, getanzt, getrunken und gerauft. Auf den Bildern sieht man Kletterstangen, Wettrennen von Männern und Frauen und Kegelspiele.[392]) Kirchhof berichtet aus Hessen:
„Bey anderthalb meil von Cassel ligt ein dorff, Bessa genannt, da vorzeiten ein grosser hauffen bauren, iede dorffschafften in sonderlicher farb und kleidung, auff einer kirchwey zusamen komen..."[393])
Frey erzählt von Kirchweihen aus dem Breisgau und Württemberg, bei denen gelaufen und getanzt wird. Quacksalber halten bei dieser Gelegenheit ihre Waren feil.[394])
Wickram schildert Kirchweihfeste, an denen man alles tut, nur das eine nicht, nämlich Gott ehren und loben.

„Drum sag ich, das euwer kirchscheih
Gar heidnisch und nit christlich sey;
Dient auch gar nicht zu gottes ehr,
Dess Bachi fest vergleicht sichs mehr,
Da man auch übet solche schand,
So man dasselb beging, (verstand)
Kam der weiber ein grosse zal
Zusammen lauffen überal
Die wurden gantz unsinnig rosen,
Lieffen im land harum zu tosen,
Kein mann nit under sie dorfft kummen,
Sunst ward im bald sein leben gnummen.[395])
„Der edelmann sagt: „Die kirchscheuch
Will wir keinswegs gefallen nit.
Dann als ich erst was kummen hit,
Ich auch gleich in die kirchen ging.
Da was schon gschehen alle ding,
Kein mensch was in der kirchen mer,
Zum imbiss eylten sie all sehr.
Auch kamen ir gar vil auff karren.
Erst zu dem dorff harin gefaren,
Die hand predig und mess versumpt,
Diss tags dern keins ind kirchen kumpt,
Wie kans dann heissen ein kirchweih?
Es muß mir heissen ein kirchscheuh.[396])
„Dann yederman die kirchen scheucht
Und dieselbig auch hefftig fleucht.
Dem würtshauss zu der füll und schlam.
Lauffends mit hauffen zu allsam,
Gleich wie die schwein eylen zum oss,
Des fressen, sauffens ist kein moss,

Mit kanten, glesern zammen trincken,
Biss sie vom tisch zur erden sincken.
Gros fluchen und gotslesterwort
Godt hie am alermersten fort.
Gros spilen, toplens und bescheissen
Thund sich die kirbi gsellen fleissen.
Nachdem und sie sich haben gfilt,
Zu hauffs zum dantz, alls werens wilt,
Drutz das sie umb speis oder tranck.
Gott unserm herren sagten danck.
Soll das sein ein christlicher brauch?[397])

Wickram bestätigt also, was wir in der Einleitung zu diesem Abschnitt festgestellt haben. Es ist keine „kirchweih", sondern eine „kirchscheuh"! Auf Einzelheiten bei den Kirchweihen geht er nicht ein.
Pauli erzählt, wie sich bei den Kirchweihfesten in Württemberg die Bauern gegenseitig die Köpfe einschlugen und deswegen das Tragen von Waffen verboten wurde.[398])

Das Dionysiusfest (9. Oktober)

Kirchhof beschreibt dieses Fest und seine Vigilia in Frankreich. In Deutschland ist es in den Schwänken nicht bezeugt.
„Dess 58 jars den 8 tag Octobris, welcher sanct Bucardi tag und sanct Dionysii abent, sahe ich zu Trois auff der Schampanien ein lecherlichen possen, dann es kam ein hauffen mönchen weissgrauw bekleidet, welche zum theil etlich heiligthumb (wie sie treumen) trugen, die andern aber sungen. Vor disen her giengen ein zal burger einen knaben, der auff seinem paret ein krönlein hett, zwischen sich fürende. Zu vorderst diser aller giengen vier spilleut, die mit schalmeyen lieblich hoffiereten. Was sie aber begundten, kondte ich nit anderst erfragen, denn das, es were umb sanct Dionysii fests willen."[399])
„... daselbst (1558 am 9. Oktober) (Troye, einer stadt auff der Schampanien) sahen wir die priesterschaft (denn sie begiengen eben das fest sancti Dionysii) mit grossem pracht der kleidung, umbtragen vieles heiligthumbs, kertzen, fanen und anders creutzgäng hielten, und gieng solcher ihr gottesdienst mehrertheils über die glocken, und dieweil sonst keine predigten ausserhalb dem messhalten geschahen, verwundert ich mich ires dockenwercks und blindheit..."[400])

Der Martinstag (10. November)

Martin von Tours (etwa um 350) teilte als Kriegsmann seinen Mantel mit einem Bettler. Weil er, wie eine andere Legende behauptet, den ersten Weinstock gepflanzt habe, wird er auch als Weinheiliger verehrt. Der November ist ja der Monat der letzten Weinernte. Außerdem sind die Gänse schlachtreif, und es beginnt die Zeit des Schlachtens der Schweine. Schauen wir uns erst einmal die Mitteilungen in den Schwänken an.
„Ein reicher bauer sass inn einem dorff, der hat gar einen grossen brauch von knechten und mägten. Nun begab sich auff sant Martinsnacht, das er seinem haußgesind die Martinsganß gab, und hat ein seer

gut mal zugericht von gesottens, gebratens, hünern, gensen und schweinenbraten. Darzu hat er die allerbesten und stercksten newen wein, so er ankummen mocht; daß gesind mußt allesamen voll sein unnd nur dapffer bausen. Zuletzt als der tisch auffgehaben, bracht die beürin erst ein groß kar mit guter süsser milch, darin stigen sy mit den löfflen und hatten gar ein guten schlam...
Als aber nun die tröscher schlaffen gangen waren, hatt in der nacht den einen tröscher seer angefangen zu dürsten... Nun waß die milchkammer zunegst an der tröscherkammer unnd auff der ander seyten des bauren kammer..."[401])
„Es stund an biß umb sant Martinstag, do schickt er das weib aber auß nätz kauffen. Die frauw gedacht: ‚Du hast dein mann zwey mal genärrt; was sich zweyet, das drittet sich gern und kaufft ein ganß."[402])
„In vilen dörfferen ist der brauch, daß die bauren bey einander sind umb sanct Martinstag, wann der lieb heilig sanct Schweynhardus im leich ist under den bauren zu denselben zeyten, das dann bey inen weret biß fastnacht etc. Auff ein zeyt begab es sich, dass ein trummenschlager ein zeytlang bey inen gewesen was und die bauren hett leychtsinnig gemacht, und es nun zeyt was, daß er solt wider heimgehn."[403])
Rheinland: „... das am Reinstrom, wie dann gemainlich durch deutsche landt, gebreuchlich, uf s. Martins aubendt frölich zu sein. Das beschach järlichs in diser beurischen gesellschaft auch". Jeder bringt seinen besten Wein mit, man singt und ist fröhlich.[404])
Kirchhof bezeugt uns das Martinssingen aus Lübeck.
„Auff einen sanct Martins abend, da ihr vatter (Vater eines Mädchens) viel gest geladen..."[405])
Ein armer Gesell, der kein Unterkommen für die Nacht findet, betet: „O heiliger und milter herr sanct Martin, auff welches fest sich alt und jung erfreuwen..."
Er verspricht dem heiligen Martin Lieder zu singen, wenn er ihm helfen würde.
Wir kennen das Martinssingen heute noch in verschiedenen Landschaften. In protestantischen Gegenden ist die ursprüngliche Herkunft völlig vergessen worden, aber die Bräuche sind geblieben: die Kinder singen ihre Lieder, man bäckt Martinshörnchen und Martinswecken, man schlachtet die Martinsgänse, — glaubt jedoch, daß sich die Bräuche auf den Geburtstag des Reformators beziehen.
Wickram beschreibt ein Schlachtfest am Martinstage:
„Es war ein mal ein pfaff im Fricktal, der hiess herr Hans, der gieng umb sanct Martinstag, und wolt mess halten. Als er aber durch die dörffer gieng, wie es dann ein dorff an dem andern hat, und es eben in der zeyt was, dass die bauren die schweyn metzgen oder schlachten, so kumpt er in ein dorff, da hat ein beürin gemetzget, die rufft dem pfaffen hinzu und sprach: „Herr Hans, herr Hans, kompt und nempt da die würst! Dann ich hab die beste sauw gemetzget, so ich im stall gehabt hab."[406])
Außerdem wird vom landesüblichen „Schweineschlachten" berichtet. „Daselbst war ein gewonheit (wie auch sonst an vielen örten) dass ein nachbaur den anderen wenn er ein schwein abgethan, zu gast lude".[407])
„Es ist ain alte gewonheit an etlichen orten in tütschen landen, das,

wenn die lüt schwin metzgen, das sy dann den fründen und nachgepüren würst schicken".[408])
Bebel erzählt, daß man am Martinstag seine Zinsen zu bezahlen pflegte. „Qui sint nimium audaces. Qui dominum suum circa solemnia divi Martini non timuerint (quando scilicet tributa apud nos exsolvi consueverunt). Item qui lupum in Ianuario, qui rusticum in carnisprivio et sacerdotem in ieiunio, quando confidendum est: illi nimium audaces sunt."[409])

Der Andreastag (30. November)

Der Andreastag (30. November), genannt nach dem angeblichen Todestage des Bruders des Petrus, ist heute in vielen Gegenden noch der Orakeltag. In der Zimmerschen Chronik haben wir auch für das 16. Jahrhundert ein interessantes Zeugnis.
„Ich kan hiebei nit underlassen zu vermelden, wie vor jaren der gebrauch gewesen, sich uf sant Andreas abent in des selbigen hailigen namen ohne gessen und ohne geredt mit etlichen sonderlichen reimen und worten schlaffen zu legen; als dann ist im schlaff dem oder der, diss oder jenes, so im hat sollen verheirat werden, eigentlichen erschinen. Es hats diser jung grave ain jar vor der heiratsabredt auch probiert und ist im das frölin von Eberstain, das im hernach verheirat, wiewol er das vorhin nie gesehen, im schlaff furkommen. Ich hab wol von den alten gehört, das herzog Friderichs von Sachsen dochter in ir jugendt auch in sant Endresen namen nidergangen; do sei ir der alt churfurst von Brandenburg, marggraf Albrecht, aigentlich erscheinen. Demselbigen hat domals sein gemahl die marggrefin von Baden, noch gelept, ist aber selbigs jars gestorben und ist die jung herzogin bemeltem alten marggrafen noch vor aussgang des jars versprochen worden."[410])
Es folgen dann weitere Beispiele, und es wird auch von Reimen und Verhaltungsmaßregeln am Andreasabend gesprochen, aber leider nicht auf Einzelheiten eingegangen.

Der Nikolaustag (6. Dezember)

Aus einem Volkslied des 16. Jahrhunderts erfahren wir, daß auch am *Tage des Heiligen Nikolaus* Schweine geschlachtet wurden.

„Wenn kumbt der heilig sant Niclas,
der heilig himelfürst,
so sticht man seulein klein und groß
und macht dann gute würst".[411])

Das Weihnachtsfest

Das Weihnachtsfest ist besonders eng mit kirchlichen Bräuchen verknüpft, die sich zum Teil als Neujahrsbräuche darstellen, da im Mittelalter das Neue Jahr am 24. Dezember begann. Da predigt ein Pfaffe am Weihnachtstage von der Menschwerdung und Geburt Christi.[412])
„In solcher zeit die hailig weyhenächt sich nahet. Die fraw zu dem man sprach: „Herr, ich muss auch beychten..."[413])
Die Zimmersche Chronik erzählt von Bauern, die sich am Weihnachtstage betranken:
„In wenig jaren hernach begab sich ein leichtfertige handlung zu Kraienhainstetten, geschach in der christnacht im jar 155... Da sassen die pauren sampt irem amptman Balthasar Freien die ganz nacht im

wurtshaus spielen und drinken, wie dann an manichem ort laider ein böser brauch ist. Wie sie in der christmetin geen solten, do waren sie voll und doll; do half kain ermanen oder abhalten an inen. In somme, sie giengen umb zeit der christmetin mit der sackpfeifen und eim wilden geschrai im dorf darafter und zu der kirchen."[414])

Aus Köln wird berichtet, daß dort kirchliche Spiele stattfanden, um den Menschen die Geschehnisse bei der Geburt Christi bildlich vor Augen zu führen.

„Von einem weyhenachtkind und dem Joseph, wie er im ein müsslin kochet inn der kirchen und einanderen in der kirchen schlugen.

Im bisthumb Cöllen beschach es einmal zu den weyhennachtzeyten in der christnacht, daß sy das kindlein inn derselben nach wiegen, unnd namen einen grossen chorschuler, der solte das kindlein seyn, und legten das kindlin Jesu in ein wiegen; und Maria die wiegt es, und das kindlin fieng an gar hefftig zu schreyen ... Als es aber nit schweygenn wil, nimpt der gut Joseph ein löffel voll heisses muss, laufft mit zu der wiegen unnd stosst dem kind den löffel mit dem heissen muss in halss und verbrannt dem kind das maul also übel, dass im das schreyen unnd weinen vergieng. Das kind wüscht geschwind in der wiegen auf, fiel dem Joseph ins haar unnd schlugen einandern. Aber das kind was dem guten Joseph ze starck; dann es warff in ze bodenn unnd gienge dermassen mit im umb, dass die leüt so in der kirchen waren, dem Joseph zu hilff mussten kommen."[415])

In einem Lied aus dem 16. Jahrhundert heißt es, daß zur Weihnachtszeit „grosse weck" gebacken wurden. Es handelt sich anscheinend um ein Gebäck aus Weizenmehl.[416])

Ueber den Neujahrstag berichtet nur Tünger:

„Es ist ein gewonhait an etlichen orten in tütschen landen, das die pfarrer uff den nüwen-jars-tag, so wir christliche beschnidung bedenken, etwas schimpffred sagen, die selben sy denn in das volck nach baider gegen, die selben sy denn in das volck nach baider geschlecht, wyb und man komenlicher usslegung usstailen an stat ainer gab, so man gewonlich ain guot jar nempt".[417])

Die heiligen drei Könige

Der Tag der heiligen drei Könige gehört in den weihnachtlichen Festkreis. Mehrfach wird dieser Tag in den Schwänken erwähnt.

„Es begab sich an einem heiligen drykünigabent, das er von Wych in ein ander dorff lauffen wolt, und mit den bauren künig machen, er hatt aber sich zu Wych ettwas lang gesaumpt, dann er mit seinen bauren vor künig gemacht hat..."[418]) (Lothringen)

„Zu Laugingen ist einer gewesen, welcher eins jars an der heyligen drey könig tag mit andern mit dem sternen zu Dillingen und anderst wa gesungen".[419])

„Es ist ein gewonheit fast überall in Teütsch vnnd Welschen landen, das man auff der heiligen drey künig abent in yetlichem hausz oder bey geselschafft pflegt ein künig zu erwelen, vnd dann das künigreich begehet mit essen vnd trincken, vnd ist frölich mit einander".[420])

Man stellt also die drei Könige dar, geht durch die Straßen und singt, um Gaben zu bekommen. Bei den Familienfeiern wählt man für diesen

Tag einen „König". Pauli berichtet außerdem von einem Dreikönigsbrauch aus Nürnberg. Dort gibt man den Blinden eine Geldspende.[421])
Das in den Schwänken dargestellte Jahresbrauchtum war zum Teil mit der Kirche eng verknüpft und geht hauptsächlich auf Zeiten zurück, da das Bürgertum erst am Anfang seiner Entwicklung stand.
Die Faschingszeit wurde in Stadt und Land gefeiert. Um die Osterzeit zeigte die Kirche an vielen Orten mimische Darstellungen der letzten Tage und der Auferstehung des Heilands. Der Bauer, der zum ersten Male diese Dinge erlebte und sich erschrocken falsch benahm, wurde verlacht. Am Pfingstfest hielt man Gottesdienste ab. Fronleichnam zogen Prozessionen durch die Straßen. Die Geburtstage der Heiligen wurden festlich begangen. Das Ende des bäuerlichen Jahres wurde durch den weihnachtlichen Festkreis beschlossen. Man stellte an diesen Tagen die Geburt Christi dar.
Das Kirchweihfest unterlag schon stark weltlichen Einflüssen. Wir hörten Stimmen, die sich gegen das übermäßige „Feiern" wandten.
Als Brauch außerhalb der Kirche wurde die Feier des ersten Mai erwähnt. An diesem Tage schmückte man sich mit frischem Grün.
An Speisen wurden Eier, gebratene Lämmer und Fladen zum Osterfest aufgezählt. Etwa zur gleichen Zeit wurden auch Speck und Schinken angeschnitten.
Auch in diesen Bräuchen, die uns die Schwankerzähler mitteilten, fanden wir Aussagen über den Bauern. Ihre derben Festlichkeiten (Kirchweihen, Neujahrsfeiern) arteten oft aus und wurden als unschön empfunden.

3. *Volksglaube*

Wir lesen ab und zu in Zeitungen von gerichtlichen Verhandlungen über den Hexenglauben und ähnliche Geschehnisse in bäuerlichen Gegenden.[422]) Wir hören auch von Betrügern, die Heilsalben verkaufen und eigenartige Zaubersprüche murmeln, um krankes Vieh zu heilen. Andere wieder wollen durch Zaubermittel die Menschen in Stadt und Land vor Krankheiten schützen.
Der Bauer glaubt an Gott, der weise auf die Erde herabschaut, die Bösen straft und die Guten belohnt. Immer kann er aber aus diesem Glauben die Geschehnisse auf der Erde nicht deuten. So wird er manchmal eine Schwäche Gottes feststellen müssen, der einfach alle Einzelheiten auf der Welt nicht erkennen und bösen abhelfen kann. Diese aber kann man vielleicht mit Mitteln der Vorväter und den vom Christentum bekämpften überirdischen Wesen lösen.
An den Äußerungen der mir vorliegenden Literatur ist zu erkennen, wie stark der Glaube an außergewöhnliche Geschehnisse, der sich ohne Unterbrechung bis in unsere Zeit fortgesetzt, war, wie aber doch ablehnende Stimmen schon vorhanden gewesen sind, wenn sie sich auch im Grunde von dem Glauben des Volkes nicht lösen konnten.
„Von gottlosem aberglauben.
Nicht wol müglich were es, alle, der heiden, so wol auch unser uralten, die im vorigen irrthumb gelebt, alte aberglaubische gebettlein, segen und fantasey zu erzehlen, dann kein heilig schier in canone verzeichnet, der nicht ein eigene namhafftige gewalt gehabt, etwas sonderlichs

guts zu geben oder böses abzuwenden, ja die lieben heiligen hetten alle kirchen und clausen eingenommen und Christum schier verdrungen; derer thorheit merckt nur ein klein exempel. Ein alten bawren bate ein andere seiner nachbaurn, ihm benedeyung und seinen nützlichen segen, die auch nicht lang weren, dass er sie fassen und behalten möchte, über sein viehe alle das sein, und umb wolfahrt willen sein selbst zu sprechen, dann ihm angezeigt were, wie er derselbigen sehr viel wissen solte. Gern, sagt iener, wil ich diese thun, und dermassen unterrichten, dass ewer lebenlang euch nicht sol gerewen. Wenn ihr morgens ewer viehe auss dem ställen oder auff die weid lasset, ja selbst erst zur thür ausgehet, so sprecht: Mattheus, Marcus, Pilatus, Herodes! das seind die vier evangelisten, und vor andern gewiss; solchs sprecht zu drey mahln, und zu eines iedern heiligen benennung macht ein creutz über euch oder die ewern.

Wer sich verlesst auff losen wohn,
Dem wird letztlich sein narrenlohn,
Und auch vor gott mit schaden stohn".[423])

Und an anderer Stelle:
„Wiewohl wider solche haydnische abgötterey und in gottes wort verbottene zauberkunst bey und von den unsern mit allem fleiss, vielfältig, so wol in schriften als mündlich geleret, und iedermann vor solchen dingen, die rechtschaffen Christen nit gebüren, verwarnet werden, wil sich doch unkraut, Matth. 13, dass der teuffel immer untern guten weitzen seet, nit aussgetten lassen; den sehet, seynd nit für augen, haupt und zanwehe, rothlauff und ander geschwulst, unzehlige abgöttische, ja närrische segen, für gebrechen der alten, jungen kinder, säw, kühe und pferd vorhanden, anderer teufflischen künsten und beschwerung der waffen, kräuter, brieffe etc., die für schiessen, stechen, hauwen und verwundung verhüten sollen, geschwiegen, ob wol nun gott solchen aberglauben ein zeitlang verhengt zu ihrem selbst eigen verderben und untergang, begiebt sichs doch auch vielmahl, dass die, so in solche verbottene und nichts sollende mittel ihr vertrawen setzen, offentlich umbkommen und zu schanden werden."[424])

Kirchhof hält also die Beschwörungen und Besprechungen für Aberglauben und „heydnische abgötterey". Wir werden weiter unten sehen, daß er an anderer Stelle behauptet, manche dieser unerklärlichen Dinge seien doch eingetroffen. Im 4. Bande seines „Wendunmuth" gibt er interessante Beispiele des damaligen Volksglaubens.

„Aberglaub erlescht nicht leichtlich.
Wir aber, so ietziger zeit noch leben, dürffen des heidnischen irrthums uns nit so sehr verwundern und irer thorheit lachen; dann derselb noch ietzo (wie kurtz hievor auch angezogen) nit so gar erloschen, sondern noch etwas darvon übrig blieben und glimmert. Solche fantasey und zeichen seind aber gleichwol zweyerley, nemlich nichts sollend und wenig unterscheid von den heiden habend, oder der natur etwas ähnlich; von den ersten nun wöllen wir an stat der vielen nur etliche wenige, denn solchen schwarm alle zu erzehlen, were, wie unmüglich, so auch verdriesslich..."

Er zählt dann die Beispiele auf, die weiter unten erörtert werden sollen, und schließt die Geschichte:

„Item, ich hab vor etlichen jahren gesehen, wie auss einem hausse zu Cassel etliche personen schon peste vergangen, und noch eines in letzten zügen lag, dass am hellen tag ein keutzlein sich gegen diesem hausse, da der krancke war, über, auff ein ander hauss setzet und mit lauter und kläglicher stimme sein gesang eine gute weil liess hören; floge auch darneben etliche mal vor das fenster des sterbenden. Da lass ich nun andere weiter von sagen." [425])

Die Todesvorzeichen

Wenn man aus der Christmette geht und der eigene Schatten im Lichtschein keinen Kopf hat, muß man bald sterben.

Wer am Abend vor St. Mathias (24. Februar) Salz offen hinlegt, und dieses am nächsten Tag flüssig geworden ist, überlebt das Jahr nicht. [426])

Wer am Hochzeitstag als erster zum Altar tritt, wird zuerst sterben.

Wenn ein Verheirateter von der eignen Hochzeit träumt, stirbt der Ehepartner, der gerade krank ist.

„Ein traum von zähn außfallen bedeut eines freundes tödlichen abgang, und hat der zahn der rechten oder lincken seiten, unten oder oben, oder vorn im mund, seine sondere deutung;"

Wenn die Uhrglocke gerade läutet oder schlägt oder die Nase juckt, wird einer sterben.

Wenn ein Kauz auf dem Dache schreit (so muß ein Bewohner des Hauses sterben).

Anderer Volksglaube

Greift die Frau nach der Hochzeit als erste nach der Haustür, so wird sie das Hausregiment erhalten.

Schreien oder fliegen die Elstern um das Haus oder „springen die bränd am fewer hinden über und schnappen", so werden fremde Gäste kommen.

Wenn jemand in den Krieg zieht und er schaut sich nach dem Abschiednehmen noch einmal um, so kehrt er selten wieder heim.

Wenn den Hunden der Bauch gurrt, die Hühner sich im Staub rütteln oder die Schwänze hängen lassen oder wenn die Flöhe und Fliegen beißen, so folgt bald Regen.

Abendröte bedeutet schönes und Morgenröte schlechtes Wetter. [427])

Vereinzelt hat sich dieser Volksglaube bis in unsere Zeit erhalten.

Der Tod, die unheimliche Macht am Ende des menschlichen Lebens, nimmt im Volksglauben eine besondere Stelle ein. Des Nachts geht man nicht allein über den Friedhof. Ist man jedoch dazu gezwungen, so zieht der Furchtsame den Mantel über den Kopf und hält sich die Ohren zu. [428]) Blickt man um Mitternacht in der Nähe des Friedhofs aus einem Fenster, so kann man die Toten tanzen sehen. Mitunter erkennt man unter den Tanzenden noch lebende Menschen, die aber noch im gleichen Jahre sterben werden. [429]) Pauli berichtet von einem Atzelmannzauber. Ein Mann, der eine verheiratete Frau liebt, formt aus Wachs ein Bild des Ehemanns und durchsticht es, weil er glaubt, daß dieser dadurch getötet werde. [430])

Als Orakeltiere hatten wir oben schon Kauz, Elster, Hund und Huhn erwähnt. Ihnen ist der Kuckuck zuzurechnen. Eine alte Frau glaubt nicht an den Tod, als sie den Kuckuck fünfmal rufen hörte: „vnd ich stirb noch in fünf iaren nit..."[431])
Wenn die Frau nach der Hochzeit als erste an die Haustür greift, wird sie das Regiment überkommen, erzählte Kirchhof. Wir erfahren auch, wie sich der Ehemann dazu verhielt.
„Unzalbare irrthumb und apostützlerey der heiden haben unsere voreltern angehangen, sein auch noch bey vilen also eyngewurtzelt, dass sie sich von solchen mit keinerley wöllen abreden lassen. Wiewol solche narrey an ir selbst zum theil nicht böss, vil weniger, zu dem sie gebraucht wirdt, helffen oder schaden kan, ist doch der aberglaub ausser dem wort gottes sünd, und hieran zu schelten und zu meiden. Auff solche ban war eine junge braut, do sie ietzund irem breutgam solte heimgefüret werden, durch etliche alte vetteln underwisen; damit dass sie das hausregiment und herrschafft über iren mann bekommen möchte, solte sie, eh sie ins hauss trete, die thür anrüren und sagen: Ich greiff an dise thür, all mein will gehe für, im namen dess vatters, dess sons und heiligen geistes. Der breutgam hette die alten weiber auss voriger erfarung in argwon, derhalben, do er seine braut in der thür entpfahen, und sie im nit antworten wolte, sondern stund heimlich zu mumeln, sprach er: Ich greiff an diesen thürring, faust und maul werd ein ding. Schlug sie mit solchen worden ins viesier, eh sie die gottslesterung mit gottes nammen versigelte, dass ir maul und nasen bluteten. Alle umbstender erschracken, fragten die ursach solches plützlichen unwillens; gab er inen darvor bericht und sagte, do seine braut mit beschwerung gegen im umbgangen seye, hab er widerumb, wie auch hinfürt allweg, wann sie sichs undernemmen werde, geschehen solte, sich in die gegenwehr rüsten müssen, erfreuw in aber nicht wenig, dass sein segen so bald den irigen überwunden, undertruckt und krafftloss gemacht hette."[432])
Am Anfang dieses Zitats wurde gesagt, daß der Aberglaube weder helfe noch schade. Das Volk jedoch nimmt an, daß der Aberglaube zumindest nicht schade. Er kann also nur helfen.
Ein anderes Beispiel, wie man das Hausregiment bekommt:
„Letzlich hat einer von den fürnemsten dem bräutigam seinen rechten schuch aussgezogen, in der kammer etwan auffgehengt, oder oben auffs bret gelegt, dass er, der bräutigam, nicht vergesse, die haussherrschaft und oberhandt zu behalten."[433])

Heilzauber

Wie man den Aberglauben des Bauern ausnutzte, erzählt Frey. In einem Dorf im Odenwald bricht eine schwere Krankheit aus, die in vielen Fällen tödlich verläuft. Da nimmt der Pfarrer den Fuß eines Esels und läßt um diesen einen Glaskasten bauen. Er sagt, daß derjenige, der das Heiltum küsse, die Krankheit nicht bekommen werde. Den Kranken verspricht er aber in gleicher Weise schnelle Heilung.
„Mit solchem liegen, triegen und beschisserey der selbig pfaff in kurtzer zeit von den einfeltigen bawren gar vil gelts zusamen bracht und gesamlet hat".

Als er sich wegen dieser Angelegenheit beim Bischof verantworten muss, erklärt er, daß er nur denen eine Heilwirkung versprochen habe, die das Heiltum — nämlich den Fuß des Esels — und nicht nur den Glaskasten geküßt hätten.[434])
Pauli berichtet, eine ähnliche Geschichte. Eine Frau, die jahrelang Augenschmerzen hatte, wird von einem fahrenden Schüler aufgesucht, der ihr Heilung verspricht. Er schreibt ihr einen Brief gegen die Krankheit, den sie an einer Kette befestigt am Halse tragen muß. Von dieser Zeit an hatte die Frau keine Schmerzen mehr. Eines Tages berichtet sie ihr Erlebnis dem Beichtvater. Dieser liest den Brief, in dem lauter unsinniges Zeug steht und teilt den Inhalt der Frau mit. Darauf stellt sich bei ihr das alte Leiden wieder ein.[435])
Ähnliche Fälle gibt es auch in unserer Zeit noch in großer Zahl. Entweder handelt es sich um eingebildete Kranke, denen die Einbildung genommen werden konnte, oder es gelingt dem Arzt, in dem Patienten den Willen zur Abwehr der Krankheit zu erwecken und zu stärken. Im umgekehrten Falle wissen wir, daß ängstliche Menschen besonders schnell von einer Krankheit befallen werden. Es scheint hier, daß ein alter Aberglaube durch die medizinische Wissenschaft bestätigt werde.
Über Arzneien wird wenig gesagt. Kirchhof berichtet, daß die Zwiebel eine besondere Rolle bei Geschwüren spielte.
„Sie (eine alte Frau) hett aber vielmal die harten schwern mit gebrahten zwybelen auffgeweicht und den eyter herauss gezogen... Briet eine grosse zwybeln, murmelet dem bauren etliche wort heimlich übers aug, band im darnach die zwybeln darauff und liess in, mit befehl, vor dreyen tagen es nit auffzumachen, wider gehen."[436])
Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß das Mittel gegenüber einer Augenkrankheit negativ wirksam war.
Einer Geschichte Wickrams kann man entnehmen, daß der Speichel zur Wundbehandlung benutzt wurde. Eine Bauersfrau aus Basel, die sich einen Dorn eingerissen hatte, sagte dem Barbier, als er den Fremdkörper entfernt hatte:
„Ach keüwet in unnd bindet ihn darüber! So schwirt es nit".[437])
Eine besondere Rolle spielten im 16. Jahrhundert die „Wunderärzte", die von Jahrmarkt zu Jahrmarkt reisten und ihre mehr oder weniger unschädlichen Waren anpriesen. Da wird von einem reichen „chirurgus" gesprochen, der nach Kassel kam, und eine Heilsalbe, hergestellt aus „dem Fett von hundert Tieren und gut für viele Krankheiten", verkaufte.[438]) Georg vom Harz ist mehrere Male zum Jahrmarkt nach Kassel gekommen. Er verkaufte Salben gegen Grind und Filzläuse, sowie Wurmkraut (Aspidium filixmas) und Nieswurz (Helleborus niger). Er pries dabei seine Arzneien folgendermaßen an:
„Schauw, bauwr, schauw! hie ist eine wilde frauw; lauff bauwr, lauff, hie findestu den besten kauff! Tyriack, tyriacken, für spinn und für schnacken, dill, petersill, wurmsamen in gottes namen! Heran, heran, wer da hat einen bösen zahn. Hie ist der mann, der ihn ohn schmertzen langen kan! Mit diesem geschrey bekam er auch viel gaff- (wolt kauffleuth sagen), insonderheit umb willen die wilde frauwen zu sehen. Kehret sich gegen dem frembden störger (ein anderer Verkäufer) und sagte: Friss schlangen, friss rangen, friss entschen, friss lentschen, friss

ratzen, friss katzen, friss leuss und meuss, ich wil deiner gesellschafft gern entrathen, ich halt mich an die schweinenbraten, die düncken mich auch besser sein, frisch sämmeln und darzu ein krügelein mit wein! Solches ist, lieben freunde, sprach er, eine gewisse artzney, und der starcke nestel, so leib und seel zusammen helt."[439])
Theriak (Compositum: Harze, Öle und Schlangengifte) wurde von einem anderen als Allheilmittel verkauft.[440])
Pauli meint, daß bei der Behandlung auch ein gewisses Vertrauen zum Arzt vorhanden sein müsse.
„Darumb die hoffnung die ein kranck mensch hat zu dem artzet, das ist ein grose vrsach der gesuntheit".[441])
Wickram beschäftigt sich auch einmal mit der Abwehr einer Krankheit. Ein Kaufmann will von einem Schuldner Bezahlung erwirken. Als er dessen Haus betritt, muß er erfahren, daß der Schuldner gerade an der Pest gestorben sei. „Do das der edelman erhort (dann sie die pestilentz seer übel förchten)..." läuft er schnell hinweg und streicht in seinem Schuldenbuch nicht nur den Betrag, sondern reißt die ganze Seite heraus und verbrennt sie.[442])

Heilzauber bei Tieren

In Hessen verschenkt eine Bäuerin zwei junge Hähne. Sie erhofft dadurch, daß ihre Kuh wieder gesund werde. Melander berichtet weiter, daß die Tochter die Hähne heimlich verkaufte und die Kuh sich trotzdem von der Krankheit erholte.[443])

Volksglaube verschiedener Art.

Ein häßlicher Bauer, der eine ebenso häßliche Frau hat, erzählt, daß er nur hübsche Kinder haben wolle. Er zieht zum Markt, kauft dort Bilder und Figuren, die hübsche Menschen darstellen, und stellt sie in die Schlafkammer, „damit die Fraw durch stettigs anschawen gantz vnd gar jhr derselben gestalt einbilden / vnnd also die Kinder nit nach der Mutter / sondern viel mehr nach der bilder gestalt möchten formirt werden."[444])
Über einen *Bringezauber* macht sich Pauli lustig. Die Frau eines Kaufmanns möchte ihren Gatten öfter bei sich haben. Eine alte Frau gibt ihr ein Mittel. Man nehme einige von den Augenbrauen des Mannes abgeschnittene Haare. Wenn man diese besonders behandelt und dann — hier leider nicht ausgeführt — in einer seltsamen Art den Mann ruft, so soll er auf dem schnellsten Wege angelaufen kommen.[445])
Von zauberischen Handlungen gegen Ungeziefer berichtet Kirchhof. Ein Ort ist nicht angegeben.
„Man findet in vielen andern weldt- und landtschreibern, wie vorzeiten und heidnischen gebräuchen mancherley schändlicher, ja närrischer aberglaub für gross geachtet, deren sie in bereitung und pflegung ihres ackerbaws gewohnet, und ohne dieselbigen wenig hoffnung zu diesen oder jenen gewäschen, dass sie der arbeit lohnen würden, gehabt, welcher abgöttischen superstition vestigia und gemerck noch unzehlich bey unsern zeiten nit vergessen, sondern bräuchlich und für köstliche, nichts wenigers nothwendige stück geschetzt werden, also, dass sie etliche ding mitten in die ecker und garten graben, etliche umb die-

selbige hertragen, die meuss, raupen, unziefer oder andern unrath oder missgewachs zu verhüten oder zu vertreiben; neben gewönlichen abgöttischen segen, so sie darüber oder bey sich selbst sprechen, deren namen, umstend und materien ich mit willen (denn solche ding fast anklebig) überschreite; niemandt wil sich auch warnen oder vom irrweg abweisen lassen."[446])
Wie man den Charakter eines Menschen aus seinem äußeren Erscheinungsbild zu erkennen glaubte, berichtet Kirchhof. So galten Menschen mit roten Haaren als „falsch". Es wird behauptet, daß Judas rotes Haar gehabt habe.[447])
Von den Tieren wird der Wolf mehrfach erwähnt.
„Ein scheffer hört ein wolff nennen.
Auff eim narrechten aberglauben bestehen noch heutigs tags die scheffer, das sie nit gern einen wolff nennen hören, und meinen, dass alsdann der selbig irer herd mehr nahent und zu schaden künfftig sey; darumb sie auch dem, der sie auffm feld, ob sie den wolff gesehen haben, fragt, mit fluchen oder einer streubischen antwort begegnen. Und do sie ja nit vermeiden können etwas von wolff zu melden, verwandeln sie doch den nammen und sprechen darfür das unthier, der höltzing, der wul oder der Hennicke. Sonderlich aber ist der letzte namm, Hennicke in Westphalen und desselben anstössen bey den scheffern gebreuchlich. Von solchem missglauben und superstition vernim ein kurtze historien, welche warhafftig in beyseyn meines vatters seligen geschehen ist. Einem hessischen edelmann auff der westphelischen grentzen diente ein schefferknecht, welcher, als er einsmals in dess junckeren kuchen im winter sass, und das morgenbrot, wie sie es nennen, dass er darnach mit den schaaffen zu feld füre, verzerete, kam einer und sprach, er hette einen sehr grossen wolff gesehen. Er, der scheffer, ward hierdurch erschreckt und sagt: Nun wol up in dusent tüfel nammen, segestu dat, wil ich wat frete?"[448])
Wenn einem ein Hase über den Weg läuft, bedeutet das Unglück, wenn man dagegen einen Wolf sieht, wird man Glück haben. Vom Unsinn dieses Aberglaubens sprechen Pauli, Luscinius und Bebel.[449]) Auch Johann Freiherr von Zimmern pflegte von einem begonnenen Ritt zurückzukehren, wenn ihm ein Hase über den Weg lief. Traf er einen hinkenden Menschen, so nahm er einen anderen Weg.[450]) Begegnete er einer bestimmten alten Frau, so verschob er die Reise.[451])
Links und rechts wird beim Volk als „glücklich" und „unglücklich" gedeutet. So ritt Johann von Zimmern nur aus, wenn das Pferd mit dem rechten Fuß aus dem Stall trat.[452])
Die Zimmersche Chronik berichtet auch von einem Zaubermittel für Bogenschützen. Man muß in der Karwoche 4 Passionen hören und dabei auf einem Bein stehen. Wenn man dann mit einem Bogen 3 Schüsse in ein Kruzifix tut, wird der Pfeil nicht mehr fehlen und jedes Ziel treffen.[453])

Der Hexenglaube

Kirchhof berichtet von einer ungleichen Obsternte in Hessen im Jahre 1595, von der man glaubte, daß sie von „Zauberinnen" verursacht worden sei.[454]) Eine andere Hexe in Hessen soll den Richter verhext

haben, der ihren Prozeß führte.[455]) Man erkennt die Hexen, wenn man ihren rechten Daumen und linke große Zehe, ebenso den linken Daumen und den rechten Zeh zusammenbindet. Wenn man sie dann ins Wasser wirft und sie nicht untergehen, stehen sie mit dem Teufel im Bunde.[456])

Besondere Wochen- und Feiertage werden gemerkt. So dürfen die Frauen am Donnerstag (Gründonnerstag) nicht spinnen.[457]) Ein Bauer, der am Karfreitag einen gefällten Birnbaum spalten will, muß feststellen, daß sich dieser in einen Stein verwandelt hatte.[458]) Die Frau eines Ritters, der an einem Sonntag zur Jagd ging, soll ein Kind mit einem Hundekopf und Hängeohren bekommen haben.[459]) Einem Bauern, der an einem Sonntag pflügen will, fällt der Pflug auf den Fuß.[460]) Die Frau eines Weinbergarbeiters in Franken dörrt und bricht an einem Sonntag Flachs. Da bricht Feuer aus, und sie verbrennt mit ihrem Kind.[461]) Ein Mäher, der an einem Sonntag nicht gearbeitet hat, findet ein Goldstück.[462]) Der Andreastag als Orakeltag ist schon erwähnt worden.[463])

Zum Abschluß noch eine Geschichte von der Voraussage des Weltunterganges, wie wir sie in damaliger Zeit, auch in anderer Form, häufig finden.

„Ein gut gesell ward von einem allten bawren gefragt, was man guttes newes saget. Sprach der: „Mein lieber nachtbawr, es ist heüt einer von Venedig kommen, der bringt dise newe zeytung, wie das in viertzehen tagen der jüngste tag kommen soll". Der bawer fehet an zulachen und spricht: „O lieber jungkherr, lasst es euch ein mähr sein und lautter thandt. Ich sage es euch zu, es ist nichts". Da ich aber fraget, warumb, sprach er: „Ich hab einmal gehöret, wie ich noch ein junger gesell war, von einem pfarrherren imm landt zu Bayern, der ein gelerter mann war, das, wann der jüngste tag kommen wurde, zuvor inn zwayntzig jaren keine fraw kein kind nicht tragen solte. Darnach wurde ein hoheriche bademagdt ein kind tragen; das wurde Demmel haissen; der wurde darnach sagen, wie vil es geschlagen het. Dieweil das nit geschicht, halt ich nichts von dem sagen, und wer es redt, der leüget es gut trucken, unnd wann es der burgermeister thete", und erzürnet sich der allte mann hart darüber. Wie ich aber anfienge: „Mein allter, es hat ein ander meinung und man muß nit so spöttisch von den dingen reden und den fabeln glauben, die vor alters die götzenknechte her erzelet haben und lügen gesagt, wie man darnach darhinder kommen ist. Es stehet anders in der heyligen schrifft, da gesaget wirt: Wachet! ir wisset nit die stund oder zeit inn welcher der herr kommen wirt. Unnd haben eben von der badenmagdt unnd dem Demel gantz und gar nichts in der heyligen schrifft, und halt es für ein lauter lügen- und lumpenwerck." Also glauben die bawren."[464])

Einiges von dem aufgezeigten Volksglauben hat sich bis in unsere Zeit erhalten. Anderes ist völlig vergessen worden. Heute glaubt man eher an die ärztliche Diagnose und an das Röntgenbild als an irgend einen Heilzauber. Viele bäuerliche Voraussagen, die wir im 16. Jahrhundert noch fanden, gibt es nicht mehr. Andere sind in der Stadt unbekannt. Welcher Städter versucht heute noch, das Rütteln und Wälzen der Hühner im Staub oder ihr „Schwanz-hängen-lassen" zu

deuten? Anderer Volksglaube ist uns aus den Erzählungen unserer Eltern oder Großeltern wohl noch im Gedächtnis, aber wir glauben nicht mehr daran.
Wir sahen weiter, wie einige Menschen des 16. Jahrhunderts zauberische Dinge aus christlicher Überzeugung ablehnten, obwohl gezeigt werden konnte, daß sie selbst noch abergläubisch waren.
Der Bauer wurde häufig als Träger des Aberglaubens genannt. Aber auch Stadtbewohner hatten ihn oft übernommen.
In diesem Kapitel berichteten die Schwankerzähler über Dinge, die vor ihrer Zeit entstanden, die aber noch lebendig waren und uns deswegen den Bauernstand des 16. Jahrhunderts lebendiger erscheinen lassen.

4. *Kleidung und Mode*

Was schon einleitend zu dem Kapitel „Sitten und Bräuche" gesagt wurde, gilt auch hier. Die Schwänke sind auf den Spott, auf den groben Spaß zugeschnitten. Alles, was uns sonst noch interessiert, wie Wohnung, Sitten und Gebräuche, Kleidung, Volksglauben, Speisen usw., mußte zurücktreten. Es ist klar, daß bei langatmigen Beschreibungen der Effekt des Schwankes benachteiligt worden wäre. Außerdem wollte man in den Schwänken keine alltäglichen Dinge beschreiben, sondern durch neue, interessante und lustige Geschehnisse eine große Leserschaft ansprechen und so auch einen guten Absatz der Bücher erzielen.
Die bildende Kunst im 16. Jahrhundert bringt eine Fülle von Darstellungen über das Bauernleben. Aber auch hier sind die Künstler bürgerlichen Ursprungs, die wichtige Einzelheiten nicht sahen oder nicht sehen wollten.
Auf den Bildern wird der Bauer meist in einfacher Kleidung dargestellt. Die Männer trugen eine kittelartige Oberkleidung, die oberhalb der Hüfte mit einem Gürtel zusammengehalten ward, die Hosen lagen eng an, als Fußbekleidung trug man Knöchelschuhe, Stulpenstiefel oder Strümpfe mit einer Holzsohle.[465]) Die Frauen trugen ein langes, oben geschlossenes Kleid mit langen Ärmeln, als Kopfbedeckung diente ein Kopftuch.[466])
Neben der einfachen Arbeitstracht hatte man eine farbenfreudige Feiertagskleidung.

„Zwu hosen grien mit gelem strich
trag ich mit hanen fedren,
vorn dantzknechten ich mich erprich;
zwen stiuel glatt rott leder(n)
die han ich lassen machen mir".[467])

In der Schwankliteratur finden sich folgende interessante Aussagen.
„Zu Anhawsen imm Schwaben-landt..." will sich der Sohn eines reichen Bauern eine neue Hose und ein Wams machen lassen. Der Schneider fragt, wie er die Sachen haben wolle. Da sagt der Bauer: „... er solt sie im auf stettisch machen. Der schneider ... fraget: „Wie dann? du must mir ein muster geben". Sagt Fritz: „Auff stettisch, wie dann zu Anhawsen der brauch wäre, und dieweil es so wol ein statt wer als Ulm und Augsburg."[468])
 Der Blick der Menschen ist also auf die Stadt gerichtet. Anhausen war

zwar, wie Lindener angibt, auch eine Stadt, hier schauen die Bewohner aber auf größere Städte, die Zentren des gesellschaftlichen Lebens, des Reichtums und der Wohlhabenheit. Diese Städte waren auch das modische Vorbild.
Die Person dieser Geschichte muß noch einmal besonders betrachtet werden. Man kann es sich nicht vorstellen, daß ein alter Bauer so gehandelt hätte. Er zieht seine Arbeitskleidung an und achtet nicht darauf, wie sich die Menschen in der Stadt kleiden. Im Gegenteil, er würde sich bestimmt über den „Firlefanz" der Stadt lustig machen. Die junge Generation aber schaut mit Neid auf die Söhne der Bürger, die anders gekleidet sind und die Bauern in ihrer alten Tracht verlachen. Nach den modisch gekleideten Bürgerssöhnen werden sich nicht nur die Töchter der Bürger, sondern auch die der Bauern umgeschaut haben. Der junge Bauer sieht also auch Vorteile in der modischen Kleidung und er möchte diese ebenfalls erlangen.
Vom häufigen Wechsel der Männerkleidung im 16. Jahrhundert erzählt Wickram:
„Ein maler wust keinen teutschen man in seiner kleidung zu malen. Ein edelman verdingt einem maler ein saal zu malen, welcher gar ein kunstreicher guter maler was. Des edelmans verding was, das er im allerley nationen unnd völcker (malet) mit irer kleidung, und wie sie gon mit wehren und irer gewonlichen kriegsrüstung."
Als der Edelmann den Saal besichtigt, stellt er fest, daß der Deutsche in seiner Tracht auf dem Gemälde fehlt. Der Maler, zur Rede gestellt, antwortet:
„Juncker die teutsch kleidung zu malen ist keinem maler in der gantzen welt müglich; dann sie allen tag etwas news herfürbringen, man kan schier teutsch noch welsch vor einander erkennen". ... Dis ist ungefarlich vor 30 jaren geschehen. Nun wolt ich gern wissen, wann yetzund einer einen Teutschen malen wolt, wie er doch die sach angreiffen wolt; also gar ist die welt entwichtert. Man sehe doch nur an der grossen überschwenklichen mutwillen und unkosten der schantlichen und lasterlichen ploderhosen."[469])
Die Pluderhosen, d. h. die Einführung einer neuen Hosentracht für Männer, hat überaus großen Protest erregt. So sehr, daß der Superintendent Andreas Musculus, der gleichzeitig Professor der Heiligen Schrift an der Universität Frankfurt war, sogar eine Protestschrift verfaßte. Er schreibt:
„Ich halte es auch gewisslich dafür, wenn jetzunder vnsere Eltern zum theil solten auffstehen, vnd an jren nachkümblingen solche pluderichte hosen sehen, sie würden sie anspeien vnd verfluchen, erstlich von wegen des vbelstands, dardurch sie sich zu vnmenschen machen, zum andern, von wegen der ergernis vnd anreitzung zu allen bösen begirden, zum dritten von wegen der vnkost, das jetzunder ein junger rotzlöffel, ehe er noch das gele vom schnabel gar abwüschet, mehr gelds zu einem par hosen haben mus, als sein vater zum hochzeit kleid."[470])
Max Osborn, der Herausgeber dieser Schrift, schreibt dazu: „Wie die Reformation, so war auch die Pludertracht eine demokratische Bewegung. Sie ging von unten nach oben, nach den Landsknechten verschlang sie das Bürgertum, riß die Studenten mit sich fort, die ja immer

geneigt waren, alle Modeerneuerungen eifrigst zu fördern, und zog den Adel und die Höfe mit in ihre Kreise.“[471])

Osborns eigenartige Parallele, Pluderhose: Reformation, und die „Entwicklung von unten nach oben“ muß als unmöglich abgetan werden. Quellen zu Osborns These sind einfach ungenügend und lassen gar keine Schlüsse zu. Wenn die Mitteilung stimmt, daß die Hosen im Lager des Kurfürsten Moritz entstanden seien, so ist eher anzunehmen, daß die neuen, prächtigen und teuren Hosen entweder von diesem selbst oder von einem Offizier „erfunden“ wurden und sich über die Landsknechte als Mode durchsetzten.

Von der Verschiedenartigkeit der Kleidung der Stadtbewohner erzählt uns Kirchhof. Er habe vor einiger Zeit in einer Stadt folgende Unterschiede festgestellt:

1) *Frauen:* „... nemlich die von den geschlechten, die man nennet mit den gelben ringen, darumb dass ihre töchter umb ihre röck gemeinlich viel gelbe oder rote belege oder leisten machten, sonst hette keine deren jungfrawen etwas von sammet an sich, trugen auch keine güldene ringe an iren fingern, oder gülden ketten, alles nur darumb, dass nit die reichern, auch in diesem standt, den geringen würden vorgezogen“.

Männer: „... unter den manns personen, sagte man mir zu dem mahl, war niemandt sammat zu tragen erlaubt, der nicht in der oberkeit, ein rathsperson oder kriegsmann, oder dem der sammat verehret werde“.

2) „Den andern orden erkennt man abermahl an den weibs kleidern, denn sie unten umb die röck beleg von weissen kalb- oder ziegenfellen trugen; von denen dritten

3) und letzten gemeinen hetten die kleidung fein sauber und rein, doch ohne der andern zweyen beleg, unten am end mit einem schmalen börtlein eingefasset“.[472])

Eine alte Klage des 15. Jahrhunderts wird von Pauli wiederholt. Er erzählt, daß sich die Pracht der Kleidung innerhalb der Stände verschoben habe oder sogar aufgehoben wäre, sodaß man Unterschiede nicht sehen könne.

„... die buren gon in seidinen vnd in damastinen kleidern, so gon die edellüt in zwilchinen kitlen ... man kan den adel ietz an den cleidern nit mer kenen dan den küffer, schreiner und bürstenbinder etc. die tragen eben als köstliche gefütert röck als der adel, deszgleichen die frawen tragen samattin, verbrömte goller, das man auch nit vnderscheid kan hon, welche edel, burgerin oder gemeine metz sy“.[473])

Dieselbe Klage findet sich in einem Gedicht des 15. Jahrhunderts. Danach sollen die Bauern und Bäuerinnen Kleidungsstücke aus Baumwolle, Barchent und Seide, wie die Fürsten, getragen haben.[474])

Von einer besonderen Kleidungsart beim Kirchgang berichtet Montanus:

„... Zu Strassburg in der weit berümpten statt ist es sitt und gewonheit, das die weiber, wann sie in die kirchen wöllen gohn, letze beltz über sich schlagen ...“

Ein Fremder wundert sich darüber und geht auch in die Kirche.

„Ach gott, wie er darein kompt, so sicht er, das sie schier all also sitzen; dabey er wol abnam, das es also landts brauch were“.[475])

In den folgenden Zitaten sind nur noch einzelne Angaben über die Kleidung enthalten. Kirchhof erzählt, wie Kleidungsstücke auf einem Krammarkt verkauft werden, da
„... bleib ungefer ein niderkleid, so da feil waren, ir am rechen behangen".[476])
Von gestrickten Strümpfen wird aus Sontra berichtet:
„Zu Sontra einer stadt in Hessen, und auff etlichen beygelegenen dörffern haben sie, die weiber und mägdlein, den gebrauch von langen jahren her, dass, so bald sie morgens auffgestanden, sich angelegt und auffgeschürtzt, verwaren und tragen sie mit sich allweg wüllengarn und strickstöck, hosen, so sie und andere tragen, zu stricken, derhalben sie auch von einem hauß in das ander oder über die gaßen, geschwiegen, wenn sie sich hinauß ins feldt oder sonst begeben oder verreisen, nicht ledig oder still gehen, sondern immerdar und ohn unterlass stricken und solche gestrickte hosen mit grossem summen andern krämern verkauffen."[477])
Als Kleidungsstück für Männer wird einmal ein lederner Mantel angegeben.[478]) Edelleute und reiche Bürger tragen Halsketten.
„Nun hatt der jung ein schöne guldine ketten am halse hangen, die was zum wenigsten in die dryhundert gulden wert".[479])
Zum Schluß noch eine Kritik Kirchhofs an der Hutmode um 1550.
„Wolte ich (weil diß vorgehend...) nur beschreiben und erzehlen von aller newrung in vergangen jahren entstanden, wie kurtz hievor angezogen, das erfordert wol ein eigen trachtenbuch, wie mans nennet; denn es leßt sich nicht also schreiben, als von hüten, die etwan oben breiter, denn auffm haupt, umb den bort mit einem darzu besondern eisen zu hawen, bald waren sie oben spitz und ohne bort unten umbher, bald waren sie halb sammat, seiden und halber filtz, bald ohne bort hinden und vornen auffgeschlagen, ietzt aber das schönst und best muster, die gar breiten börte; mancherley hauptkappen, röck, ein zeit mit zweyen, ietzt mit dreyen, bald mit vier ermeln; dölche, schwerter und ander wehren unsäglicher sorten, so auch stieffeln, sporn etc., derer die handwercksleut täglich etwas newes erdencken, den gelt dardurch zu stellen; seind wir andern ihr affen und müßens, es koste was es wölle. Hiermit gnug, undanck möcht sonst mein lohn sein."[480])

5. *Volksnahrung*

Wenn man die vielen flüchtigen Bemerkungen über Essen und Trinken zusammenstellt, bekommt man auch über dieses wichtige Kapitel der Volkskunde und über manche Probleme eine Antwort.

Die Mahlzeiten und Nahrungsmittel

Am Morgen gab es entweder Suppe oder Brei. „... nemlich man gibt einem des morgens ein supp und ein brey ..."[481]) Auch Bebel und Kirchhof bezeugen das.[482]) Allerdings bezeichnet der letztere den Morgenbrei als „bauren und drescher speiss". Er wurde aus Hafermehl bereitet.[483])
Daneben gab es am Morgen Milch und Wein. „Als er aber gessen und schier ein haffen mit milch aussgetrunken hett (dann da war nit vil wein) ..."[484])

Über das *Essen am Mittag* liegt eine Beschreibung von Montanus über ein Wirtshausessen in Deutschland vor. Er schimpft dabei über die schlechte Zubereitung der Speisen. Trotzdem bekommen wir ein Bild von den Mahlzeiten in der Gastwirtschaft.

So thut er gar gross herbrangen
Mit einem muss in der pfannen;
Dasselbig das vor essen ist,
Ja gmacht mit subtilem list
Und von dem aller besten mehl,
Die bauren nennens habermehl.
Darnach so kumpt ein lautter sup,
Als were sie auss der mist grub,
Genommen und zum fewr gesetzt.
Ob derselbigen yederman schwetzt,
Nicht einer was darvon versucht,
Also hat sie ein gut gerucht;
Drey schnitten schwimmen in der brüe
Gleich wie die fisch in weitem see,
Darnach so kumpt ein wüstes fleisch,
Das stecket foll von würmes geschmeiss.
Die deller, darauff mans schneyden soll,
Sind weiss wie ein schwartzer kol;
In manchem land die erd ist heller
Weder im Teutschen land die teller.
Nach solchem kumpt dann abermals
Ein gemüss, das ist gleichfals
Wie ander speysen wol gekocht.
Uff solches der würt gar hefftig bocht
Und sagt, wie mechtig gut es sey,
Dann es gekocht die maget frey.
Das geytig frisst in seinen kragen,
Damit gefüllet werd sein magen.
Wann solches alles ist verbracht,
So ist die weil das brotens gmacht
Wann man das auff den disch stelt
Und man mit messern darein felt
So ist alles noch foll blut.
Noch spricht der würt: „Es ist sehr gut".
Und es doch niemandt essen kan.
Was frewd will einer davon han!
Darnach so setzt man auff den disch
Gesotten und gebachen fisch,
Die sind allsand zu lumpen versotten,
Die andern sind in öl gebroten.
Nach solchem kumpt die letste speiss,
Dasselbig ist ein kese weiss." [485])

Man sieht, daß der Speisezettel sehr reichhaltig war. Es gab: Vorspeise, Suppe, Hauptgericht mit Fleisch, dann Fisch und zum Schluß Käse.
Hans Vogel schreibt in einem Meisterlied 1541, daß am Mittag „keskuchlein" gegessen wurden. [486])

Außer in Gastwirtschaften, wo man also nach einer Reise ein warmes Abendessen einnahm, kam auch in den Familien am Abend häufig warmes Essen auf den Tisch. Es werden einmal geschnittene weisse Rüben, mit Butter zubereitet, erwähnt.[487])
Auch heute werden in bäuerlichen Gegenden am Abend häufig warme Speisen zubereitet.
Frey ist der Ansicht, daß kalte Speisen als menschliche Nahrung schädlich seien: „Dann kalte und rohe ding essen und kalt darauff trincken in einer unleidlichen kelte, das mag die leber nit erleiden, unnd ist ein tödtlich ding."[488])
Über Nationalgerichte verschiedener Länder und Stämme berichtet Kirchhof. Danach waren die Holländer als Butteresser bekannt (Milchwirtschaft!), die Flamen sollen gern Eierspeisen gegessen haben, die Friesen „grüne käse", die Westfalen Speck (Schweinezucht) und die Sachsen Speck und Schinken. Als Spezialität der Schweizer nennt er den Ziegenkäse. Als Getränke werden angeführt: Schweiz: Milch, Sachsen: Bier, und Schlesien: Weizenbier.[489]) Von einer weiteren Eigenart spricht er an anderer Stelle. „Kaum findet man eine nation, die, was an einem andern ort gekocht ist, so wenig lobet, als die Sachsen und Niderlender, so ausslendischen gebrauch nicht gewohnet haben, sondern es muss alles, wie sie sagen, up unse wise gekoket, dass es von speck oder mit buttern aller ding überschwempt und zerfellet, gar gesotten seyn."[490])
Zu den Hauptnahrungsmitteln gehörten die Erzeugnisse aus den Getreidearten. Diese werden immer und immer wieder erwähnt. Wir hören vom Hafer[491]), der eine der wichtigsten Getreidearten im Mittelalter gewesen sein muß, dann werden erwähnt: Gerste[492]), Roggen[493]), Weizen[494]) und Hirse[495]). An ausländischen Getreidearten wird der Reis genannt.[496])
Aus Hafermehl kochte man den bekannten Haferbrei, der sehr oft als Morgenspeise gereicht wurde.[497]) Einen „... guten dicken schwäbischen haberbrey..." empfiehlt Frey den Müttern als Nahrung für Kleinkinder, damit sie besonders stark und widerstandsfähig werden.[498]) Nach Maurizio[499]) war im Mittelalter ein Brot aus grobgemahlenem Hafermehl in Deutschland bekannt. Damit stimmt überein, daß in der Schwankliteratur Weinbergarbeiter kein Weißbrot wollen, „... Weiszbrot gehört vnsz nit zu, wir haben sein nit gewont, es macht nit starck, häberin brot gehört vnsz zu das macht starck, vnd des haben wir gewont."[500])
Nach einer eichsfeldischen Redensart heiß es, wer das Mehl des Hafers, der Gerste, der Erbsen und der Bohnen und der Wicken zum Brotbakken verwende und das Brot noch warm verkaufe, werde vom Teufel in den Ofen geschoben.[501]) Man kann also annehmen, daß Gersten- oder Haferbrot zumindest in Mitteldeutschland zugunsten von Broten aus anderen Getreidearten (Weizen und Roggen) zurücktreten mußte. Sonst diente der Hafer auch als Pferdefutter.[502])
Das *Brot* wird immer wieder als Hauptnahrungsmittel bezeichnet. Außer Hafermehl wird besonders Weizenmehl zum Brotbacken verwendet. U. a. brockte man Weißbrot in die Biersuppe[503]) und in Thüringen in die Buttermilch[504]). Ein Jahrmarktausschreier in Hessen lobte frische

Semmeln zum Schweinebraten und Wein.[505]) Auch in Augsburg waren Semmeln bekannt.[506]) Zum Wein ward Weißbrot gegessen.[507]) Claus Narr sagt: „Weiß Brot ist gut Brot / vnd je weisser es ist / je lieber es mir ist".[508])

Außer als Brotgetreide verwendete man die *Gerste* zur Bereitung von Breien und Suppen.[509]) Heute wird sie hauptsächlich zur Bierherstellung und die Wintergerste als Viehfutter gebraucht.

Über die Verwendung des *Roggens* findet sich keine Aussage. Kirchhof berichtet aber über das Brot in Frankreich und sagt: man „... legt sehr schwartz brot auff (wie der gemein bawersmann pflegt zu essen in Frankreich) ..."[510]) Man kann schließen, daß es sich um Roggenbrot gehandelt habe.

Über die *Hirse* wird nichts besonderes vermerkt.

Der *Reis* ist im europäischen Raum eine reine Breipflanze. Besonders er hatte damals die Getreidearten, die in Deutschland Breipflanzen waren, verdrängt. Leider gibt Maurizio keine Auskunft über die Verbreitung des Reises im Mittelalter. In unserer Literatur erwähnt Wickram, daß man zu gebackenem Fisch Reismus gegessen habe.[511])

Von *Gebäcken* wird selten erzählt. Wickram sagt, daß man in Schwaben Zelten buk,[512]) und Kirchhof berichtet, daß man am Abend nach dem Nachtessen zum Obst Pfefferkuchen aß, die zum Frischhalten in einem Kasten aufbewahrt wurden.[513]) Über die Fladen, besonders zur Osterzeit, hatten wir an anderer Stelle schon gesprochen.[514])

Die *Hülsenfrüchte* wurden hauptsächlich zur Breiherstellung verwendet. Es werden erwähnt: Erbsen[515]), Linsen[516]), Bohnen[517]), und Wicken[518]). Das Mehl der Hülsenfrüchte soll nicht zum Brotbacken genommen werden.[519])

Hagebutten und Eicheln, als *Waldfrüchte*, galten als Nahrungsmittel der Landbevölkerung.[520])

An *Obst* werden Birnen[521]), Äpfel[522]), Kirschen[523]), Weintrauben[524]) und Pflaumen[525]) genannt. Birnen wurden gedörrt[526]), aus Kirschen bereitete man Suppen[527]). Kirchhof rät das Obst zu waschen, abzuschälen oder abzuwischen.[528]) Außerdem waren Nüsse[529]), Feigen, Mandeln, Rosinen[530]) und Melonen[531]) bekannt. Nüsse waren sogar Zehntabgabe[532]). Weintrauben aß man, um dünner zu werden[533]). In Weingegenden wurden die Rückstände von der Weinbereitung, die man Treber oder Trester nennt, als Mastfutter für Schweine verwandt.[534])

Der Anbau von Gemüse ist häufig erwähnt. „Item wir mussen im die krautgerten bauwen, das kraut setzen, abhawen und heimfuren. Darzu auch die ruben usgraben und heimfuren und die nusse in fron ufflesen".[535]) Aus den Rüben wurde saures Rübenkraut[536]), aus dem Kohl Sauerkraut bereitet[537]), das eine beliebte Speise gewesen sein muß. Die Rüben wurden außerdem klein geschnitten und gedörrt[538]), um sie für den Winter aufzubewahren. Sie wurden in Butter geschmort. Als weitere Beigabe zur Mahlzeit gab es Salate[539]), die u. a. aus Kresse, Lattich und Zwiebeln bestanden[540]). Zwiebeln sind in ganz Deutschland bekannt gewesen[541]).

Die *Fleischspeisen* waren sicherlich sehr vielseitig. Rindfleisch zur Suppe und zum Braten[542]), Kalbsbraten[543]) Schweinebraten[544]) und Hammelfleisch[545]) werden aufgezählt. Aus Leipzig und Westfalen wird von

Nierenbraten berichtet[546]). Lindner bezeugt Wurst und Sülze[547]). Um die Osterzeit wurden Speck und Schinken angeschnitten[548]). Es wurde schon erwähnt, daß Speck und Schinken besonders in Westfalen und Sachsen beliebt waren. Dazu kommt eine Bemerkung Kirchhofs, der sagt, daß man auch in Göttingen Speck und Schinken liebte[549]).

Kalbsaugen sollen in München eine besondere Delikatesse gewesen sein.[550]) Auf einem Holzschnitt von Schäufelein von 1517 erkennen wir, daß das Blut des Schweines beim Schlachten aufgefangen und damit sicherlich auch verwertet wurde.[551])

In allen Landesteilen, von denen die Verfasser der Schwänke berichten, wurden Hühner, Puten, Gänse, Enten und Tauben gehalten. Die Hühner wurden gebraten oder zu einer wohlschmeckenden Suppe verwandt[552]). Gebratene Kapaunen haben auf vielen Tischen der Reichen gestanden[553]). Vögel wurden vor dem Braten mit Speck gespickt[554]).

Vom *Wild* hören wir in der Schwankliteratur, daß es vorwiegend auf dem Tisch des Adels stand. So erzählt Kirchhof, daß der Herzog Heinrich von Braunschweig bei seinem Besuch in der Stadt Görlitz Wildbret, Hasen, Rebhühner, Krammetsvögel, Fische, Brot, Wein und Hafer erhalten habe[555]). Bei einem Essen der Gräfin von Waldeck soll eine Platte mit Wildbret, Hasen, Hühner und Kapaunen auf den Tisch gekommen sein[556]). Auch in der Zimmerschen Chronik wird Wild mehrfach erwähnt. Hier ist auch von Wildbretpastete die Rede[557]). Auch Krammetsvögel gehören in diese Aufzählung[558]).

Tiererzeugnisse dürfen an dieser Stelle nicht vergessen werden. Vom Ei wurde schon gesprochen[559]). Montanus erwähnt einmal, daß eine Frau 12 Eier in Schmalz gebacken gegessen habe[560]). Daneben stehen die Erzeugnisse der Milchwirtschaft an vorderster Stelle. Von Milch und Butter wird sehr oft gesprochen. Diese wird im Butterfaß gestoßen[561]). Milchsuppe war eine beliebte Speise[562]). Buttermilch galt selbstverständlich als Nahrungsmittel. Lindener spricht einmal von geronnener Buttermilch[563]) und von „dumpelmilch“[564]). In Thüringen brockte man Weißbrot in die Buttermilch[565]). Käse soll besonders bei den Friesen beliebt gewesen sein[566]).

An besonderen Käsearten werden aufgezählt: „Degenseer, (vermutlich am Tegersee hergestellt), Riser, Almer, Frißländer, Meyßner napkes und querke“,[567]), Schmierkäse[568]), Kreuzkäse und Holländer[569]). Dazu kommt der Parmesankäse (Parmasonkäß), der in Italien hergestellt und u. a. in Augsburg verkauft wurde. Man darf ihn nicht schneiden oder brechen, sondern nur schaben[570]). Über die Zubereitung des Bauernkäse schreibt Krüger: „Dann an demselben ort, hat jeder Paur vber seinen Kacheloffen eine geflochten hürten, darauff sie winterszeit die kehsen zutrucknen pflegen...“[571]) Dieses Gestell liegt nur auf dem Ofen und kann heruntergenommen werden.

Mit den *Fischen* und zu welcher Jahreszeit sie besonders wohlschmekkend seien, hat sich Lindener beschäftigt.

„kurtzer griff vnd bericht, Visch zu essen, für grosse Herrn, welche zu jeder zeit am besten, vnd wo sie anzugreiffen seind, die Armen habends nicht“.[572])

Man kann also annehmen, daß Fisch nicht zu den billigsten Nahrungsmitteln der damaligen Zeit gehörte und von armen Leuten nicht gerade bevorzugt worden ist. Vom Lande sind Fischgerichte nicht bezeugt. Bei den Fischarten, die weiter unten aufgezählt werden sollen, handelt es sich — bis auf den Hering — ausschließlich um Süßwasserfische. Sie wurden entweder in den Flüssen, deren Fischreichtum damals noch sehr groß gewesen sein muß, oder in den künstlichen Teichen gefangen. Die Fischzucht war ja im Mittelalter besonders in den Klöstern sehr beliebt. Aber auch Adlige legten sich eigene Fischzuchten an. „... im gehegten und verbottenen bach der edlen wittfrauen zu Tornaw".[573]) In den Städten gab es den Fischmarkt, auf dem die Fische verkauft wurden[574]).

Von den Seefischen, so sagten wir schon, war nur der Hering bekannt.[575]). Wickram sagt, daß er u. a. aus Brabant nach Oberdeutschland kam[576]). Der Spottname „Heringsnasen" für die Thüringer[577]), weil sie angeblich aus Armut keine Heringe essen, sondern nur an den Köpfen lutschen, soll — wie Wähler meint — auf den Heringshandel zurückgehen[578]). Da in Tonnen eingelegte Heringe gut zu transportieren sind, wurden sie auch von den Landsknechtsheeren mitgeführt. So sollen 1476 im Lager Karls des Kühnen 2000 Tonnen Heringe gefunden worden sein[579]). Auch Bratheringe sind bezeugt[580]). Die gebräuchlichsten Fischarten waren: Karpfen[581]), Hecht[582]), Gründling[583]), Äsche[584]), Forelle[585]), und Aalraupe[586]). Diesen zählt Lindener zu: Barbe, Brasse, Salm, Schleie, Aal und einige unbekanntere Arten[587]). Krebse dürfen bei dieser Aufzählung nicht vergessen werden.[588])

Nach Lindener schmecken sie zu folgenden Zeiten am besten: Karpfen im März, Hecht zur Weinernte, Barbe im August, Brasse zur Zeit der Heuernte, Renke im Mai, Salm im Februar, Aal im Mai, Schleie im März, Äsche, Forelle und Groppe im Januar[589]).

Die Zubereitung des Fisches scheint sich im Laufe der Zeit kaum verändert zu haben. Es wird von gekochtem, dann aber auch von gebratenem Fisch gesprochen[590]). Der Hecht wurde in Salzwasser gekocht und sicherlich mit Essig überträufelt, weil von „Hecht blau" gesprochen wird[591]). Außerdem wurden Gewürze in das Wasser und in die Tunke getan. Kirchhof spricht von einem „nägelbrülein" (Nelke)[592]). Wickram erwähnt, daß es zu gebackenem Fisch Reismus gegeben habe[593]). Als besondere Delikatesse galten die Leber der Aalraupen[594]). Stockfische wurden im Elsaß und in Hessen gegessen[595]). Von geräuchertem Fisch wird ebenfalls gesprochen[596]).

Von Gewürzen werden Essig[597]) und Senf[598]) genannt. Lindener erzählt, daß in Augsburg der Senf durch Straßenhändler in Kübeln feil geboten wurde[599]).

Von ausländischen Gewürzen scheinen Ingwer[600]), Nelken[601]) und Pfeffer[602]) zu den Bestandteilen der Küche gehört zu haben.

Als Gewürz- und Suppenkraut wird die Petersilie erwähnt. Die Wurzel der Petersilie wurde in das Wasser getan, in dem das Fleisch kochte, während das Kraut zerschnitten und über die Speisen gestreut wurde[603]). Über *Konfekt* hören wir, daß eingemachter Ingwer und Zuckermännchen auf der Frankfurter Messe verkauft wurden[604]). In Sachsen

„brachte man gut confect unnd gewürtzt putteren“[605]) auf den Tisch. Eine Art Marzipan wird auch erwähnt. „Man stackte einen Butterwecken an / vnd bestrawete jhn mit Mehl / Zucker vnd Rosinlein / vnd ward von gutem Gewürtze eine Pastethe oder Martzapan darauß gemacht.“[606])

Es sei gestattet, an dieser Stelle den Honig zu nennen, auch wenn man ihn nicht mit Konfekt bezeichnen kann.[607])

Als *Getränke* werden Milch, Wein und Bier genannt. Auf Angaben über Weingegenden kann hier verzichtet werden, da diese uns von anderer Seite wesentlich besser bekannt sind. In Bayern soll allerdings der Wein nicht besonders gut, sondern sehr sauer gewesen sein[608]). Als Biertrinker waren die Sachsen und Schlesier (Weizenbier) bekannt[609]). Selbstverständlich dürfen die Bayern hier nicht vergessen werden:

„Der Bayer würt seltzams gefell,
Was die für seltzam rüstung haben:
So einer durch ihr land thut draben
Und köret in ein würtshauss ein,
So forder er bey leib kein wein;
Der selbig ist ihm gar zu thür.
Er haisch darfür ein frisches bier.“[610])

Schwabacher Bier wurde in Nürnberg getrunken[611]).

Als besondere Weinsorten werden Würzburger Salbei- und Wermutwein genannt, der in Norddeutschland unbekannt gewesen sein soll[612]).

An alkoholischen Getränken war auch der Branntwein bekannt[613]).

Besonderheiten.

Die Bauern essen gern süße Speisen[614]). Das einfache Essen der Bauern wird als säuisch und bäurisch bezeichnet[615]). Fleisch wurde durch Salz haltbar gemacht[616]). Branntweinsuppe wurde gesüßt[617]).

Die Hoden der Tiere wurden von den Männern nicht gegessen. „... hoden, das ein weyber-speiß ist, und den jungkfrawen fürgelegt werden, die den Männern ungesundt sein“.[618])

Bücher über das Benehmen bei Tisch sind auch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gedruckt worden[619]). Man findet diese Literatur bis heute. Zu Tisch soll man sich nur mit gewaschenen Händen und geschnittenen Nägeln begeben. Auf dem Tisch soll stets eine Tischdecke liegen. Das Brot drücke man beim Schneiden nicht an die Brust. Abfälle soll man nicht auf den Boden werfen. In Salz oder Senf gehe man nicht mit den Fingern hinein. Wenn man Essen im Munde habe, so solle man nicht trinken. Reden und essen zu gleicher Zeit wird ebenfalls verurteilt. Auf viele andere Dinge geht man im weiteren Verlauf der Erzählung ein, die hier nicht weiter genannt zu werden brauchen, die aber zeigen, daß solche Bücher notwendig gewesen sein müssen. Dabei wird immer erwähnt, daß das schlechte Benehmen hauptsächlich bei den Bauern zu finden sei. „Nach der groben bauren sitten“.[620])

Auch dieses Kapitel zeigte uns Unterschiede zwischen der Bevölkerung auf dem Lande und der Stadt.

Über die Bauern hörten wir, daß sie „grobe Sitten“ gehabt hätten. Diese wurden in der Stadt nach bürgerlicher Art verändert.

Die Speisen der Bauern wurden als „säuisch und bäurisch" bezeichnet. Der Städter versuchte die Gerichte zu verfeinern und eine größere Auswahl zu schaffen. Während von bürgerlicher Seite die Rückkehr zur einfachen Nahrung der Bauern geraten ward, versuchte dieser selbst Speisen vom Küchenzettel der Stadt zu übernehmen.

Fische sollen hauptsächlich auf dem Tisch des Stadtbewohners und Wildbret auf dem des Adels gewesen sein.

Im allgemeinen waren im 16. Jahrhundert die Nahrungsmittel beim Bauern und Bürger dieselben.

6. Exkurs: Der Bauer in der Schwankliteratur und in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm

Verschiedene Märchen der Brüder Grimm zeigen eine unverkennbare Verwandtschaft mit Schwänken, die in der vorliegenden Arbeit untersucht wurden. Auf einige Übereinstimmungen, soweit sie den Bauern betreffen, soll hier noch eingegangen werden.

Bei der Zusammenstellung der Sammlung lagen den Brüdern Grimm verschiedene Schwanksammlungen vor, aus denen sie Geschichten entlehnten. Als Beispiel sei angeführt: Nr. 174 „Die Eule", die von Kirchhof I, 167 übernommen wurde. Diese Märchen sollen hier unberücksichtigt bleiben.

Von den „erzählten" Märchen wollen wir zwei Beispiele untersuchen. Das Märchen Nr. 32 „Der gescheite Hans" ist in der Maingegend aufgezeichnet worden. Die Motive ähneln den Schwänken von Kirchhof I, 81 „Ein reicher bauwer heuraht zum adel", Frey 1 „Von einem groben närrischen bauren, der wolt junge gänß außbrütlen" und Pauli 762 (1545)[621]) „Von einem närrischen Baurenknecht". Die Schwankerzähler wurden angeregt durch Bebel I, 26 „De fatuo rustico" und III, 148 „De eodem", der sicherlich auf deutsche mündliche Erzählungen zurückgeht. Alle Schwänke haben die „Streiche" eines törichten Freiers zum Inhalt. Die Schwänke zeigen deutliche Übereinstimmungen: Die Personen sind bei Kirchhof, Pauli und Frey ein reicher, aber einfältiger bzw. närrischer Bauernsohn und seine Mutter. Der Vater ist gestorben. Ortsangaben finden sich bei Kirchhof: „Thüringen" und Frey: „Geblinger Tal".

Bei Grimm sind keine derartigen Angaben vorhanden. Die Form des Märchens besteht aus Rede und Gegenrede zwischen Mutter und Sohn, ohne besondere Erklärungen oder Betrachtungen.

Die Geschenke:

Bebel:	Handschuh,	Sperber,	Kornsieb,	Speckseite
Frey:	Handschuh,	Habicht,	Egge,	ein Stück Speck
Kirchhof:	Handschuh,	Habicht,	Sieb,	Speckseite
Pauli:	Handschuh,	Sperber,	—	—
Grimm:	Nadel[622]),	Messer,	Ziege,	Speck, Kalb

Unsinnige Taten im Haus:

Bebel:	Wein läuft aus,	Gänseeier ausbrüten,	—
Kirchhof:	Wein läuft aus,	Gänseeier ausbrüten,	Tischsitten

Frey:	Wein läuft aus,	Gänseeier ausbrüten,	—
Pauli:	Wein läuft aus,	—	—
Grimm:	—	—	—

In allen Schwänken, auch im Märchen, findet sich aber das Mißverständnis „der Braut freundliche Augen zuwerfen". Der Tölpel, der den Sinn der Worte nicht versteht, sticht den Schafen die Augen aus und wirft sie der Braut ins Gesicht.
In den Schwänken findet sich noch eine Schlußbetrachtung, die bei Grimm fehlt.

Kirchhof: „Wiewol er nun, wie gehört, ein ungehobelter, fantastischer büffelskopf war, bracht doch sein grosses gut, welches die meisten freyerey zuwegen bringet, fürter es dahin, daß er die junkfrauwen behielt und mit ir hochzeit hett".[623])

Frey: „(Die Jungfrau) ... sahe des narren grobheit, daß er zu allen dingen verderbt war, zohe wider heim, sagt ihm ab".[624])

Pauli: „... verdorbet die Sach gar darmit".[625])

Die Geschichte muß im 16. Jahrhundert sehr beliebt gewesen sein, da sie in drei, bzw. vier Schwanksammlungen aufgenommen worden ist. Geblieben sind die Geschenkmotive, die sich erweiterten und vermehrten. Vom Habicht oder Sperber ist um 1800 am Main keine Rede mehr. An diese Stelle ist die Ziege getreten. Der Speck ist geblieben. Wir haben es zum größten Teil mit typischen bäuerlichen Geschenken zu tun.

Erhalten hat sich auch das Mißverständnis „Augen zuwerfen". Das ist nicht verwunderlich, da doppelsinnige Worte und daraus entstehende Mißverständnisse in den verschiedensten Variationen zu allen Zeiten wieder auftauchen.

Zusammenfassend kann nun gesagt werden, daß sich das bäuerliche Milieu vom Schwank bis zur Niederschrift durch W. Grimm nicht verändert hat.

Ein weiteres Beispiel:

Das in der Schwalmgegend aufgezeichnete Märchen Nr. 87 „Der Arme und der Reiche" enthält Übereinstimmungen mit Kirchhofs Schwank I, 180: „Von einem geitzigen weib, ein fabel". Inhaltlich ist das Märchen reichhaltiger und geht auf verschiedene Einzelheiten ein. Der Volkserzähler hat seine Geschichte ausgeschmückt und mit Motiven seiner Zeit bereichert. So sind dem Märchen folgende Einzelheiten beigefügt worden:

1) Ausrede der reichen Frau: „Die Kammern liegen voller Kräuter und Samen.
2) Die freundlichen armen Leute kochen Kartoffeln, melken die Ziege und stellen dem Gast das einzige Bett zur Verfügung.
Die drei Wünsche variieren wie folgt:

Die Armen:

Grimm:	1) Gesundheit	2) täglich Brot	3) neues Haus
Kirchhof:	1) Hütte soll verbrennen	2) neues Haus mit Speise und Trank	3) in den Himmel kommen

Die Reichen:

Grimm:	1) Pferd bricht den Hals	2) Frau reitet auf dem Sattel	3) Die Frau soll den Sattel verlassen
Kirchhof:	1) Haus soll abbrennen	2) Der Mann soll brennen	4) Rettung des brennenden Mannes.

Die Wünsche sind also verändert. Sie bleiben aber im bäuerlichen Milieu.

Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, auf alle Schwänke einzugehen, die wir verändert in den Kinder- und Hausmärchen wiederfinden. Uns interessierten nur die bäuerlichen Motive.

Die obigen Beispiele dürften aber gezeigt haben, daß ein Teil der Kinder- und Hausmärchen, soweit sie vom Bauern reden, das 15. und 16. Jahrhundert konservieren.

C. SCHLUSSBETRACHTUNG

Zusammenfassung und Auswertung der Ergebnisse.

Es war Aufgabe dieser Arbeit, Nachrichten über den Bauernstand in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu gewinnen. Dazu benutzten in drei Hauptquellen, die über den Bauernstand etwas aussagen,

1) Die Schwankliteratur, Beispielsammlungen und Volksbücher.

2) Die Akten und Urkunden des Bauernkrieges.

3) Die Aussagen Luthers über den Bauern.

Es soll jetzt unsere Aufgabe sein, die Ergebnisse zusammenzufassen und miteinander zu vergleichen.

Die Verfasser der *Schwankliteratur* waren bürgerlicher Herkunft. Sie schrieben für ihren Stand und benutzten den Bauern als Gegenstand ihres Spottes und derben Witzes. In der Gesamtheit gaben uns die Schwänke ein ziemlich genaues Bild der soziologischen Verhältnisse der Zeit und der einzelnen Stände.

In den meisten Geschichten wird der einfältige und dumme Bauer geschildert. Daneben finden wir den listigen, überheblichen und betrügerischen Bauern. In einzelnen Erzählungen lernen wir den aufstrebenden und unternehmenden Landbewohner kennen. Wir hören von den Beziehungen des Bauern zur Stadt und von seinem Verhältnis zur Kirche. Es wird berichtet, wie er lesen lernt und seine Kinder unterrichten läßt. Der Sog der aufblühenden Städte zieht unternehmungslustige Bauern an. Einige setzen sich durch, anderen gelingt es nicht, sich auf die Stadt umzustellen und festen Fuß zu fassen. Der Kaufmannsberuf ist in der damaligen Zeit sehr beliebt. Wer ihn auszuüben versteht, kann in kurzer Zeit, mit weniger Arbeit als der Bauer, sehr reich werden. Reiche Kaufleute erregen den Neid der übrigen Bevölkerung. Man versucht es ihnen nachzutun. Auch Bauern versuchen Kaufleute zu werden. In den Schwänken wird erzählt, wie sie scheitern. (Ist es verwunderlich, da diese beiden Berufe so verschieden sind?)

Damit erkennen wir in der Schwankliteratur ein Typisches der Zeit. Die bürgerliche Schicht bestimmt den historischen Ablauf. „Hatte doch die ganze Kultur dieser letzten Jahrhunderte sehr stark das Gepräge der Bürgerlichkeit angenommen... Was da in hoffnungsvollem Fluß war, hing irgendwie mit der bürgerlichen Welt in sichtbaren oder feinen Verästelungen zusammen..."[626]) Der Bauer kann mit der Zeit nicht

Schritt halten. Er ist im vorhergehenden Jahrhundert verblieben. Das hat das Bürgertum erkannt. Einige Schriftsteller halten diese Zeitstimmung in der Schwankliteratur fest.

In „Sitte und Brauch" und im „Volksglauben" lebte auch in den Bewohnern der Städte, — das dürfte der zweite Teil der Arbeit dargetan haben —, noch etwas vom bäuerlichen Wesen der Zeit und der vorhergehenden Jahrhunderte. Wir wollten den Bauern des 16. Jahrhunderts zu „fassen" versuchen und konnten an diesen Überlieferungen nicht vorübergehen. Sie zeigen, wie stark doch die „bäuerliche Kultur" war, wie sie zum größten Teil vom Bürgertum übernommen oder in dessen Sinne umgedeutet wurde. Die Unterschiede zwischen den beiden Ständen und Einzelheiten sind am Ende jedes Kapitels besonders herausgestellt worden.

Wir haben aus dem 16. Jahrhundert kein literarisches Denkmal, dessen Verfasser nachweislich ein Bauer war. Durch die Literatur erhielten wir aber (auch in ihren volkskundlichen Aussagen) ein treueres Bild des Bauern, als irgend eine andere Überlieferung uns zu finden erlaubt. „Der Schwank erfreut sich augenscheinlich der Mißgunst der Forschung", betonte Peuckert.[627]) In dieser Arbeit ist versucht worden, diese Lücke zum Teil zu schließen, indem wir den Bauernstand im Schwank betrachteten.

Es wurden dann die *Akten und Urkunden zum Bauernkrieg* untersucht. Während die Schwänke literarische Erzeugnisse darstellten, handelt es sich hier um aktenmäßige Aufzeichnungen.

Wir erkannten den allgemeinen Drang zum Gelderwerb und sahen, daß die Bauern unter seinen Auswirkungen besonders zu leiden hatten. Sie versuchten sich dagegen zu wehren, indem sie auf die alten Zustände verwiesen, auf eine Zeit also, in der sie angeblich weniger Belastungen zu tragen hatten. Aus dem Gefühl des Druckes erwuchsen die Beschwerden und die Forderungen nach einer Änderung der Verhältnisse. Die Bauern wollten diese Änderung durch die Rückkehr zu den Zuständen früherer Zeiten herbeiführen. Sie erhielten Hilfe vom Bürgertum, das sich zum Sprecher und Führer der Bewegung machte. Nur selten sind Bauern geistige Führer der Unternehmungen gewesen. Die Bürger aber hatten andere Ziele als die Bauern. Sie wollten das Rad der Zeit nicht zurückdrehen, sie wollten die alten bäuerlichen Zustände nicht wiederhaben. Sie mußten vorwärtsschauen und Neues schaffen. So bestand von vornherein eine scharfe Kluft zwischen den Zielen und Anschauungen der bäuerlichen Masse und den führenden Bürgern. Diese Feststellung über den Anteil der Bürger an den Bauernaufständen fanden wir bestätigt durch einen Blick auf die Landkarte. Die Hauptaufstandsgebiete deckten sich mit den Gebieten, in denen es die meisten Städte gab, d. h. in denen der bürgerliche Anteil der Bevölkerung besonders groß war. In Niederdeutschland, im Osten und in Bayern, in Gebieten mit wenigen, weit auseinander liegenden Städten, gab es keine Unruhen. — Der Bürger war also der „Führer", der auf den Bauern herabschaute und ihn gelegentlich verspottete und verlachte.

Im dritten Abschnitt des ersten Hauptteils betrachteten wir *Luther und seine Aussagen über den Bauern*. Luther, selbst aus dem Bauernstande

stammend, bemühte sich wie kein anderer um die Bauern. Er wußte, daß er seiner Lehre, wenn sie das Verständnis der Bauern gewann, eine breite Grundlage geben konnte, er wußte, daß dann das gesamte deutsche Volk seiner Lehre angehören würde. Seine Arbeit war aber vergebens. Die Bauern verstanden ihn nicht. Luther brachte etwas Neues, die Bauern aber wollten das Alte. Sie versuchten diese Ziele durch Aufstände, durch den Kampf zu erreichen. Auch hier standen sie im krassen Gegensatz zu Luther. Er machte zuerst vergebliche Versuche, die Bauern von ihrem Tun abzubringen, um sich schließlich ganz auf die Seite der erfolgreichen Landesherren zu stellen, nur damit die Aufstände schneller niedergeschlagen werden konnten. Seine Enttäuschung wurde zur Abneigung. Wir konnten das in allen späteren Tischgesprächen erkennen. Luther sagte, daß der Bauer undankbar, ungehorsam, überheblich und geizig sei. Er dächte nur an das irdische Leben, er hätte das Evangelium nicht verstanden und sei daher ein Feind Gottes; aber die bäuerliche Arbeit erkannte Luther auch später noch an. Sie wurde von ihm immer wieder gepriesen.

Wir können nun zusammenfassen. Die Aussagen über die Bauern in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts widersprachen sich trotz der verschiedenen Quellen nicht. Das Bürgertum, so mußten wir immer wieder feststellen, wurde in dieser Zeit zur „Oberschicht", die die Zeit und die Kultur gestaltete. Aus den Reihen der Bürger kamen die Männer, die das geistige Leben bestimmten. Der Bauer aber war ausgeschlossen, er war — im neuzeitlichen Sinne — nicht mehr produktiv und konnte die neue Zeit nicht verstehen. Er wollte deshalb zurück zu den Zeiten seiner Vorväter und, vom Bürgertum geführt, ließ er sich in eine verhängnisvolle, blutige Auseinandersetzung mit seinen Landesherren ein. Der Sieg der Landesherren brachte den Bauern große Nachteile. Er wurde jetzt noch weiter zurückgedrängt. Der Bürger aber hatte endgültig und fest die „Macht" erobert.

Das Stärkerwerden des Bürgertums brachte ein besonderes Selbstbewußtsein mit sich. Die Niederlage im Bauernkrieg wurde nur als militärische und moralische Niederlage der Bauern empfunden und entsprechend gewertet.

Luther wurde zum „Bauernfeind", weil die Bauern ihn nicht verstanden und so zu einer Gefahr seines Werkes wurden. Seine Aussagen deckten sich im großen und ganzen mit dem Inhalt der Schwänke. Nur sagte es der Schwankerzähler mit Humor, Witz, Ironie und Spott, während bei Luther Ernst und nicht wieder gut zu machende Verbitterung dahinterstanden.

Es war die Absicht, den Bauernstand in den entscheidenden Jahren von 1500 bis 1550 durch Zeugnisse der Zeit zu „rekonstruieren" und sein damaliges Sein, Denken und Verhalten zu verfolgen und durchzuzeichnen. Durch die Menge des vorhandenen Materials bestimmt, soll die Arbeit aber auch ein Beitrag zur Volkskunde als einer historischen Wissenschaft sein, „deren Aufgabe darin liegt, das Werden der großen „Kulturen" aufzudecken, die Völker in diesen Kulturen zu zeigen, das Wechselspiel zwischen Volk und „Kultur" zu ergründen und sehen zu lernen, was der Menschengemeinschaft tiefste Gründe und der Sinn der einzelnen Schritte ihres Weges über die Erde ist."[623])

ANMERKUNGEN

[1]) Peuckert, Will-Erich: Die große Wende, Hamburg 1948, S. 13

[2]) Peuckert, Wende, S. 404. Peuckert gibt im „Vorspiel" zu seinem Buch eine Fülle von Beispielen, die diese hier kurz zusammengefaßten Probleme behandeln.

[3]) Andreas, a. a. O. S. 84 f.

[4]) Steinhausen, G.: Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1899, S. 37. Auch der spanische Weltreisende Pero Tafur äußert sich um 1430 ähnlich. Vgl. Andreas: Die Kulturbedeutung der deutschen Reichsstadt, S. 81 f.

[5]) Andreas, a. a. O. S. 279

[6]) E. G. Zitzen: Artikel „Bauer" im Staatslexikon I, 597

[7]) So erscheint der erste Band von Kirchhofs „Wendunmuth" 1556. Die weiteren erst 1592—1601. Sie behandeln aber die Zeit um 1550, das muß (wegen des Erscheinens in späteren Jahren) beachtet werden.

[8]) Vgl. zum Beispiel: Wickram, Werke Bd. 4, S. 193
Zuletsten thet in fragen ich, (der Bauer)
Sagt: „Wer es müglich, das du mich
Mochtest lehren lesen und schreiben,
Du must ein zeit lang bey mir bleyben,
Ich wolt dich klaiden auff von fuss."
Er (der „arme schuler") sagt: „Ich wags mit euch und thus."

[9]) Außerdem in der Ausgabe von Joh. Bolte, 2. Bdd. Berlin 1924

[10]) Sie liegt nur in Maschinenschrift in Frankfurt vor.

[11]) Germanische Studien, Heft 152, Berlin 1934.

[12]) Bolte, Johannes: Der Bauer im deutschen Liede, 1890.

[13]) Im weiteren Verlauf der Arbeit zitiert: Franz.

[14]) Aktenband zu „Der Deutsche Bauernkrieg", hsg. von Günther Franz, München und Berlin 1935 (Zitiert: Franz, Akten).

[15]) Akten zur Geschichte des Bauernkrieges in Mitteldeutschland, hsg. v. O. Merx, Berlin 1923 (Zitiert: Merx).

[16]) Akten zur Geschichte des Bauernkrieges in Mitteldeutschland, hsg. v. W. P. Fuchs, Jena 1942 (Zitiert: Fuchs).

[17]) Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges, hsg. v. Fr. L. Baumann. Bibl. d. Lit. Ver. Sttgt., 129, 1877.
Akten zur Geschichte des deutschen Bauernkrieges in Oberschwaben, hsg. v. Fr. L. Baumann, 1877.

[18]) Nach einer Mitteilung von Joh. Bolte: „Neues über Michael Lindener", Bd. CCXVII, Bibl. d. Lit. Ver. Sttgt., S. 637, soll er wegen eines Todschlags in Friedberg hingerichtet worden sein.

19) Peuckert, Wende, S. 65.
20) Wickram, Georg: Bd. 1, S. 262.
21) Schumann, Valentin: Nachtbüchlein 44, S. 275 f.
22) Pauli, Schimpf und Ernst, 98, S. 74 f.: Gelehrte und Doktoren sind juristisch erfahrener und deswegen gerechter als der Adel, soll Kaiser Sigismund (1410—1437) einmal gesagt haben.
23) Montanus, Wegkürtzer, 17, S. 42.
24) Montanus, Gartengesellschaft, 71, S. 330.
25) Peuckert, Wende, S. 315 f.
26) Schumann, a. a. O. 7, S. 28 ff.
27) Schumann, 7, S. 30 (Luther prophezeit 1544 den Niedergang des Adels; vgl. Tischreden III, 3427).
28) Lindener, Katzipori 17, S. 80; vgl. auch Kirchhof, Wendunmuth I, 75, S. 94 f.
29) Wickram, Werke, Bd. 4, S. 177.
30) Kirchhof, a. a. O. I, 12, S. 20.
31) Lindener, Katzipori, 76, S. 130 f. Vgl. auch Lindener, Katzipori 53, S. 110 f.: „Spottet also die ... fraw des heilosen edelmanns, die allein mit dem nammen edel ... "
32) Peuckert, Wende, S. 351 f.
33) Peuckert, Wende, S. 11.
34) Peuckert, Wende, S. 11.
35) Peuckert, Wende, S. 19. Vgl. hier die weiteren Ausführungen Peuckerts in dem Kapitel „Die bäuerliche Ordnung" S. 7 ff.
36) Wörterbuch der Volkswirtschaft, Artikel „Bürger" von H. Aubin, S. 522.
37) Bolte, Wickram, Werke Bd. 3, S. VIII.
38) Wickram, Werke, Bd. 3, 58, S. 80.
39) Schumann, a. a. O. 1, S. 11.
40) Kirchhof, a. a. O. I, 64, S. 79 f.
41) Montanus, Gartengesellschaft 81.
42) Kirchhof, a. a. O. I, 286, S. 331 f.
43) Schumann, a. a. O. 30, S. 216 ff.
44) Kirchhof, a. a. O. II, 104.
45) Montanus, Gartengesellschaft 9, S. 272.
46) Kirchhof, a. a. O. III, 17, S. 289.
47) Pauli, a. a. O. 349, S. 217. Vgl. auch Frey 69, S. 85 f.
48) Manlius, Locorum ..., S. 365 f. u. 366.
49) Hohndorff, Promptarium, S. 335 a.
50) Hohndorff, Promptarium, S. 336 a.
51) Gastius II, S. 84.
52) Kirchhof a. a. O. V, 144.
53) Kirchhof I, 146, 178. Vgl. auch Bebel I, 46 u. Frey 111.
54) Kirchhof I, 152, 185.
55) Kirchhof I, 157, 188 f.
56) Kirchhof I, 160, 190 f. Vgl. hierzu auch die Kapitel 161 u. 169; Frey 111 und Bebel III, 119. Bei Pauli 297 hat ein Bauer, der Schultheiß wurde, sieben Sinne. Kirchhof I, 164 berichtet, daß ein Bauer, der einen Platz im Dorfgericht bekam, sich weigerte, Brei zu essen, weil dieses Bauern- und Drescherspeise sei. (Vgl. auch Bebel III, 112).
57) „Tisch-Zucht". In: Dichtungen des 16. Jhdts. Hrsg. v. E. Weller, Bibl. d. Lit. Vereins Stuttgart, Bd. 119, S. 51, 53. Vgl. auch Melander Bd. 2, XII.
58) Kirchhof, a. a. O., I. 271, S. 316. Vgl. auch Bebel I, 72. 73.
59) Pauli, a. a. O. 766 (Ausgabe von Bolte).
60) Frey, a. a. O. 48, S. 64.
61) Beschreibung von Erlebnissen seiner Reise im Auftrage der Stadt Colmar nach Speyer u. Frankfurt 1542.
62) Wickram, Werke, Bd. 4, S. 192.
63) Wickram, Werke, Bd. 4, S. 193 f.
64) Wickram, Werke, Bd. 4, S. 194.
65) Wickram, Werke, Bd. 4, S. 191. Ein bibelkundiger Bauer bei Pauli 325.
66) Kirchhof, a. a. O., I, 172 S. 208.
67) Kirchhof, a. a. O., I, 170 S. 203 ff.
68) Kirchhof, a. a. O. I, 177 S. 213 f.
69) Frey, a. a. O., 113, S. 129 f. Ein Bauer, der den Sinn der Taufe nicht verstanden hat, bei Pauli 155 und 156, ein anderer, der nicht an die Dreifaltigkeit glaubt, bei Frey 55 und Bebel II, 34.
70) Wickram, Werke, Bd. 3, 39, S. 45 f.

71) Kirchhof, a. a. O., V, 69 S. 328 (auch 70, 328)

72) Kirchhof, a. a. O., I, 239 S. 291 f. Bei Frey 43 beklagt sich ein Pfarrer, daß die Bauern weder beten noch fasten noch opfern können. Pauli 336 berichtet von einem Bauern, der nicht mehr zur Kirche ging, weil ihm in dieser ein Mißgeschick geschah (Vgl. auch 270). Lindener, Katzipori 50, nennt einen Grund, warum die Bauern der Kirche fernblieben. Es sei die schlechte Seelsorge der schlecht ausgebildeten Priester gewesen.

73) Vgl. Kapitel Volksbräuche S. 83 ff.

74) Franz, Günther, Der deutsche Bauernkrieg, 1933.

75) Vgl. hierzu Peuckert, Wende, S. 736 (Anhang).

76) Vgl. Aubin, Der Einfluß der Reformation auf die Geschichte der deutschen Wirtschaft. Halle 1929.

77) Nach Mombert, Paul: Bevölkerungslehre, 1929, S. 71.

78) Marx, Karl: Lohnarbeit und Kapital.

79) Franz, Aktenband, S. 81, Beschwerden zu Sondelfingen, 1514.

80) Franz, Aktenband, S. 82, Beschwerden zu Bempflingen, 1514.

81) Franz, Aktenband, S. 84, Beschwerden zu Seeburg, 1514.

82) Franz, Aktenband, S. 101, Beschwerden zu Undingen, 1514.

83) Franz, Aktenband, S. 106, Beschwerden des Dorfes Feldstetten im Amt Urach, 1514.

84) Franz, Aktenband, S. 135, Klagen des Dorfes Menzingen, 1524.

85) Franz, Aktenband, S. 140, Antwort durch Philipp von Hessen.

86) Franz, Aktenband, S. 134, (Menzingen s. o.).

87) Franz, Aktenband, S. 135.

88) Franz, Aktenband, S. 140.

89) Dopsch, Alfons: Die freien Marken in Deutschland. 1933.

90) Franz, a. a. O. S. 465, nennt ihn die größte Gestalt des ganzen Bauernkrieges, den einzigen Revolutionär und Führer, der leider nur in Tirol und Salzburg herrschte. Außerhalb der Grenzen kannte ihn niemand.

91) Franz, a. a. O. S. 263 f.

92) Peuckert hat diese Schrift eingehend in der Wende, S. 223 ff. untersucht.

93) Schade, Oskar, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit, Bd. 2, S. 72 f.

94) Andreas, a. a. O. S. 431.

95) Wickram, Werke Bd. 2, S. 272.

96) Wickram, Werke Bd. 2, S. 307.

97) Franz, Aktenband, S. 24 (Beschwerden der Salzburger Städte 1495)

98) Franz, Aktenband, S. 332 f. (Beschwerden von Kirchheim und Reichenau 1525).

99) Franz, a. a. O., S. 6.

100) Franz, a. a. O., S. 81 f.

101) Dopsch, a. a. O., S. 103 f.

102) Franz, a. a. O., S. 297.

103) Franz, a. a. O., S. 437.

104) Franz, a. a. O., S. 153 f.

105) Franz, a. a. O., S. 366.

106) Franz, a. a. O., S. 116.

107) Vergl. hierzu Stolze a. a. O., S. 56 f.

108) Franz, Günther, Die Entstehung der „Zwölf Artikel" der deutschen Bauernschaft. In: Archiv für Reformationsgeschichte, Jhg. 36, 1939, S. 193—213.

109) Vgl. Böhmer, H., Die Entstehung der „Zwölf Artikel" der Bauern (Bll. f. württ. Kirchengesch. 14, 1910).

110) Vgl. Götze HV 4, S. 6 ff.

111) Franz, a. a. O., S. 201.

112) Böhmer S. 102 f.

113) Franz, a. a. O., S. 211.

114) Für die Verbreitung der Artikel sorgten auch die Kaufleute. Es steht z. B. fest, daß sie die Frankfurter Artikel nach Münster und die 12 Artikel in das Unruhgebiet Thüringen, nach Fulda, brachten.

115) Stolze, a. a. O., S. 58.

116) Franz, a. a. O., S. 319 f. Fr. Weigandt schließt sich den Aufständen nicht offen an. Zwar hatte 1523 seinen Amtssitz Miltenberg mit Waffen gegen seinen Landesherren verteidigt. Er wollte aber mit der Massenbewegung nichts zu tun haben.

117) Franz, a. a. O., S. 44 ff.

118) Franz, a. a. O., S. 364. Bei den mitteldeutschen Unruhen schlossen sich auch besonders städtische Elemente, nämlich die besitzlosen Bürger der Vorstadt von Mühlhausen, den Bauern an.

 119) Franz, a. a. O., S. 153.

120) Franz, a. a. O., S. 154.
121) Franz, a. a. O., S. 166.
122) Franz, a. a. O., S. 159.
123) Lebensbeschreibung Herrn Götzens von Berlichingen. Hrsg. von Albert Leitzmann. Halle 1916, S. 139 ff.
124) Franz, a. a. O., S. 314.
125) Franz, a. a. O., S. 304. Dasselbe sagt auch Stadelmann a. a. O., S. 88.
126) Franz, a. a. O., S. 165.
127) Franz, a. a. O., S. 221.
128) Franz, a. a. O., S. 435.
129) Franz, a. a. O., S. 231. Franz bezeichnet den Bildhäuser Haufen als eine kleinbürgerliche Bewegung und hat damit sicherlich etwas Richtiges gesehen. Man will eine wirtschaftliche Besserstellung erreichen und geht auch besonders gegen die Juden vor.
130) Franz, a. a. O., S. 183.
131) Franz, a. a. O., S. 190. Er zählt ihn zu den bedeutendsten Köpfen der Aufstände.
132) Franz, a. a. O., S. 553.
133) Franz, a. a. O., S. 326 (Nach Fries I, 346 war Schnabel Schreiner, nach II, 229 Leinweber).
134) Franz, a. a. O., S. 223.
135) Franz, a. a. O., S. 307. W. gehörte zu den besten Köpfen im fränkischen Aufstandsgebiet. (Vgl. S. 465)
136) Franz, a. a. O., S. 319 f.
137) Franz, a. a. O., S. 326.
138) Franz, a. a. O., S. 366.
139) Wackernagel, R., Geschichte des Elsaß, S. 217.
140) Franz, a. a. O., S. 303.
141) Franz, a. a. O., S. 353. Nachfolger von Feuerbacher wurde der Ritter Schenk von Winterstetten/Württ.
142) Franz, a. a. O., S. 361 f.
143) Franz, a. a. O., S. 367.
144) Franz, a. a. O., S. 368.
145) Franz, a. a. O., S. 259.
146) Franz, a. a. O., S. 402.
147) Franz, a. a. O., S. 273 ff.
148) Franz, a. a. O., S. 308. Auf Seite 465 stellt Franz fest, daß er der Bewegung mehr geschadet als genutzt habe.
149) Franz, a. a. O., S. 343.
150) Franz, a. a. O., S. 367.
151) Franz, a. a. O., S. 40.
152) Franz, a. a. O., S. 349.
153) Franz, a. a. O., S. 40.
154) Franz, a. a. O., S. 470.
155) Auch Andreas hat erkannt, daß sich besonders in dieser Zeit in den Städten soziale Verstimmungen und umstürzlerische Leidenschaften stark bemerkbar machten. (Die Kulturbedeutung ... S. 73).
Franz zählt in einem besonderen Abschnitt die Gebiete auf, in denen der bürgerliche Teil an den Unruhen besonders groß war. Es sind dies: Elsaß, Württemberg, Franken, Pfalz, Erzbistum Mainz (kleine Amtsstädte); einen geringen städtischen Einfluß sieht er nur in Oberschwaben und in der Schweiz; eine rein städtische Angelegenheit sind nach seiner Meinung die Unruhen im Rheinland und in Westfalen gewesen. (S. 371 ff.).
156) Vgl. hierzu: a) Stolze, Wilhelm: Bauernkrieg und Reformation (Zt. d. Vereins f. Ref. Geschichte 141);
b) Janssen, Joh.: Gesch. des dt. Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, 1879.
157) Wopfner, H.: Die Forschung nach den Ursachen des Bauernkrieges und ihre Förderung durch die geschichtliche Volkskunde, HZ 153, 1936, S. 95.
158) Andreas, Die Kulturbedeutung ... S. 63 schreibt über die Städte des 16. Jahrhunderts. „In Niederdeutschland sind ihrer wenige; nach Osten verlieren sie sich ganz; den Rhein entlang eine glänzende und stattliche Reihe von Aachen und Köln bis zu den traulichen Reichsstädten im Elsaß und der Schweiz. In Franken und Schwaben drängen sie dutzendeweise sich zusammen.“ Die vorwärtsdrängende Haltung der Bürger am Anfang des 16. Jahrhunderts wird durch folgende Bemerkung unterstrichen: „Die Entartung und Verkalkung der Stadtverwaltungen setzte erst später ein, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.“ S. 72.

159) Franz, a. a. O., S. 470.
160) Tischreden, Weimarer Ausgabe, I, 855 u. V, 6250 (1542). Vgl. hierzu auch V, 5573 vom Frühjahr 1543.
161) Tischreden, V, 5362 (Sommer 1540) Thüringen wird besonders gelobt in V, 6149.
162) Tischreden, III, 2888 b (1533). Zur Ethymologie seines Namens vgl. III, 3498 (1532).
163) Tischreden, II, 1509 (1532).
164) Luther, Tischreden, IV, 5035 (1540).
165) Luther, Tischreden, IV, 4773.
166) Luther, Tischreden V, 5548 (Winter 1542/43). Vgl. dazu auch V, 5227; 5539; VI, 6963; evtl. auch III, 3210. Bei Kirchhof I, 173 findet sich im Anschluß an ein eigenes Erlebnis, das er erzählt, eine ähnliche Aussage. Es scheint sich hier um eine „zeitliche" Meinung zu handeln.
167) nach Fuchs, a. a. O., XXII.
168) nach Fuchs, a. a. O., XXIV f.
169) Schöffler, Herbert: Die Reformation, 1936.
170) Ich verweise hier auf die überzeugende Darstellung zu dem Thema und die ausführliche Besprechung der Flugblätter bei Peuckert, Wende, S. 587 ff.
171) Man beruft sich nicht nur auf Luther zur Rechtfertigung der Bauernforderungen, man führt auch andere Schriften an. So sagt Peter Griesser von Mühlbach: „... Weyter hat ain apotheker N. von Ynnsprugg in seinem haws zu Mulpach zecht, dern den bischof von Brichsen hat wollen erzneyen, mit dem er hindurch gen Braunegg gangen und under andern reden er Griesser zu im gsagt: ‚Ich han glesen in ainem puech Sibilla weissag genannt, es werd dazu kommen, das die klainen vogl werden essen die großen, wann schon der furst zu stucken gehawen war, man aß in aus ainem pfeffer und wissen dannocht nyemandt, wer er wer.' Item so hab er auch mer als ain mal Bartlme Durregkher in Taufers gehort, man soll die herren all ze tod slahen." Franz, Aktenband, S. 338.
172) Luther: Von der Freiheit eines Christenmenschen.
173) Luther: An den Adel deutscher Nation.
174) nach Peuckert, Wende, S. 628.
175) Luther, Tischreden, III, 3025
176) Luther, Martin, Werke, WA XVIII, über die Verbreitung der Lutherschriften und ihre hohen Auflagen vgl. Klaehn, Karsten: Luthers sozialethische Haltung im Bauernkrieg. Diss. Rostock 1940, S. 46 ff.
177) Luther, Werke WA XVIII, S. 295
178) Luther, Werke WA XVIII, S. 297
179) Luther, Werke, WA XVIII, S. 313
180) Auch Philipp Melanchthon und Johannes Brenz, der Reformator der Reichsstadt Schwäbisch-Hall, werden — von Kurfürst Ludwig — um eine Stellungnahme zu den 12 Artikeln gebeten. Brenz kommt den Forderungen der Bauern weit entgegen. Er lebte selbst in den Unruhgebieten. Melanchthon, der Gelehrte, lehnt jedoch schroff ab. „Es wäre vonnöten, daß ein solch wild, ungezogen Volk, als Teutsche sind, noch weniger Freiheit hätte, denn es hat." Er beruft sich auf die Stelle des alten Testaments, wo es heißt: „Dem Pferd gehört die Geißel, dem Esel ein Zaum, des Narren Rücken gehört die Rute." Vgl. dazu Franz, Bauernkrieg, S. 368
181) Luther, Werke WA XVIII, S. 359
182) Luther, Werke WA XVIII, S. 361
183) Luther, Werke WA XVIII, S. 361
184) Luther, Werke WA XVIII, S. 397
185) Peuckert, Wende, S. 642
186) Luther, Tischreden III, 2911 (1533) III, 3997 (1538)
187) Luther, Tischreden II, 2560 (1532)
188) Luther, Tischreden II, 1435 (1532)
189) Luther, Tischreden II, 2732 (1532)
190) Luther, Tischreden II, 2750 (1532)
191) Vgl. hierzu Kapitel 1, S. 25 f. u. Kapitel Volksbräuche S. 83 ff.
192) Luther, Tischreden VI, 6752 (Vgl. auch V, 5486) (Der Ausspruch ist nicht datiert, vermutlich 1542)
193) Luther, Tischreden IV, 4459 (1539)
194) Kirchhof, a. a. O. V 144, S. 373
195) Luther, Tischreden IV, 4746 (1539). Vgl. auch IV, 4046 (1538)
196) Luther, Tischreden IV, 4079 (1538)
197) Luther, Tischreden IV, 4002 (1538)

198) Luther, Tischreden II, 2622 (1532) vgl. auch IV, 4712 (1539)
199) Luther, Tischreden V, 5531 (Winter 42/43)
200) Vgl. hierzu Luthers Tischreden, II, 1733 (1532). II, 2295 (1531) und III, 3163
201) Vgl. hierzu Kapitel 1, S.
202) Luther, Tischreden III, 3564 (1537)
203) Luther, Tischreden II, 1906 b (1532)
204) Luther, Tischreden II, 1909 (1532)
205) Luther, Tischreden III, 3608 e (1537)
206) Luther, Tischreden VI, 6893 (Jahr unbekannt)
207) Luther, Tischreden II, 1509 (1532)
208) Luther, Tischreden V, 5552 (Winter 1542/43)
209) Luther, Tischreden II, 2468 (1532)
Vgl. zu diesem Kapitel Peuckert, Wende, S. 594 ff.
210) Luther, Tischreden I, 50 (1531)
211) Luther, Tischreden II, 1636 (9. 6. 1532)
212) Luther, Tischreden II, 2560 (1532)
213) Luther, Tischreden II, 2732
214) Luther, Tischreden VI, 6752, V, 5486 (1542?)
215) Luther, Tischreden IV, 4746, IV, 4079
216) Luther, Tischreden IV, 4002, II, 2622
217) Luther, Tischreden II, 1906, 1909. III, 3564
218) Luther, Tischreden I, 443
219) Luther, Tischreden II, 1799, 2699 (Aug. u. Sept. 32) auch III, 3594 (1537)
220) Frey: a. a. O. 117; S. 134, auch Kirchhof I, 2, 11.
221) Hierzu fehlt eine zusammenfassende Darstellung bei Bächtold-Stäubli.
222) Melander, a. a. O., II, 340
223) Kirchhof, a. a. O., II, 103
224) Frey, a. a. O. 70, S. 86
225) Lindener, Rastbüchlein 6, S. 18 f.
226) Frey, a. a. O. 58, S. 72
227) Lindener, Katzipori 101, S. 155
228) Pauli, a. a. O. 155, S. 111
229) Kirchhof, a. a. O. III, 48
230) Melander, a. a. O. I, 221
231) Kirchhof, a. a. O. II, 104, S. 153 f.
232) Bächtold-Stäubli, V, 409
233) Bächtold-Stäubli, V, 415 f. und Sartori I, 103
Über Kränze, die in Meißen von kleinen Mädchen in Gastwirtschaften verkauft wurden, wo man sie zum Beweis der Freundschaft verschenkt oder um die man spielt, vgl. Kirchhof, a. a. O., IV, 292, S. 294
234) Kirchhof, a. a. O., II, 103, S. 152 f. u. I, 2, 94, S. 548
235) Bächtold-Stäubli, IV, 1417
236) Kirchhof, a. a. O. I, 208, S. 256 f.
237) Wickram, Werke, Bd. 3, 82, S. 106. Vgl. hierzu auch Andreas a. a. O. S. 84 f.
238) Schumann, a. a. O. 20, S. 66
Die ideale Frau beschreibt Kirchhof, a. a. O., V, 105
239) Montanus, Gartengesellschaft 42, S. 294 f.
240) Montanus, Wegkürzer 3, S. 16 f.
241) Pauli, a. a. O. 221, S. 147 f.
242) Zimmersche Chronik, III, S. 279
243) Schumann, a. a. O. 49, S. 300
244) Kirchhof, a. a. O. III, 211, S. 480
245) Schumann, a. a. O. 37, S. 245
246) Schumann, a. a. O. 50, S. 326
247) Montanus, a. a. O. 61, S. 323 f.
248) Kirchhof, a. a. O. IV, 158, S. 154
249) 1. Korinther 7, 25—35
250) 1. Korinther 6, 12—13
251) Pauli, a. a. O. 215, S. 142
252) Pauli, a. a. O. 216, S. 143
253) Montanus, Wegkürzer 1.
254) Melander, a. a. O. II, 283
255) Kirchhof, a. a. O. II, 111, S. 159. Vgl. auch Krüger: Hans Clawert VII
256) Frey, a. a. O. 127, S. 143
257) Wickram, Werke, Bd. 3, 87, S. 115
258) Montanus, Wegkürzer 1, S. 11

259) Lindener, Katzipori 14, S. 78
260) Kirchhof, a. a. O. I, 336
261) Wickram, Werke, Bd. 3, 100, S. 127. Der Hochzeitskranz und das Schmükken der Gäste ist schon im 10.—13. Jhdt. in Deutschland bezeugt. Vgl. Bächtold-Stäubli V, 411 f.
262) Kirchhof, a. a. O. IV, 241, S. 215 ff.
263) Kirchhof, a. a. O. I, 362, S. 399 f.
264) Montanus, Wegkürzer 1, S. 11
265) Frey, a. a. O. 102, S. 118
266) Wickram, Werke, Bd. 3, 87, S. 115
267) Kirchhof, a. a. O. I, 243, S. 296
Hohndorff S. 75 a berichtet ebenfalls, daß bei einer Hochzeit in Thüringen ein Pfeiffer zugegen gewesen sei.
Eine Hochzeitsfeier mit einem Dudelsackpfeiffer ist auf einem Holzschnitt von ca. 1550 bei Bartels, a. a. O. Abb. 76 dargestellt.
268) Schumann a. a. O. 13, S. 42
269) Frey, a. a. O. 127, S. 144 (Huhn als Hochzeitsessen vgl. Bächtold-Stäubli IV, 454. VIII, 1411)
Geflügel wird auch auf dem oben, bei Bartels, Abb. 76, erwähnten Holzschnitt, aufgetragen.
270) Bartels, a. a. O. Abb. 76, S. 66, „Brautschmaus", Holzschnitt von Nicolaus Solis (?) ca. 1550
271) Wickram, Werke, Bd. 3, 61, S. 82
272) Montanus, Wegkürzer 2, S. 15
273) Kirchhof, a. a. O. III, 115, S. 391 f.
274) Kirchhof, a. a. O. III, 47
275) Kirchhof, a. a. O. I, 361
276) Kirchhof, a. a. O. I, 341, S. 381
277) Kirchhof, a. a. O. I, 215, S. 265
278) Montanus, Wegkürzer 1, S. 11
Vgl. auch Montanus, Gartengesellschaft 43, S. 295
279) Franz, Aktenband, S. 218
280) Kirchhof, a. a. O. III, 237, S. 515; Bebel, a. a. O. II, 79 erzählt, daß die Braut nach der Hochzeit zur Kirche gehen muß, um einen guten Anfang zu erbitten.
281) Peuckert, Wende, S. 311
282) Montanus, Gartengesellschaft 59, S. 321. Vgl. auch Montanus, Thedaldus, den Schluß
283) Der Ehebruch in Paulis Schwanksammlung wird von Künßberg in „Das Recht in Paulis Schwanksammlung", Diss. 1939, kurz gestreift.
284) So schildert z. B. Kirchhof im ersten Teil des Wendunmuth in 323, 324, 325, 326, 327, 328, 330, 331, 332, 337, 338, 339 Ehebrüche und macht sich darüber lustig.
285) Wickram, Werke, Bd. 3, 4, S. 11
286) Franz, Aktenband, S. 261
287) Schumann, a. a. O. 4, S. 18
288) Schumann, a. a. O. 32, S. 229. Vgl. auch Kirchhof VI, 241, der von der Todesstrafe bei den alten Sachsen spricht.
289) Montanus, Thedaldus 8, S. 200
290) Montanus, Thedaldus 16, S. 213. (Schluß aus der Straßburger Ausgabe, gedruckt bei Knobloch).
291) Montanus, Thedaldus. (Schluß aus der Frankfurter Ausgabe, gedruckt bei Weygand, 16, S. 213)
292) Schumann, a. a. O. 51, S. 338 f.
293) Matthäus 19, 4—5. Vgl. auch Markus 10, 1—12
294) 1. Korinther 7, 10—11
295) Montanus, Gartengesellschaft 62, S. 324 ff.
296) Kirchhof, a. a. O., I, 339, S. 380
297) Ehescheidung wegen Impotenz war im Mittelalter durch die Kirche möglich. Vgl. Bächtold-Stäubli III, 742
298) Kirchhof, a. a. O. IV, 241, S. 215 ff. Eine ausführlichere Darstellung im Kapitel Volksglauben S. 102 f
299) Wickram, Werke Bd. 3, 92, S. 120
300) Kirchhof, a. a. O. II, 147, S. 198
301) Geiger, in Bächtold-Stäubli, VIII, 1135 f. kann nicht angeben, wie alt die schwarze Trauerkleidung sei. Für 1550 ist sie im Elsaß bezeugt.
302) Wickram, Werke Bd. 3, 97, S. 124 f. Vgl. auch Bebel I, 9.
Hier werden schwarze Kappen getragen.

[303]) Zimmersche Chronik IV, S. 102
[304]) Zimmersche Chronik III, S. 369
[305]) Wickram, Werke, Bd. 3, 23, S. 30. Vgl. auch Pauli 176, S. 129 f.
[306]) Tünger, a. a. O., Bd. 1, S. 84
[307]) Bütner: Claus Narr S. 526 „Claus sahe zwo Kertzen einer todten Leich vortragen."
[308]) Pauli, a. a. O., 33, S. 35
[309]) Krüger: Hans Clawert XII, S. 27
[310]) Wickram, Werke Bd. 3, 52, S. 69
[311]) Zimmersche Chronik IV, S. 102
[312]) Kirchhof, a. a. O. I, 348, S. 389
[313]) Kirchhof, a. a. O. I, 349, S. 389 f.
[314]) Lindener, Katzipori 81
[315]) Montanus Wegkürzer 18
[316]) Zimm. Chronik III, S. 237
[317]) Lindener, Katzipori 6
[318]) Kirchhof I, 139
[319]) Lindener, Katzipori 33
[320]) Kirchhof IV, 294
[321]) Lindener, Katzipori 82
[322]) Frey, 36
[323]) Pauli, hrsg. Bolte 771
[324]) Melander II, 334
[325]) Lindener, Katzipori 122
[326]) Kirchhof II, 162
[327]) Krüger, Clawert XV
[328]) Kirchhof III, 175
[329]) Wähler, Thür. VK. S. 418 ff.
[330]) Kirchhof I, 139, S. 169 f.
[331]) Lindener, Katzipori 6, S. 71.
Eine Narrenrede findet man im Rastbüchlein Nr. 28
[332]) Zimm. Chronik III, S. 237
[333]) Kirchhof, a. a. O. III, 175, S. 448
[334]) Kirchhof, a. a. O. I, 77, S. 97
[335]) Lindener, Katzipori 51, S. 108
[336]) Wickram, Werke, Bd. 3, 82, S. 106
[337]) Anonym: „Die kurze Fastenzeit", Meisterlied, Bibl. d. Lit. Vereins 209, S. 171
[338]) Wähler, Thüringische Volkskunde, S. 15 f.
[339]) Lindener, Katzipori 122, S. 185
[340]) Wähler, a. a. O., S. 148 f.
[341]) Krüger, Hans Clawert XV, S. 31 f.
[342]) Franz, Aktenband, S. 230
[343]) Franz, Aktenband, S. 231
[344]) Kirchhof, a. a. O. II, 131, S. 180. Das Brezelessen hat sich bis heute erhalten. Vgl. Wähler, a. a. O., S. 423
[345]) Frey, a. a. O., 14, S. 23 ff.
[346]) Anonym: „Die kurze Fastenzeit", Meisterlied Bibl. d. Lit. Ver. 209, S. 170
[347]) Bächtold-Stäubli VI, 1381
[348]) Pauli, a. a. O., 865. Ausgabe von Bolte, Bd. 2, S. 100
[349]) Lindener, Katzipori 114, S. 167
[350]) Bebel, a. a. O. II, 78, S. 72
[351]) Bebel, a. a. O. II, 78, S. 72
[352]) Kirchhof, a. a. O. I, 281, S. 325
[353]) Bebel, a. a. O. II, 77, S. 71
[354]) Frey, a. a. O. 101, S. 117 f.
[355]) Kirchhof, a. a. O. I, 280, S. 324. Auch Pauli 849 (Ausgabe von Bolte), Bd. 2, S. 89 f.
Ähnlich auch: Bütner, Claus Narr S. 52 f.
[356]) Montanus, Gartengesellschaft 66, S. 327
[357]) Bebel, a. a. O. II, 36, S. 58
[358]) Kirchhof, a. a. O. I, 102, S. 552 f. Vgl. Bächtold-Stäubli VI, 163 f. Hier ist allerdings nur bekannt, daß Christus von einem Menschen dargestellt und gekreuzigt wurde.
[359]) Kirchhof, a. a. O. I, 2, 103, S. 553
[360]) Kirchhof, a. a. O. I, 240, S. 292 f.
[361]) Pauli, a. a. O. 73, S. 59
[362]) Bebel, a. a. O. III, 181, S. 172 f.

363) Kirchhof, a. a. O. I, 2, 102, S. 552. f. Ein Osterspiel wird auch bei Pauli 319 erwähnt.
364) Franz, Aktenband, S. 294
365) Kirchhof, a. a. O. II, 166, S. 217, berichtet: Ein Landstreicher ... „that darnach den brodschranck auff und langt herauss eine feine grosse schincken von einer seiten speck, eben frisch abgeschnitten und vielleicht dahin gelegt (weils gleich osterabend war) zu sieden und volgenden morgen auff den tisch zu setzen."
366) Pauli, a. a. O. 520, S. 298
367) Wickram, a. a. O. 20, S. 26 f.
368) Kirchhof, a. a. O. I, 2, 116, S. 563 f.
369) Bütner, Claus Narr, S. 50
370) Matthäus 26, 17 ff.
371) Frey, a. a. O. 14, S. 24
372) Franz, Aktenband, a. a. O., S. 11. Beschwerden des Amtes Neuenburg/ Württ., 1481
373) Kirchhof, a. a. O. II, 79, S. 124. Auch Frey, Kap. 14 sagt, daß die Häuser Fladen haben müssen.
374) Pauli, a. a. O. 340, S. 214
375) Wickram, Werke Bd. 3, 16, S. 22
Der Fladen war schon in der Antike als Opferkuchen bekannt, vgl. Bächtold-Stäubli II, 1571
376) Bebel, a. a. O. II, 5.
377) Wickram, Werke, Bd. 4, Losbuch 30, S. 63
378) Wickram, Werke, Bd. 4, Losbuch 30, S. 76
379) Schumann, a. a. O. 45, S. 182 f.
380) Franz, Aktenband, S. 331. Antwort auf die Beschwerden der Untertanen des Klosters Schlägl, 21. Juli 1525
381) Schumann, a. a. O. 51
382) Frey, a. a. O. 54, S. 69
383) Fuchs, Akten, S. 830 (Mühlhausen)
383 a) Bütner, Claus Narr, S. 53 f
384) Wickram, Werke, Bd. 3, 109, S. 137
385) Pauli 732, Ausgabe von Bolte, Bd. 2, S. 31
386) Liliencron: Deutsches Leben i. Volkslied um 1530, Berlin 1885 Nr. 40 S. 135 ff. „Bauernkalender". Das Lied ist etwa 1515—20 gedruckt worden.
387) Liliencron, a. a. O. Nr. 40, S. 137
388) Pauli, 864, Ausgabe Bolte, Bd. 2, S. 100
389) Bütner, Claus Narr, S. 55
390) Bebel, a. a. O. II, 135
391) Liliencron, a. a. O. Nr. 40, S. 137
392) Holzschnitt von Hans Sebald Beham 1535 (Bartels, a. a. O. Abb. 58, 74. 75.
393) Kirchhof, a. a. O. I, 361, S. 399
394) Frey, a. a. O. 23. 40. 92. Krüger XXVI erwähnt ein Kirchweihfest 'in Trebbin.
395) Wickram, Werke, Bd. 4, S. 215/16
396) Wickram, Werke, Bd. 4, S. 214
397) Wickram, Werke, Bd. 4, S. 215
398) Pauli, a. a. O. 512
399) Kirchhof, a. a. O. I, 2, 61, S. 524 ff.
400) Kirchhof, a. a. O. III, 116, S. 392
401) Wickram, Werke, Bd. 3, 62, S. 83. Martinsgans auch bei Bütner, Cl. Narr, S. 39
402) Wickram, Werke, Bd. 3, 16, S. 22
403) Wickram, Werke, Bd. 3, 104, S. 130
404) Zimmersche Chronik III, S. 194
405) Kirchhof, a. a. O. I, 353, S. 392 f.
406) Wickram, Werke, Bd. 3, 103, S. 129 f.
407) Kirchhof, a. a. O. I, 181, S. 221
408) Tünger, a. a. O., Bd. 1, S. 105
409) Bebel, a. a. O. III, 54, S. 125
410) Zimmersche Chronik III, S. 509
411) Liliencron, a. a. O., Nr. 40, S.
412) Frey, a. a. O. 117, S. 133 f.
413) Montanus. Gartengesellschaft 56, S. 310
414) Zimmersche Chronik IV, S. 154
415) Wickram, Werke, Bd. 3, 108, S. 135 f.
416) Liliencron, a. a. O. Nr. 40, S. 140

417) Tünger, a. a. O. 51, S. 150
418) Wickram, Werke, Bd. 3, 46, S. 59 f.
419) Montanus, Wegkürzer 34, S. 86
420) Pauli, a. a. O. 513, S. 414
421) Pauli, a. a. O. 646, S. 355 f.
422) Vgl. Johann Kruse. Hexen unter uns. Hamburg 1951
423) Kirchhof, a. a. O. II, 89, S. 142 f.
424) Kirchhof, a. a. O. II, 91, S. 144
425) Kirchhof, a. a. O. IV, 241, S. 215 ff.
426) Etwas Ähnliches wird uns um 1580 aus Köln bezeugt. Vgl. Bächtold-Stäubli V, 1870
427) Vgl. hierzu Math. 16, 2 f.
428) Wickram, Rollwagenbüchlein 42.
429) Zimmersche Chronik, Bd. 4, S. 216 f.
430) Pauli, a. a. O. 232, S. 156 f. Vgl. hierzu Siegmund Fraenkel: Zum Zauber mit Menschenbildern, Zt. f. Volkskd. 13 (1903) S. 440 f. u. Grimm, Dt. Mythologie, Bd. 3, S. 315.
431) Pauli, a. a. O. 289, S. 189. Vgl. hierzu Grimm, Dt. Mythologie, 4, 563 u. Bächtold-Stäubli V, 669 ff.
432) Kirchhof, a. a. O. I, 362, S. 399 f.
433) Kirchhof, a. a. O. V, 94, S. 343
434) Frey, a. a. O. 34, S. 49 f.
435) Pauli, a. a. O. 153, S. 110 f. Vgl. hierzu Liebrecht Zur Volkskunde, 1879, S. 340
436) Kirchhof, a. a. O. I, 115, S. 147
437) Wickram, Werke, Bd. 3, 102, S. 129
438) Kirchhof, a. a. O. II, 116, S. 165
439) Kirchhof, a. a. O. II, 117, S. 165 f. u. II, 118, S. 167. (Zitat)
440) Kirchhof, a. a. O. II, 118, S. 166 ff.
441) Pauli, a. a. O. 359, S. 222
442) Wickram, Werke, Bd. 3, 23, S. 29 f.
443) Melander, a. a. O. II, 285
444) Melander, a. a. O. I, 34, S. 42 f.
445) Pauli, a. a. O. 159, S. 108 f.
446) Kirchhof, a. a. O., IV, 239, S. 214 f.
447) Kirchhof, a. a. O., I, 195, S. 238
448) Kirchhof, a. a. O., I, 242, S. 295
449) Pauli, a. a. O. 152, Bebel II, 59, Luscinius XLVIII.
450) Zimmersche Chronik, Bd. 1, S. 299
451) Zimmersche Chronik, Bd. 1, S. 300
452) Zimmersche Chronik, Bd. 1, S. 299
453) Zimmersche Chronik, Bd. 1, S. 431 f.
454) Kirchhof, a. a. O. III, 264
455) Kirchhof, a. a. O. III, 262
456) Kirchhof, a. a. O. III, 265
457) Pauli, a. a. O. 593, S. 332
458) Hohndorff, a. a. O. S. 101 b
459) Pauli, a. a. O. 390, S. 238
460) Pauli, a. a. O. 664, S. 365 f.
461) Hohndorff, a. a. O. S. 101 b
462) Pauli, a. a. O., 391, S. 238 f.
463) Vgl. Seite 96 f
464) Lindener, Katzipori 74, S. 128 f.
465) Bartels, a. a. O. Abb. 3 Holzschnitt, 1476. Abb. 5 Holzschnitt, o. J. Abb. 57 Kupferstich, A. Dürer, 1519
466) Bartels, a. a. O. Abb. 21 Holzschnitt, 1502. Abb. 25 Holzschnitt, Schäufelein, 1517. Abb. 57 Kupferstich, A. Dürer, 1519
467) Bolte; Der Bauer im deutschen Lied, 1890 Nr. 12, S. 54 „Am Gartenzaun“ 1520
468) Lindener, a. a. O. 4, S. 70
469) Wickram, Werke Bd. 3, 101, S. 127 f.
470) Musculus, Andreas: Vom Hosen Teuffel 1555 Hrsg. v. M. Osborn, Halle 1894, S. 16 f.
471) Osborn, Einleitung zu Musculus: Vom Hosen Teuffel a. a. O. S. VI. Die Herkunft der Hosen bleibt völlig unklar. Einmal sollen sie im Lager des Kurfürsten Moritz entstanden sein, dann gibt Osborn weitere Quellen an, wonach die Hosen erst einige Jahre später aufkamen. Osborn verfolgt die Herkunft nicht weiter, sondern kommt zu obigem Schluß.

[472]) Kirchhof, a. a. O. IV 158, S. 154
[473]) Pauli, a. a. O. 418, S. 252 f.
[474]) Bolte, a. a. O. Anhang Nr. II, S. 112 ff.
[475]) Montanus, Gartengesellschaft 84, S. 345
[476]) Kirchhof, a. a. O. I, 358, S. 397. Vgl. auch 359, S. 398
[477]) Kirchhof, a. a. O. IV, 167, S. 162
[478]) Kirchhof, a. a. O. III, 60, S. 327
[479]) Wickram, Werke, Bd. 3, 54, S. 74. Vgl. hierzu auch Kirchhof, II, 170 bis 172, S. 221 ff. und Frey 76. 98.
[480]) Kirchhof, a. a. O. IV, 158, S. 155 f.
[481]) Franz, Aktenband, S. 136
[482]) Bebel III, 112. Kirchhof I, 134 u. 164
[483]) Kirchhof I, 164. Frey 117. Lindener Rastb. 13
[484]) Wickram, Werke, Bd. 3, 24, S. 32 (Elsaß ?)
[485]) Montanus, Von vntrewen Wirten, S. 442 f. Die italienischen Gasthäuser werden dagegen gelobt.
Luther, Tischreden 4, 672 lobt die Wirte in Schwaben und Bayern, weniger die in Hessen und Meissen, und am wenigsten die in Niedersachsen.
[486]) Hans Vogel, Meisterlied 1541, Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. Bd. 217, S. 517
[487]) Kirchhof, a. a. O. I, 205
[488]) Frey, a. a. O. 59, S. 74
[489]) Kirchhof, a. a. O. I, 199, S. 245 u. I, 206, S. 254
[490]) Kirchhof, a. a. O. I, 207, S. 255
[491]) Franz, Aktenband, S. 289. Kirchhof I, 62. 133. Pauli 205. Schumann 1. Montanus, Gartenges. 55. Lindener, Rastb. 13. Frey 117. Wickram 34.
[492]) Franz, Aktenband S. 289. Pauli 450. Kirchhof I, 62. Schumann 1. Wickram 34.
[493]) Franz, Aktenband S. 289. Wickram 34. Schumann 1
[494]) Franz, Aktenband S. 289. Wickram 34. Kirchhof I, 197. II, 118. 119. Lindener, Katzipori 36.
[495]) Franz, Aktenband, S. 289. Vgl. auch „Spruch Johanns on Sorg"
Bibl. d. Lit. Ver. 119, S. 1.
[496]) Wickram 11
[497]) Bebel III, 112. Kirchhof I, 164. Pauli 205
[498]) Frey 117. Kirchhof I, 2, 91
[499]) Maurizio, S. 365
[500]) Pauli 570
[501]) Kirchhof III, 193
[502]) Montanus, Von untreuen Wirten S. 453. Vgl. auch Bütner S. 505
[503]) Kirchhof II, 120
[504]) Kirchhof I, 197
[505]) Kirchhof II, 118
[506]) Lindener, Katzipori 36
[507]) Kirchhof II, 119
[508]) Bütner, Claus Narr S. 84
[509]) Pauli 450
[510]) Kirchhof II, 39
[511]) Wickram 11. Vgl. auch Bartels, Abb. 10
[512]) Wickram 40
[513]) Kirchhof V, 256
[514]) Vgl. S. 88 f
[515]) Franz, Aktenband S. 289 (Schweiz). Pauli 450. Kirchhof I, 62 Bartels Abb. 10
[516]) Franz, Aktenband S. 289. Pauli 321. 450. Kirchhof I, 202 (Franken). Bartels Abb. 10
[517]) Franz, Aktenband S. 289 (Schweiz). Pauli 450. Kirchhof I, 206 (Göttingen). III, 193 (Eichsfeld). Bartels Abb. 10
[518]) Kirchhof III, 193 (Eichsfeld) Bartels Abb. 10
[519]) Kirchhof III, 193 (Eichsfeld)
[520]) Kirchhof I, 62
[521]) Franz, Aktenband S. 293 (Schweiz). Wickram 16. Bebel I, 7
[522]) Franz, Aktenband S. 120 u. S. 293 (Elsaß u. Schweiz)
[523]) Kirchhof II, 107. Zimm. Chronik I, S. 303 ff. II, S. 411 ff
Bütner, Claus Narr S. 438 f
[524]) Bütner, Claus Narr S. 33
[525]) Schumann 13
[526]) Bebel I, 7

527) Zimm. Chronik I, S. 303 f
528) Kirchhof IV, 130
529) Franz, Aktenband S. 293 (Schweiz) S. 136 (Menzingen) S. 28 (Speyer), Wickram 56
530) Kirchhof IV, 43
531) Frey 80 (Nürnberg)
532) Vgl. S. 119 Anm. 2
533) Bütner, Claus Narr S. 33
534) Bütner, Claus Narr S. 79
535) Franz, Aktenband S. 136 f. Vgl. auch Franz, Aktenband S. 141 (Hessen). S. 223 (Elsaß). Kirchhof I, 210. Lindener, Katz. 28
536) Lindener, Katzipori Vorrede S. 62
537) Kirchhof I, 182 (Hessen). IV, 132. Lindener, Katzipori 28 Zimm. Chronik IV, S. 197
538) Kirchhof I, 205. II, 39
539) Schumann 4
540) Pauli 30
541) Lindener, Katzipori 10. Franz, Aktenband S. 289 (Schweiz) S. 223 (Elsaß). Zimm. Chronik III, S. 33. Pauli 317. 349.
542) Kirchhof I, 197. Lindener, Katzipori 54. Kirchhof III, 151
543) Kirchhof I, 169. Lindener, Katzipori 19 (Kalbskopf). 54.
544) Kirchhof II, 118. Lindener, Katzipori 19 (Ingolstadt) und 67 (Schweinskopf in Kehlheim)
545) Kirchhof III, 151
546) Kirchhof I, 161. Lindener, Katzipori 100
547) Kirchhof II, 167. Lindener, Katzipori 122
548) Kirchhof II, 166
549) Kirchhof I, 199. 206
550) Lindener, Katzipori 99. Vgl. auch Melander II, 5 (ohne Ort)
551) Bartels, Abb. 25
552) Schumann 47 (Franken). Kirchhof I, 110. 210. Frey 117. Vgl. auch Lindener, Katzipori 19. 54. Schumann 4. Gefüllte junge Hühner bei Kirchhof I, 110. Gebratene Tauben bei Bütner, Claus Narr S. 495
553) Lindener, Rastb. 19. Wickram 11
554) Bütner, Claus Narr S. 232
555) Kirchhof I, 133
556) Kirchhof I, 120
557) Zimm. Chronik, Bd. III, S. 238 (Köln). Vgl. auch Frey 85 und Kirchhof I, 210. 211
558) Zimm. Chronik IV, S. 375. Wickram 81. Kirchhof I, 133
559) Vgl. S. 87 f
560) Montanus, Wegkürzer 2. Am Tisch wurde aus der Pfanne gegessen. Um den Tisch nicht zu beschädigen fertigte man Holzgestelle mit einer Vorrichtung zum Halten des heißen Pfannenstiels an, vgl. Bartels, Abb. 43
561) Melander II, 24
562) Bütner, Claus Narr S. 13
563) Lindener, Katzipori 58
564) Lindener, Rastbüchlein 28. Vgl. auch Kirchhof I, 197
565) Kirchhof I, 197
566) Kirchhof I, 199
567) Lindener, Katzipori 77
568) Kirchhof IV, 131
569) Kirchhof IV, 274
570) Lindener, Katzipori 63. 77
571) Krüger, Clawert 2.
572) Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 217, S. 642 f
573) Kirchhof I, 98
574) Wickram 53
575) Lindener, Katzipori 98, 122. Schumann 33. Wickram 27
576) Wickram 27
577) Lindener, Katzipori 122
578) Wähler, S. 148 f
579) Kirchhof IV, 43
580) Lindener, Katzipori, Vorrede S. 51
581) Lindener, Katzipori 81 (Augsburg). Kirchhof I, 163 (Schweiz)
582) Lindener, Katzipori 81. Kirchhof I, 163. 211 (Kassel). Zimm. Chronik IV, S. 375
583) Lindener, Katzipori 81 (Augsburg)

[584]) Lindener, Katzipori 81 (Augsburg) Zimm. Chronik II, S. 545
[585]) Lindener, Katzipori 81 (Augsburg)
[586]) Lindener, Katzipori 81 (Augsburg) Wickram 12
[587]) Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 217, S. 642 f. Aal auch bei Pauli 6
[588]) Kirchhof I, 98. 163 (Schweiz). 276 (Schwaben). IV, 132. Schumann 4. In einem Dorf in Bayern sind sie unbekannt. Vgl. Lindener, Katzipori 58
[589]) Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 217, S. 642 f
[590]) Lindener, Katzipori 43. Rastbüchl. 11 (gebratener Aal)
[591]) Kirchhof I, 163. Zimm. Chronik IV, S. 375
[592]) Kirchhof I, 163
[593]) Wickram 11
[594]) Wickram 12
[595]) Kirchhof I, 199 (Schlettstadt). II, 122. IV, 43
[596]) Kirchhof IV, 43
[597]) Lindener, Katzipori 28. Tünger 35 (Ulm)
[598]) Wickram 66. Pauli 354. Lindener Katzipori 104 (Augsburg)
[599]) Lindener, Katzipori 29
[600]) Kirchhof II, 107. Schumann 22, 7
[601]) Kirchhof I, 163
[602]) Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 119, S. 61. Aus einer „tischzucht“ 1492
[603]) Kirchhof IV, 132
[604]) Schumann 22, S. 110. Lindener Katzipori 93.
[605]) Schumann 44
[606]) Bütner, Claus Narr S. 261 f
[607]) Wickram 85. Einen Bienenstand zeigt ein Holzschnitt von 1532 Vgl. Bartels Abb. 29
[608]) Lindener, Katzipori 64. Der Wein wurde auch in Krügen aus Zinn und Kupfer ausgeschenkt, vgl. Krüger, Clawert 20. 32
[609]) Kirchhof I, 199
[610]) Montanus, Von untreuen Wirten S. 449
[611]) Lindener, Katzipori 64
[612]) Kirchhof I, 207
[613]) Wickram 29
[614]) Schumann 13
[615]) Kirchhof I, 62
[616]) Pauli 442
[617]) Wickram 29
[618]) Lindener, Katzipori 100, S. 154
[619]) „Tisch-Zucht“. Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 119. S. 48 f Vgl. auch F. Dedekind: Grobianus 1551
[620]) Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 119, S. 51. 53. Aus einer „Tisch-Zucht“
[621]) Ed. Bolte, Bd. 2, S. 45 f
[622]) Vgl. hierzu Montanus, Gartengesellschaft 4
[623]) Kirchhof, a. a. O. I, 81, S. 104
[624]) Frey, a. a. O. 1, S. 11
[625]) Pauli, Ed. Bolte, Bd. 2, S. 46
[626]) Andreas, W.: Die Kulturbedeutung ... S. 80.
[627]) Peuckert, Volkskunde. Quellen und Forschungen. S. 177
[628]) Peuckert, Will-Erich: Die Nachbarn, Jb. f. vgl. Volkskd. 1, 1948, S. 5

LITERATURVERZEICHNIS

I. Quellen:

Schwankliteratur:

Bebel, Heinrich: Facetien, Hrsg. v. G. Bebermeyer, Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 276, Lpz. 1931.

Frey, Jakob: Gartengesellschaft 1556, Hrsg. v. Johannes Bolte, Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 209, Tüb. 1896.

Kirchhof, Hans-Wilhelm: Wendunmuth, Bd. 1—5 (1556, 1592—1601), Hrsg. v. H. Oesterley, Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 95—99, Stuttg. 1869.

Lindener, Michael: Rastbüchlein 1558, Hrsg. v. F. Lichtenstein, Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 163, Tüb. 1883.

ders.: Katzipori 1558, Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 163, Tüb. 1883.

Montanus, Martin: Schwankbücher 1557—1566, Hrsg. v. Hoh. Bolte, Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 217, Stuttg. 1899.

Enthält: Wegkürzer, Gartengesellschaft, Andreützo, Von untreuen Wirten und ihren Knechten, Thedaldus und Ermilia, Guiscardus und Sigismunda, Eine Augsburger Schmähschrift wider den Wegkürzer und Andreützo 1558.

Pauli, Johannes: Schimpf und Ernst 1522

a) Hrsg. v. Hermann Oesterley, Bibl. d. Lit. Ver. 85, Stuttg. 1866.

b) Hrsg. v. Joh. Bolte, 2 Bdd. Berlin 1924.

Schumann, Valentin: Nachtbüchlein 1559, Hrsg. v. Joh. Bolte, Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 197, Tüb. 1893.

Tunger, Augustin: Facetiae 1486, Hrsg. v. A. v. Keller, Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 118, Tüb. 1874.

Wickram, Georg: Rollwagenbüchlein, Hrsg. v. Joh. Bolte, Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 229, Tüb. 1903.

Drei Kölner Schwankbücher aus dem 15. Jahrhundert, Hrsg. v. J. A. Frantzen, Utrecht 1920.

Schnurren und Schwänke des franz. Bauernvolkes, Hrsg. v. E. K. Blümel, Romanische Meistererzähler 10, 1906.

Altdt. Schwank u. Scherz aus dem 16. u. 17. Jhdt., Anonym, Leipzig 1878.
Romane und Volksbücher:

Bütner, Wolfgang: Claus Narren Historien: Darinn begriffen werden feine Schimpffliche Wort vnd Reden / die Erbare Ehrenleute dem Clausen abgemerckt vnd nachgesagt haben / Zur Burgerlichen vnd Christlichen lehre / Wie andere Apologen / dienstlich vnd forderlich / Mit Reimen gedeutet vnd erkleret. Franckfurt am Mayn 1573.

Krüger, Bartholomäus: Hans Clawerts Werckliche Historien 1587, Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jhdts. Nr. 33, Halle 1882.

Wickram, Georg: Werke: Hrsg. v. Joh. Bolte

Bd. 1 Ritter Galmy, Gabriotto, Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 222, Tüb. 1901.

Bd. 2 Der Goldfaden, Der Knabenspiegel, Vom guten und bösen Nachbarn, Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 223, Tüb. 1902.

Bd. 3 Rollwagenbüchlein, Die sieben Hauptlaster, Bibl. d. Lit. Stuttg. 229, Tüb. 1903.

Bd. 4 Losbuch, Von der Trunkenheit, „Der Irr Reittend Bilger", Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 230, Tüb. 1903.

Fortunatus: Nach dem Augsburger Druck von 1509, Hrsg. v. H. Günther, Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jhdts. 240—241.

Hug Schapler: Hrsg. v. H. Kindermann, Volksbücher vom sterbenden Rittertum, Sammlung lit. Kunst- u. Kulturdenkmäler in Entwicklungsstufen, Bd. 1, 1928.

Lober und Maller: Ritter-Roman, Erneuert von Karl Simrock, Stuttgart 1860.
Dichtungen des 16. Jahrhundets, Hrsg. v. E. Weller, Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 119, Tüb. 1874.

Beispielsammlungen:

Gast, Johannes: Tomus primus Covivalium Sermonum utilibus ac iucundis historiis et sententijs, omni fere de re, quae in sermonem apud amicos dulci in conviviolo, incidere potest, refertus, ex optimis et probatissimis autoribus magno labore collectus, et iam quarto recognitus et auctus. Basiliae MDXLIX.

Tomus secundus Convivalium Sermonum, partim ex probatissimis historiographis partim exemplis innumeris, quae nostro seculo acciderunt, congestus, omnibus verarum virtutum studiosis utilißimus. Nunc primum in lucem editus. Basiliae MDXLVIII.

Hondorff, Andreas: Promptuarium Exemplorum, Historien vnd Exempelbuch, Frankfurt a. M. 1571.

Luscinius, O. (Nachtgal): Joci ac sales mire festivi, ab Othomaro Luscinio Argentino partim selecti ex bonorum utriusque linguae authorum mundo, partim longis peregrinationibus uisi et auditi, ac in Centurias duas digesti. MDXXIIII.

Manlius, Johannes: Locorum communium collectanea: a Johanne Manlio per multos annos, tum ex lectionibus D. Philippi Melanchthonis, tum ex aliorum doctissimorum virorum relationibus excerpta, et nuper in ordinem ab eodem redacta, iamque postremum recognita: in quibus varia non solum vetera sed improvis recentia nostri temporis exempla, similitudines, sententiae, consilia, bellici apparatus, stratagemata, historiae, apologi, allegoriae, sales et id genus alia utilissima continentur.

Cum praefatione D. Simonis Svlceri, Acad. Baslien Rectoris: et rerum atque verborum indice copioso. Anno MDXC

Melander, Otto (Holzapfel): Jocorum atque seriorum cum novorum, tum selectorum atque memorabilium. Mühlhus 1600.

Jocoseria. Das ist Schimpff vnd Ernst / darin nicht allein nutzliche vnd denckwurdige / sondern auch anmuhtige vnnd lustige Historien erzehlet vnd beschrieben werden. Lich MDCV.

Ravisius, J.: Officina Ravisii Textoris Nivernensis, nunc demum post tot editiones diligenter emendata, auchta, et in longé commodierem ordinem redacta, per Conradvm Lycosthenem Rubeaquensem Basiliae 1581.
Theatrum poeticum et historicum. Basiliae 1595.

Akten zum Bauernkrieg:

Aktenband zu „Der Deutsche Bauernkrieg", Hrsg. v. Günther Franz, München und Berlin 1935.

Akten zur Geschichte des Bauernkrieges in Mitteldeutschland, Hrsg. v. O. Merx, Berlin 1923.

Akten zur Geschichte des Bauernkrieges in Mitteldeutschland, Hrsg. v. W. P. Fuchs, Jena 1942.

Akten zur Geschichte des Bauernkrieges in Mitteldeutschland, Hrsg. v. Günther Franz, 1942.

Akten zur Geschichte des deutschen Bauernkrieges in Oberschwaben, Hrsg. v. Fr. L. Baumann, 1877.

Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges, Hrsg. v. Fr. L. Baumann, Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 129, 1877.

Luther und die Reformation:

Luther, Martin: Werke, Kritische Gesamtausgabe, Weimar.

ders.: Tischreden 1—6, Weimarer Ausgabe.

Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation, Hrsg. v. Otto Clemen, 4 Bdd. Leipzig 1907.

Satiren und Pasquillen aus der Reformationszeit, Hrsg. v. Oskar Schade, 3 Bdd. Hannover 1856 ff.

Volksliedersammlungen:

Der Bauer im deutschen Liede, Hrsg. v. Joh. Bolte, Berlin 189e. Acta Germanica I, 3.

Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jhdt., Gesammelt und erläutert von R. v. Liliencron, 4 Bdd. Leipzig 1865 ff.

Deutsches Leben im Volkslied um 1530, Gesammelt und erläutert von R. v. Liliencron, Berlin u. Stuttg. 1885.

Historische Volkslieder und Zeitgedichte vom 16. bis 19. Jhdt., Gesammelt und erläutert von August Hartmann, 2 Bdd. München 1907 u. 1910.

Volkslieder von der Mosel und Saar, Gesammelt von Carl Köhler, Hrsg. v. John Meier. 1896.

Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien, Hrsg. v. John Meier, 3 Bdd. Berlin u. Leipzig 1935 ff.

Historische Volkslieder aus dem 16. u. 17. Jahrhundert, Ges. u. hrsg. v. Ph. M. Körner, Stuttgart 1840.

Hundert ostpr. Volkslieder, Ges. von H. Frischbier, Leipzig 1893.

Sonstige Quellen:

Dedekind, Friedrich: Grobianus 1551, Verdeutscht v. Kaspar Scheidt. Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jhdts. Nr. 34/35, Halle 1882.

Freund, Michael: Deutscher Bauernkrieg. In: Dt. Volkstum 1934, 2. Halbjahr, S. 763 ff.

Gerloff, Wilhelm: Die Entstehung des Geldes und die Anfänge des Geldwesens. Frankfurt 1947.

Goedecke, Karl: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. 2 Reformationszeitalter 1886.

Görner, Otto: Vulgärschrifttum. In: Grundriß der Sächs. Volkskunde, Hrsg. Frenzel, Karg, Spamer, S. 350—357.

ders.: Volkskunde und Tageszeitung, In: Mitteldt. Bll. f. Volkskd. 8, 1933.

Grimm, Jakob: Deutsche Mythologie I—II, Güterloh 1875.

Grundmann, Herbert: Religiöse Bewegungen im Mittelalter, Berlin 1935.

Gumbel, Hermann: Deutsche Kultur vom Zeitalter der Mystik bis zur Gegenreformation. In: Handbuch der Kulturgeschichte. Potsdam 1936—39.
Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Hrsg. v. (Hoffmann-Krayer) und Bächtold-Stäubli, I—X, 1927 ff.

Heitz, Paul u. Ritter, Jos.: Versuch einer Zusammenstellung der deutschen Volksbücher des 15. u. 16. Jhdts. nebst deren späteren Ausgaben und Literatur. Straßburg 1924.

Herz, Kurt: Soziale Typen in den Prosaschwänken des 16. Jhdts. (Untersuchungen über das Wesen einer Unterhaltungsliteratur) Diss., Frankfurt/M. 1925. Maschinenschrift.

Holl, Karl: Geschichte des dt. Lustspiels. Leipzig 1923.

ders.: Luther und die Schwärmer. (Ges. Aufsätze z. Kirchengesch. 1, Tüb. 1921).

L'Houet, A. (Borée, W.): Zur Psychologie des Bauerntums. Tüb. 1905.

Huizinga, Johann: Herbst des Mittelalters. (Studien über Lebens- u. Geistesformen d. 14. u. 15. Jhdts. in Frankreich u. in den Niederlanden) Deutsch v. T. J. Mönckeberg, München 1924.

ders.: Erasmus (Deutsch v. Kaegi) 1928.

ders.: Wege zur Kulturgeschichte. Deutsch v. Kaegi 1934.

Janssen, Joh.: Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 2 Bdd. 1879.

Jesse, Wilhelm: Beiträge zur Volkskunde u. Ikonographie des Hasen. In: Volkskunde = Arbeit, Zielsetzung u. Gehalte. Otto Lauffer z. 60. Geburtstage. Berlin u. Leipzig 1934, S. 158—175.

Kaulfuss-Diesch, Karl: Das Buch der Reformation (Geschrieben von Mitlebenden) 1917.

Kauffmann, Georg: Die Geschichte der Universitäten, 2 Bdd., Stuttg. 1888. 1896.

Kawerau, Waldemar: Die Reformation und die Ehe. In: Schriften des Ver. f. Ref. Gesch. 39, Halle 1892.

ders.: Hans Sachs und die Reformation. In: Schriften d. Ver. f. Ref. Gesch. 26, Halle 1889.

Kindermann, Heinz: Die deutschen Schwankbücher des 16. Jhdts. (Ihre literarische Entwicklung u. kulturgeschichtliche Bedeutung) In: Heimatblätter d. dt. Heimatbundes Danzig 6, Heft 3.

Klaehn, Karsten: Luthers sozialethische Haltung im Bauernkrieg. Diss. Rostock 1940.

Koebner, Richard: Die Eheauffassung des ausgehenden Mittelalters. Diss. Berlin 1911.

Kruse, Johann: Hexen unter uns. Hamburg 1951.

Künssberg, Dietlnide Freiin von: Das Recht in Paulis Schwanksammlung, Diss. Heidelberg 1939.

Kuttner, Gerhard: Wesen und Formen der dt. Schwankliteratur des 16. Jhdts., Berlin 1934 (Germ. Studien 152).

Liepe, Wolfgang: Elisabeth von Nassau-Saarbrücken, Entstehung u. Anfänge des Prosaromans in Deutschland. Halle 1920.

Liebrecht, Felix: Zur Volkskunde (Alte u. neue Aufsätze), 1879.

Musculus, Andreas: Vom Hosenteufel. 1555, Hrsg. v. M. Osborn, Halle 1894, Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jhdts. Nr. 125.

Steinboewel, Heinrich: Decameron, Hrsg. v. A. v. Keller, Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 51, Stuttg. 1860.

Die Zimmersche Chronik, Hrsg. v. K. A. Barack, Bibl. d. Lit. Ver. Stuttg. 91—94, Tüb. 1868 f.

Lebensbeschreibung Herrn Götzens von Berlichingen, Hrsg. v. A. Leitzmann, Halle 1916 (Quellenschriften der neueren deutschen Literatur Nr. 2)

Die Sagen des Elsaß, Gesammelt und erläutert von Paul Stöber. St. Gallen 1852.

Die Sagen des Elsaß, Gesammelt von Paul Stintzi, 2 Bdd., Colmar 1929.

Kinder- und Hausmärchen, Gesammelt durch die Brüder Grimm. Jubiläumsausgabe, 3 Bdd., Leipzig 1907.

Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Bearbeitet von Joh. Bolte und Georg Polivka. 5 Bdd., Leipzig 1913 ff.

II. Sekundär-Literatur:

Andreas, Willy: Deutschland vor der Reformation, Stuttgart 1943, 4.
ders.: Die Kulturbedeutung der deutschen Reichsstadt zu Ausgang des Mittelalters. In: Dt. Vjsch. 6, 1928, S. 62—113.

Aubin, H.: Der Einfluß der Reformation auf die Geschichte der dt. Wirtschaft. Halle 1926.

Bartels, Adolf: Der Bauer in der dt. Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte Bd. 6, 1900).

Baumgarten, W.: Zum Thema Th. Müntzer, In: Mühlhäuser Geschichtsblätter, Bd. 33, 1930.

Beloch, Julius: Die Bevölkerung Europas im Mittelalter, In: Zt. f. Sozialwissenschaft 6, 1900, S. 405 ff.
ders.: Die Bevölkerung Europas zur Zeit der Renaissance. In: Zt. f. Sozialwissenschaft 11, 1900, S. 765 ff.

Bemmann, Rudolf: Thomas Müntzer, Mühlhausen in Thüringen und der Bauernkrieg. In: Festgabe G. Seeliger zum 60. Geburtstag. 1920.

v. Bezold, Friedrich: Die armen Leute und die deutsche Literatur des späteren Mittelalters. (Aus Mittelalter u. Renaissance 1918)

Bloch, Ernst: Thomas Müntzer als Theologe der Revolution. München 1921.

Bobertag, Felix: Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland. Breslau 1876—84.
ders.: Volksbücher des 16. Jahrhunderts, Berlin 1887.

Böckmann, Paul: Der gemeine Mann in den Flugschriften der Reformation. In: Dt. Vjsch. 22, 1944, S. 186—230.

Boehmer, H. u. Kirn, P. (Hrsg.): Der Briefwechsel Thomas Müntzers, 1931.

Borcherdt, Hans-Heinrich: Geschichte des Romans und der Novelle in Deutschland. 1. Teil: Vom frühen Mittelalter bis zu Wieland. Leipzig 1926.

Brandt, Otto-H.: Thomas Müntzer (Sein Leben und seine Schriften), Jena 1933.
ders.: Der große Bauernkrieg. Jena 1925.

Dopsch, Alfons: Die freien Marken in Deutschland. Ein Beitrag zur Agrar- und Sozialgeschichte des Mittelalters. 1933.
ders.: Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters. Wien 1928.
Elsaß-Lothringischer Atlas, Hrsg. v. G. Wolfram. Frankfurt 1931.

Engels, Friedrich: Der deutsche Bauernkrieg. Hamburg 1850.

Fauth, Gertrud: Jörg Wickrams Romane. Straßburg 1916.

Fehrle, Eugen: Deutsche Hochzeitsbräuche. Jena 1937.

Fraenkel, Siegmund: Zum Zauber mit Menschenbildern. In: Zt. f. Volkskd. 13, 1903, S. 440 f.

Franz, Günther: Der deutsche Bauernkrieg. München und Berlin 1933.
ders.: Die Entstehung der „Zwölf Artikel" der deutschen Bauernschaft. In: Archiv f. Reformationsgesch. 36, 1939, S. 193 ff.

Lier, Hermann Arthur: *Ottmar* Nachtigalls „Joci ac sales mire festivi". In: Archiv f. Litgesch. XI, 1882.

Lohmann, Annemarie: Zur geistigen Entwicklung Thomas Müntzers, In: Beiträge z. Kulturgesch. des Mittelalters u. d. Renaissance 47, 1931.

Lorck, Carl: Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst. 2 Bdd., 1882.

Mackensen, Lutz: Die Deutschen Volksbücher. Leipzig 1927.

Martini, Fritz: Das Bauerntum im deutschen Schrifttum von den Anfängen bis zum 16. Jhdt. Halle 1944.

Marx, Karl: Lohnarbeit und Kapital. Hrsg. v. K. Kautsky, Berlin 1929.

Marx, Otto: Thomas Münzer u. Heinr. Pfeiffer. Gött. 1889.

Matthias, Adolf: Gesch. d. dt. Unterrichts. München 1907.

Maurizio, Adam: Die Geschichte unserer Pflanzennahrung von den Urzeiten bis zur Gegenwart. Berlin 1927.

ders.: Die Getreide-Nahrung im Wandel der Zeiten, Zürich 1916.

Mogk, E.: Aberglaube. In: Hoops'RL 1, 1911/13, S. 4 ff.

Mombert, Paul: Bevölkerungslehre. In: Grundrisse zum Studium d. Nationalökonomie 15, 1929.

ders.: Gesch. d. Nationalökonomie. In: Grundrisse zum Studium d. Nationalökonomie 2, 1927.

Moser, Hans u. Zoder, Raimund: Deutsches Volkstum im Volksschauspiel u. Volkstanz. Berlin 1938.

Münch, Jette: Die sozialen Anschauungen des Hans Sachs in seinen Fastnachtsspielen. Diss. Erl. 1935.

Naumann, Hans: Grundzüge der Volkskunde (Wissenschaft u. Bildung 181, 1922).

ders.: Primitive Gemeinschaftskultur. Beiträge z. Volkskunde u. Mythologie. Jena 1921.

Peuckert, Will-Erich: Deutsches Volkstum in Märchen und Sage, Schwank und Rätsel. Berlin 1938.

ders.: Die große Wende. Hamburg 1948.

ders.: Der Ausgang des Mittelalters u. das Volksbuch. In: ZfDkde 50, 1936, S. 663 ff.

ders.: Deutscher Volksglaube im Spätmittelalter, Stuttgart 1942.

ders.: Volkskunde. Quellen u. Forschungen seit 1930. Bern 1951.

Pfeiffer-Belli, W.: Mönche u. Ritter, Bürger u. Bauern im dt. Epos des Spätmittelalters. Frankfurt 1934.

Podleiszek, Franz: Anfänge des bürgerlichen Prosaromans in Deutschland. In: Dt. Lit., Reihe Volks- u. Schwankbücher 7, 1933.

Sander, Paul: Geschichte des dt. Städtewesens. (Bonner Staatsw. Untersuchungen 6, 1922).

Sartori, Paul: Sitte und Brauch. Handbücher der Volkskunde, Bd. V—VIII, Leipig 1910.

Schairer, Immanuel: Das religiöse Volksleben am Ausgang des Mittelalters nach Augsburger Quellen, Diss. Tüb. 1913.

Scherer, Wilhelm: Die Anfänge des deutschen Prosaromans u. Jörg Wickram von Colmar. Straßburg 1877.

Schmidt, Erich: Wickram, Jörg. (Allg. dt. Biographie Bd. 42).

ders.: Deutsche Literatur im Elsaß. In: Archiv f. Literaturgeschichte 8, 1879

Schöffler, Herbert: Die Reformation. 1936.

Schmoller, Gustav: Deutsches Städtewesen (Bonner Staatswissenschaftliche Unters. 3, 1922).

Schröder, Carl: Der deutsche Facetus, Berlin 1911 (Palaestra LXXXVI).

Seidemann, J .K.: Thomas Müntzer, 1842.

Sombart, Werner: Der moderne Kapitalismus. Leipzig 1902.

Spamer, Adolf: Die deutsche Volkskunde. 1934.

Stadelmann, Rudolf: Das Zeitalter der Reformation. Potsdam 1936.

Stammler, Wolfgang: Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon, Bd. 1—4, 1933 ff.

Steinhausen, G.: Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1899.
ders.: Geschichte des deutschen Briefes. Berlin 1889.

Stolze, Wilhelm: Bauernkrieg u. Reformation. Leipzig 1926, In: Schriften d. Ver. f. Refgesch. 44, Heft 2.

Tross, Erich: Der oberdeutsche Bauer zur Zeit der Entstehung der neuzeitlichen Kultur. Diss. München 1917 (1919).

Uhland, Ludwig: Gesch. d. dt. Dichtkunst im 15. u. 16. Jhdt. In: U. Werke, Stuttg. 1901, S. 416—632.

Uhrig, Kurt: Der Bauer in der Publizistik der Reformation bis zum Ausgang des Bauernkrieges, In: Archiv f. Reformationsgeschichte 33, 1936.

Vogelhuber, Oskar: Geschichte der neueren Pädagogik. 1949.

Vollert, Konrad: Zur Geschichte der lateinischen Facetiensammlungen des XV. u. XVI. Jhdts. Berlin 1912 (Palaestra CXIII).

Waas, Adolf: Die große Wendung im deutschen Bauernkrieg, In: Hist. Ztschr. 158, 1938, S. 457 ff und 159, 1939, S. 22 ff.

Wackernagel, Rudolf: Geschichte des Elsaß. Basel 1919.

Waehler, Martin: Thüringische Volkskunde. Jena 1940.

Weber, Ludwig-Felix: Märchen u. Schwank. Eine stilkritische Studie zur Volksdichtung. Diss. Kiel 1904.
Wörterbuch der Volkswirtschaft, Hrsg. v. Ludw. Elster. 1931.

Wopfner, Hermann: Die Forschung nach den Ursachen des Bauernkrieges und ihre Förderung durch die geschichtliche Volkskunde (Hist. Ztschr. 153, 1936, S. 89—106).
ders.: Bauerntum, Stadt und Staat. In: Hist. Ztschr. 164, 1941, S. 229—260 und 472—495.

Wuttke, A.: Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Berlin 1900.

Zapf, Georg, W.: Heinrich Bebel nach seinen Leben und Schriften (Ein Beitrag zur älteren Literatur und Gelehrtengeschichte Schwabens). Augsburg 1803.

Zarncke, Friedrich: Die deutschen Universitäten im Mittelalter. Leipzig 1857.

Zimmermann, Wilh.: Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges. Hrsg. v. W. Blos. Stuttgart 1913.

Zitzen, E. G.: Bauer, Bauernstand. In: Staatslexikon, hrsg. v. H. Sacher, Bd. 1. 1926, S. 597—612.

III. Nachträge:

Althaus, P.: Luthers Haltung im Bauernkrieg. In: Luther Jb. 7, 1925, S. 1 ff.

Bechtel, H.: Wirtschaftsstil des deutschen Spätmittelalters. 1930.

v. Bezold, F.: Geschichte der Reformation. 1890.

Haendke, Berthold: Der Bauer in der Malerei von 1470—1550, In: Repertorium f. Kunstwissenschaft 35, 1912, S. 385—401.

Kaser, K.: Die Ursachen des Bauernkrieges in der Verschlechterung der Wirtschaftslage. In: Vjschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte 9, 1911.

Kelter, E.: Die wirtschaftlichen Ursachen des Bauernkrieges. In: Schmollers Jb. 65, 1941.

Kroker, E.: Luthers Tischreden als geschichtliche Quelle. In: Jb. d. Luther-ges. 1, 1919, S. 81 ff.

Radbruch, Renate M.: Der deutsche Bauernstand zwischen Mittelalter und Neuzeit. Ein kunstgeschichtlicher Versuch. München 1941.

Strieder, Peter: Das Volk auf deutschen Tafelbildern des ausgehenden Mittelalters. München 1939.

Inhaltsverzeichnis

Herausgegeben im Selbstverlag
Verein für Niedersächsisches Volkstum, e. V.
Landesverein Bremen im Deutschen Heimatbund
Mitglied des Niederdeutschen Rats und der
Wittheit zu Bremen

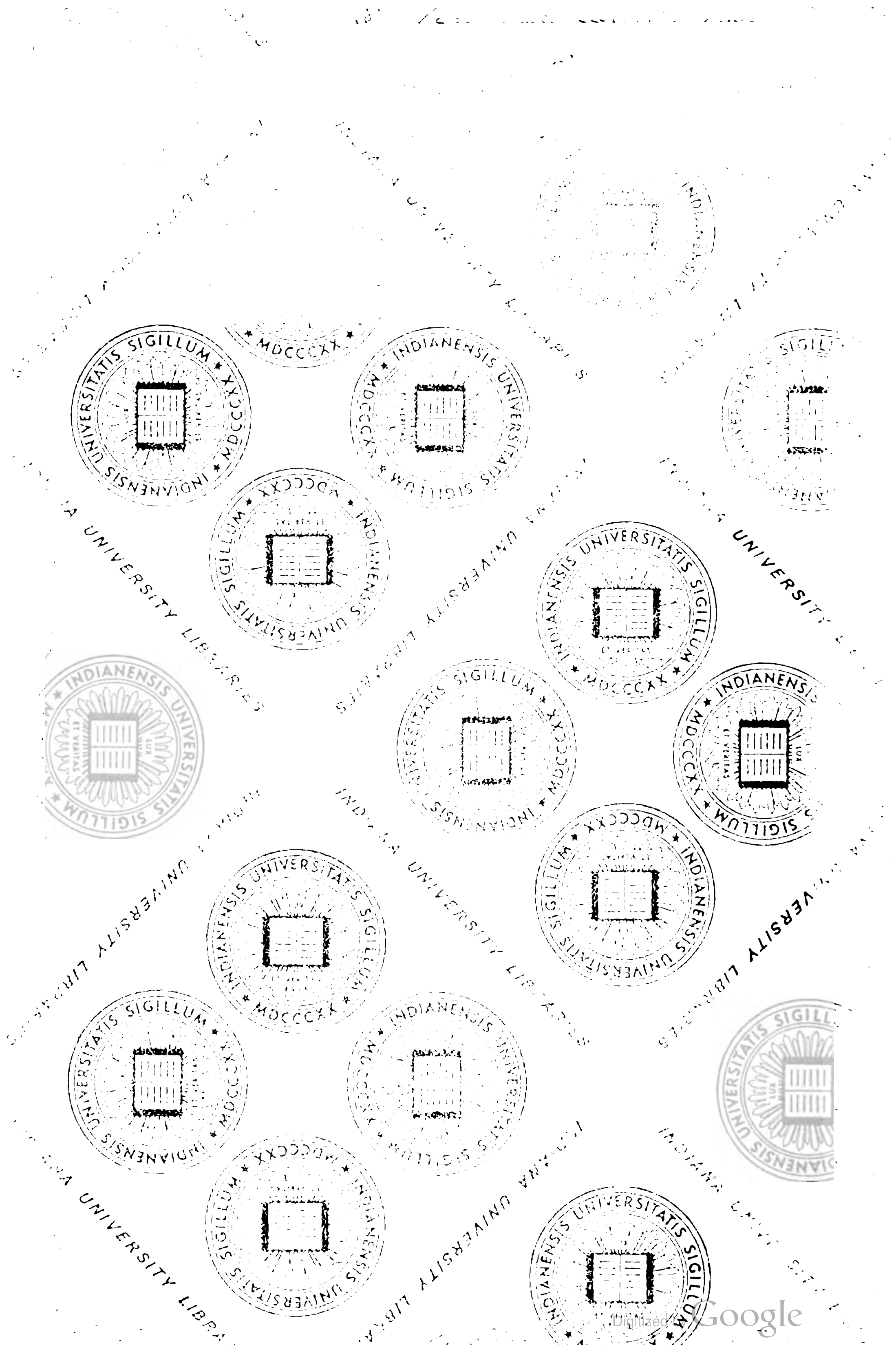
Schriftleitung:
Dr. Otto C. Carlsson, Bremen, An der Gete 43

Für die finanzielle Förderung dieses Jahrbuchs dankt der Verein der Wittheit zu Bremen

Für die Photos vom Rattenfängerstein danken wir dem Heimatmuseum in Hameln.

Gesamtherstellung:
Weser-Druckerei Diedrich Putscher, Bremen-Kattenturm

Dieses Jahrbuch kann durch die Geschäftsstelle des Vereins in
28 Bremen, Hoppenbank 3, Fernruf (0421) 32 76 25, bezogen werden.
Verkaufspreis: DM 10,80


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
MDCCCXX
Digitized by Google


3 0000 047 524 776


OCT 68
N. MANCHESTER,
INDIANA